

GEORGICA

Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte
Georgiens und Kaukasiens

Herausgeber:

Heinz Fähnrich, Jena (verantwortlich)

Gert Hummel, Saarbrücken

Mariam Lortkipanidse, Tbilisi

Winfried Orthmann, Halle

Wolfgang Schuller, Konstanz

Unter Mitarbeit von:

Niko Berdsenischwili, Tbilisi

Winfried Boeder, Oldenburg

Elgudsha Chintibidse, Tbilisi

Steffi Macher, Jena

Erhard Lange, Jena

Fairy von Lilienfeld, Erlangen

Marina Lortkipanidse-Piel, Jena

Günther Mansfeld, Tübingen

Parmen Sakaraia, Tbilisi

Surab Sardshweladse, Tbilisi

Karl Schlögel, Frankfurt/O.

Manfred Schmeling, Saarbrücken

Karl Horst Schmidt, Bonn

Rüdiger Schmitt, Saarbrücken

Kora Singer, Jena

Guram Tewsadse, Tbilisi



GEORGICA

Jahrgang 1995

Heft 18

UVK · Universitätsverlag Konstanz

Erscheinungsweise: Jährlich. Bezugspreis: Einzelheft DM 40,-, Jahresabonnement DM 35,-, Jahresabonnement für Studenten DM 20,-, jeweils zuzüglich Porto und Versandkosten. Die Bezugsdauer verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern nicht Abbestellung bis zum 15. November erfolgt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag.

Anschrift der Redaktion: c/o Prof. Dr. Heinz Fähnrich, Ebereschenstraße 6, D-07747 Jena-Lobeda

Die mit Namen gezeichneten Artikel sind Originalbeiträge. Sie brauchen nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wiederzugeben. Nachdruck bedarf der Genehmigung, Anfragen sind zu richten an den Verlag. Für unverlangt eingehende Manuskripte und Rezensionsexemplare wird keine Gewähr übernommen.

Sämtliche Beiträge dieser Zeitschrift sind urheberrechtlich geschützt. Unter den Schutz des Urheberrechtsgesetzes fällt auch die Vervielfältigung von einzelnen Beiträgen einschließlich der Vervielfältigung durch Fotokopien.

© Universitätsverlag Konstanz GmbH, Konstanz 1995

Einbandgestaltung: Riester & Sieber GmbH, Konstanz

Druck: Druckerei Konstanz GmbH, Konstanz

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

INHALT

.....

Geschichte

Dat Ninize: Aus der Geschichte des Kampfes um die Befreiung des Kreuzklosters zu Jerusalem	5
Gigi Nadiraze: Zur Rehabilitierung des Historikers Sulxan Baratašvili	13
D. Kandelaki: Materialien zur Biographie von Jakob Reineggs	18

Archäologie

A. E. Furtwängler, K. Picxelaure: Ausgrabungen in Tumbati (Kachetien) 1994	23
G. Lortkipanize, G. Dundua: Das numismatische Material von Tityunt (2. Jh. v. Chr. – 5. Jh. n. Chr.)	32

Sprache

B. Giginešvili: Zur Herkunft des Ethnonyms Tibaren	39
Z. Keraševa: Zur Problematik der Konvergenz- und Divergenz- prozesse in den adyghischen Sprachen unter dem Blickwinkel der Sprachkontakte	44
K. Horst Schmidt: Rekonstruktion und Transformation des protokartvelischen	51
S. Macher: Struktur und Semantik der oberimerischen Hydronyme	59
M. Šanize: »Sičqwa artrontawis« – ein altgeorgisches gramma- tisches Traktat	64
H. Fähnrich: Die Affrikaten /*č/ und /*çç/ in den nachisch- aghghanischen Sprachen	71

Literatur

S. Chotiwari-Jünger: Neue Dokumente zur Herausgabe des Romans »Das Schlangenhemd« von Grigol Robakidse in Deutschland	77
W. Pšawela: Der Schlangenesser (Teil 2)	83
A. Korn, M. Salaze: Nachdichtungen georgischer Lyrik	92

Religion

Annegret Plontke-Lüning: Über die Traditionen zum Gewand Christi in Mxeta und Trier	95
--	----

Kunst

Nino Simonišvili: Die »Apostelkommunion« der Gottesmutter-Kirche von Qinqvisi	108
Tamas Gersamia: Deutsche Baumeister in Tbilisi in der zweiten Hälfte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts	115

Rezensionen	118
--------------------------	-----

Berichte	128
-----------------------	-----

Verzeichnis der Autoren	130
--------------------------------------	-----

Tafeln	131
---------------------	-----

GESCHICHTE

.....

Duit Ninize

Aus der Geschichte des Kampfes um die Befreiung des Kreuzklosters zu Jerusalem

Die georgische Nation hatte ein besonderes Verhältnis zur heiligen Stadt Jerusalem, und das Königsgeschlecht der Bagriden hatte den Worten von Konstantin Porphyrogenetos zufolge »großen Gluben« an diese Stadt und das Grab des Heilands, denn »sie stammten aus Jerusalem«. Wegen ihres besonderen Verdienstes um das Christentum in Palästina und ihrer hartnäckigen Kämpfe gegen die Mohammedaner erhielten die Georgier bedeutende Privilegien: »... Sie haben die Saazenen sehr eingeschüchtert und füßen bei Angriffen den Persern, Medern und Assyren große Verluste zu [...] Sie heißen Georgier [...] Wenn sie hinziehen, um dem Grab Christi die Ehre zu erweisen, reiten sie mit wehenden Fahnen und ohne Zoll zu zahlen in die heilige Stadt hinein. Was die Sarazenen betrifft, so können sie es nicht wagen, sie zu belästigen, damit die Georgier nicht bei der Rückkehr an den ihnen benachbart lebenden Saazenen Rache nehmen«, bemerkt der Bischof Jacques de Vitry aus dem 12.–13. Jh. (Metreveli 1956: 0177).

Dem tschechischen Reisenden J. Has Štinský zufolge haben in der Kirche des Grabes Jesu Christi acht christliche Völker ihre Gebetsorte: Die römischen Katholiken haben 11 Heiligenbilder, vor

denen sie ihre Lichter anzünden, die Griechen 9, die Jakobiter 5, die Syrer 5, die Äthiopier 4, die Armenier 4, die Maroniten 5, die Georgier aber die meisten – 13, was ohne Zweifel von ihren besonderen Rechten an den »heiligen Stätten« zeugt (Čereteli 1960: 6f.). Es ist kein Zufall, daß Georgiens alte Hauptstadt Mxeta, die im Besitz des Gewandes Christi und des Umhangs des Elias ist, als »neues Jerusalem« bezeichnet wird, während das Kloster Gelati als »zweites Jerusalem« gilt.

Die georgischen Gebetsorte an den »heiligen Stätten« genossen in Georgien große Popularität und besondere Aufmerksamkeit. Eine herausragende Stellung nahm unter ihnen das Jerusalemer Kreuzkloster ein, arabischen Historikern zufolge (al-Yūnīnī, Abu l-Faḍā'il) »eine berühmte und großartige Kirche der Christen«, was einerseits dadurch bedingt war, daß es die Stätte des »allehrwürdigen Kreuzes des Lebens war, auf dem Christus, unser Gott, seine unvergänglichen Arme zu unserer Erlösung ausgestreckt hat« (Berzēnišvili 1940: 34).

Die Zerrüttung der georgischen Macht vom 13. Jh. an wirkte natürlich negativ auf die Situation der Georgier in Jerusalem. In der zweiten Hälfte des 13. Jh.s trug die Tätigkeit der Georgier an den »heiligen

Stätten« den Charakter eines erbitterten Kampfes. Das hatte gewisse Folgen: Das historisch-paläographische Studium der georgischen Inschriften am Tor des heiligen Grabes zeigte, daß gerade im 14.–15. Jh. das Streben der Georgier zu den heiligen Stätten Jerusalems und zum Grab des Herrn besonders wuchs (Gagošize 1962: 147). Diese Bemühungen waren durch gewisse Rechte untermauert, man könnte den Kampf der Georgier um Golgatha und dessen Inbesitznahme für eine bestimmte Zeit und anderes nennen (Abdalaze 1978: 135. 156f.). Interessant ist, daß sich in dieser schweren Zeit auf Beschluß der ägyptischen Mamelucken zum Schutz der georgischen Gläubigen ständig ein spezieller arabischer Beamter im Kreuzkloster zu Jerusalem aufhielt, dem es oblag, die Georgier in Aleppo zu erwarten und sie nach Jerusalem und wieder zurück zu begleiten (Žavaxišvili 1966: IV, 189).

Die Sicherung der heiligen Stätten Jerusalems durch die Muslime war gleichbedeutend mit der Verteidigung des nationalen Glaubens. Sie war eines der Mittel zur Bewahrung der nationalen Selbständigkeit. Die Nonne Marta betont in einem Brief an der Wende vom 17. zum 18. Jh.: »Wenn euch Jerusalem verlorengeht, wozu habt ihr dann noch den Glauben und das Bekreuzigen? [...] Das sollt ihr dem Sultan brieflich mitteilen [...] Entweder mache uns zu Türken oder töte uns oder nimm uns den Glauben und die Kirchen nicht weg.« (Meṭreveli 1956: 0194. 0181).

Die politische Schwächung Georgiens brachte auch das Kreuzkloster in eine schwierige Lage. Die Inbesitznahme des Kreuzklosters durch die Muslime Ägyptens im Jahre 1272/73 bedeutete für die Georgier nicht nur den Verlust einer christlichen Kirche – sie wurde als ein großes nationales Unglück aufgefaßt. Die Verwandlung des Klosters in eine Mo-

schee war eine überaus große Tragödie und eine Schmach für die Würde des nationalen Glaubens der Georgier (Žavaxišvili 1966: III, 269).

Mit dem Verlust des Kreuzklosters und seiner Umwandlung in eine Moschee konnte sich das georgische Königshaus nicht abfinden. Noch in den Jahren 1299–1300 erwies König Vaxtang III. bei seinem Eintreffen in Jerusalem beim Feldzug unter mongolischer Flagge dem »gefangengehaltenen« Kloster materielle Unterstützung, obwohl es ihm nicht gelang, es zu befreien. I. Žavaxišvili (1966: III, 270) verknüpfte die Befreiung des Klosters mit dem Namen Giorgis des Glänzenden: »Die Georgier setzten sich neben der Rückgewinnung des geraubten Kreuzklosters auch in den Besitz der ›Schlösser von Jerusalem‹.« Die ›Schlösser von Jerusalem‹ gelangten tatsächlich zur Zeit Giorgis V. des Glänzenden in georgische Hand, doch die Befreiung des Kreuzklosters ist mit einer anderen Persönlichkeit zu verknüpfen, die sich um die georgische Kolonie in Jerusalem besonderes Verdienst erworben hat. E. Meṭrevelis Forschungen zufolge ist das Davit VIII. (1293–1311), der Sohn von Dimitri II. dem sich Aufopfernden. Bekanntlich wurden für große Verdienste mehrere Seelenmessen gelesen, so auch im Fall von Davit VIII. Davits Leistung und die Tatsache der Klosterbefreiung haben in den Verzeichnissen der Seelenmessen des Klosters Widerspiegelung gefunden, wo er als »zweiter Erbauer« bezeichnet wird. Dies kann außer der Befreiung des Klosters »aus der Gefangenschaft« bedeuten, daß der König auch den Auftrag gab, die Kirche gründlich instand zu setzen (Meṭreveli 1962: 43). Obige Ansicht wird durch Nachrichten arabischer Quellen bestätigt, die auf die Regierungszeit Davits VIII. weisen (vor allem auf das Jahr 1305). Dies ist in der georgischen Historiographie eine *communis opinio*.

I-Maqrīzī (1364–1442), al-'Ainī (1361–141) und Muğir ad-Dīn (gest. 1521) zufolge wurden diplomatische Gespräche zur Befreiung des Kreuzklosters im Jahre 1305 geführt, als die Gebetsstätte auf Beschluss »gelehrter Leute« an die Georgier zurückgegeben wurde (Gočoleišvili 198: 34). Nach Ansicht von G. Gočoleišvili kann dies nicht im Jahre 1305 stattgefunden haben, weil al-Maqrīzī (nach dem Text der Ausgabe von Kairo) und auch al-'Ainī neben dem Jahr 1305 auch das Jahr 1310 als Datum der Freigabe des Klosters erwähnen. Das Jahr 1310 nennt auch Abu l-Faḍā'il. Gočoleišvili folgert: Das Jahr 1310 »ist eher in Rechnung zu stellen«, im Jahre 1305 »verfügte König Davit nicht über entsprechende Bedingungen, wie erwähnt hatte er in Mtiuleti Zuflucht gesucht« (Gočoleišvili 1988: 39). Danach soll sich Davit VIII. 1305 wegen Sannungen mit den Mongolen in Mtiuleti in Sicherheit gebracht haben; auf dem Thron habe sein Gegner, sein Bruder Vaxtang III., gesessen, und daher habe König Davit nicht als Organisator eines so bedeutenden Unternehmens in Erscheinung treten können. 1308 sei es Davit VIII. nach dem Tod von Vaxtang III. gelungen, den Thron zurückzugewinnen, und er habe in gewisser Hinsicht sein Verhältnis zu den Mongolen geändert. Daher »hatte Davit VIII. seither alle Möglichkeiten, darunter auch materielle, für die Rückgabe des Kreuzklosters und dessen Wohl zu sorgen«, bemerkt I. Gočoleišvili. Er äußert Zweifel daran, ob die Gesandtschaft des Jahres 1305 tatsächlich von Davit VIII. oder vielmehr von Vaxtang III. oder König Konstantine von Iixt-Imereti ausging (Gočoleišvili 1988: 39).

Das Jahr 1310 betrachtete G. Žaparize als Datum der Rückgabe des Kreuzklosters (Žaparize 1985a. 1985b). Die gleiche Ansicht vertritt V. Kiknaze: 1310 scheint nach Davit VIII. »mit den Mongolen ver-

söhnt zu haben (sie erkannten seinen Sohn Giorgi Mcire als Thronfolger an), im Jahr 1305 war er dagegen nach Mtiuleti geflüchtet, und daher wäre die Durchführung einer so bedeutenden Aktion weniger glaubhaft«, obgleich Kiknaze selbst um das Jahr 1304 die Möglichkeit der Beilegung des Konflikts zwischen Davit und den Mongolen sieht (Kiknaze 1989: 41. 43).

Das Studium chronologischer Fragen zu Beginn des 14. Jh.s ergab, daß Vaxtang III. aufgrund der wechselhaften und zugespitzten innenpolitischen Umstände an der Wende vom 13. zum 14. Jh., in der sogenannten »Mravalmepianoba« (Vielkönigszeit, 1298–1318) zweimal auf den Thron gelangte: 1298, als er im wesentlichen an den Feldzügen der Mongolen teilnahm und selten in Tbilisi residierte, und im Jahre 1302, zum zweiten Mal und mit realer Macht ausgestattet (Ninize 1989). Davit VIII., der sich 1297 gegen die Mongolen erhob und den Widerstand gegen die Mongolen anführte, suchte tatsächlich in den Bergen Ostgeorgiens Schutz, doch diese Sicherheit währte nur bis zum Jahre 1302: Dem »Zegli eristavta« zufolge übergab Vaxtang III. damals seinem Bruder Davit VIII. »Žavaxeti und Alastani und holte ihn von Gveleti zurück« (Qauxčišvili 1973: 248). Die von Žamtaaymcereli dargestellte Lage (Davit »hält sich sommers in Mtiuleti auf und winters in Kartli«) galt nur bis zum Jahre 1302. Danach befand er sich in Südgeorgien, und daher ist die Angabe von D. Gočoleišvili und V. Kiknaze, Davit VIII. sei 1305 in Mtiuleti, nicht richtig (vgl. hierzu Ninize 1987a. 1989; Ninize u. Sanaze 1990).

Eine andere Frage ist es, inwieweit Davit VIII. 1305 über geeignete Bedingungen verfügte, das Kreuzkloster zurückzugewinnen. War er damals in der Lage, ein so bedeutendes Unternehmen zu organisieren?

Obwohl Davit VIII. in die Provinz gegangen war (erst nach Mtiuleti, dann nach Žavaxet-Alaštani), hatte er dem politischen Leben nicht entsagt. Zwar befand sich der Königsthron in der Hand des Lagers seines Gegners Vaxtang III., doch besaß das Herrschaftsgebiet Davits VIII. in Südgeorgien, Žavaxeti mit dem Zentrum Alaštani, den Status einer quasipolitischen Einheit mit eigenem Verwaltungsapparat und anderen Attributen. T. Lomouri bezeichnet diesen Teil des Landes sogar als »Königreich« (Lomouri 1948: 74). Offensichtlich war Davit VIII. eine so bedeutende politische Figur, daß die Mongolen gezwungen waren, mit ihm zu einer Übereinkunft zu gelangen und ihm eine solche Macht zuzugestehen. Bemerkenswert ist, daß Davit VIII. in einem Zusatz zu einem armenischen Dokument aus dem Jahre 1304 als König Ostgeorgiens genannt wird (Abdalaze 1978: 17). Auch in einer Inschrift von Tmogvi aus dem Jahre 1303 erscheint Davit VIII. als König. Man hat vermutet, daß eine arabische Quelle, das ›Taṭqif‹ von al-Muḥibbī, gleichfalls Davit VIII. als Georgiens König in dieser Zeit betrachtete (Silagaze 1968), obgleich D. Gočoleišvili das bezweifelte: Da al-Muḥibbī eine Persönlichkeit der zweiten Hälfte des 14. Jh.s war und Ereignisse seiner Zeit beschrieb, ist nach Ansicht der Forscher in dem Davit dieser historischen Quelle Davit IX. zu sehen (Gočoleišvili 1988: 45).

Eine so aktive politische Persönlichkeit, wie sie Davit VIII. war, mußte nach dem Tode von Vaxtang III. noch aktiver werden. Das bestätigen auch D. Gočoleišvili und V. Kiḡnaze. Tatsächlich erzielte Davit VIII. eine Übereinkunft mit den Mongolen, wonach sie beschlossen, nicht den Sohn des ihnen treu ergebenen Vaxtangs III., sondern Giorgi VI. Mcire, den Sohn von Davit, auf den Königsthron zu setzen. Das ›Žegli eristavta‹ vermerkt,

daß die Feindseligkeiten zwischen ihnen sieben Jahre dauerten (Mesxia 1954: 347).

Die Meinungsverschiedenheiten begannen 1297, demzufolge hielt der Streit zwischen den Brüdern bis 1304 an. Was geschah 1304, das zur Einstellung der Feindseligkeiten zwischen den rivalisierenden Brüdern führte? Oder hat es überhaupt eine Übereinkunft gegeben? In direktem Zusammenhang mit diesem Problem steht die Frage, wann Vaxtang III. gestorben ist. Als Todesdatum Vaxtangs III. gilt in der georgischen Historiographie das Jahr 1308, obwohl es in keiner einzigen Quelle ausgewiesen wird. Gleichzeitig hebt Vaxuṣṭi hervor, daß »Vaxtangs Ende jedoch nicht klar ist« (Qauxčišvili 1973: 11). Im Zusammenhang mit dem Beginn des 14. Jh.s in Ostgeorgien bemerkt Vaxuṣṭi an einer Stelle: »Denn Kartli war ohne König, und König Davit hatte sich auf sein eigenes Gebiet zurückgezogen« (Qauxčišvili 1973: 253). Das bedeutet, daß Davit seit 1302 in Žavaxeti und Alaštani regierte (das damals »sein eigenes Gebiet« war). Aber warum ist Kartli in der Zeit des Khans Qazan »ohne König«? Eben hiermit steht Vaxtangs Tod in Verbindung: Als Khan Qazan im Jahre 1304 starb, bestieg Olžeitu den Thron. Mit ihm führte Davit VIII. Verhandlungen und erzielte eine Übereinkunft, auf deren Grundlage die Mongolen seinen Sohn Giorgi VI. Mcire aufforderten, den Thron Ostgeorgiens zu besteigen. Dies wurde einerseits dadurch möglich, daß der Führer des gegnerischen Lagers, Vaxtang III., zu dieser Zeit bereits verstorben war, und zwar zu einer Zeit, in der Qazan starb und Olžeitu die Regierung übernahm, d.h. im Jahre 1304. Wir müssen betonen, daß die Regierungszeit Vaxtangs III. 1304 endete (Qauxčišvili 1973: 348). Darum dauerte dem ›Žegli eristavta‹ zufolge der 1297 begonnene Streit sieben Jahre lang; als Vaxtang

Ilkstarb, war der Streit zu Ende (vgl. dazu Nüze 1987b).

Hinglich hatte Davit VIII. nach dem Tode Vaxtang's III. im Jahre 1304 endgültig freie Hand. Er war bereits einer der Herrscher Ostgeorgiens und eine einflussreiche politische Persönlichkeit. Daer trifft die oben erwähnte Ansicht, er habe 1305 nicht die Möglichkeit besessen, das Kreuzkloster zu befreien, unsere Ansicht nach nicht zu. Es spricht auch nichts dafür, daß sich das Verhältnis König Davits zu den Mongolen im Jahre 1305 geändert hat. Die Übereinkunft mit den Mongolen kam in den Jahren 1304/1305 zustande, und sein Sohn Giorgi wurde zum Khan gesandt, um von ihm den Thron zu erhalten, den er im Jahre 1308 bestieg. Bis dahin regierte Davit VI. den Staat allein. Die Bevölkerung Georgiens erkannte ihn als König des Landes an, und dies gestattete es, in ihm den Organisator der Gesandtschaft des Jahres 1305 zu sehen. Davit VIII. besaß dazu alle Mittel, auch materielle.

Was das Jahr 1310 betrifft, so betrachtete ihn die Bevölkerung Georgiens auch damals noch als rechtmäßigen König, doch offenbar konnte Davit VIII. gegen Ende seines Lebens nicht mehr so aktiv am politischen Leben teilnehmen, weil er schwer erkrankt war. Žamtaaymcereli berichtet: »Eine schlimme Krankheit befiel ihn, lähmte ihm Hände und Füße und machte sie bewegungsunfähig [...] Von der schweren Krankheit befallen, wurde er schwach« (Qauxčišvili 1959: 211). Und ein Stück weiter heißt es: »Und es starb im dritten Jahr König Davit, von bösen Krankheiten angegriffen« (ebenda 218). Deshalb ist im Jahre 1310, als sein Tod nahe bevorstand, ein so bedeutendes Unternehmen unter seiner Führung weniger wahrscheinlich. Außerdem ist hervorzuheben, daß rein rechtlich 1310 der von den Mongolen bestätigte Giorgi VI. Meire König Georgiens war; wenn die Ge-

sandtschaft nach Jerusalem und die Befreiung des Kreuzklosters damals stattgefunden hätten, so hätte man von einer Gesandtschaft Giorgi VI. sprechen müssen:

Verweilen wir noch bei einigen anderen Nachrichten, welche die These unterstützen, daß Davit VIII. im Jahre 1305 das Kreuzkloster befreit hat. In den Jahren 1301–1304 besiegte das Heer des Sultans von Ägypten dreimal die vereinten Truppen von Khan Qazan und Vaxtang III. Es war ersichtlich, daß die Ilkhane nicht mehr in der Lage waren, Syrien und Palästina zu erobern. Dieses Moment machte sich Davit VIII. zunutze, führte Verhandlungen mit Ägypten, verstand es, eine Annäherung zu erreichen und schaltete in diese Beziehungen auch Konstantinopel mit ein: die Abgesandten des georgischen Königs begaben sich erst nach Byzanz und unterrichteten den Kaiser vom Wunsch Davits VIII. Andronikos II. (1282–1328) ließ die georgischen Gesandten von seinem eigenen Gesandten begleiten. Vermittels dieser Gesandtschaft versprach Georgien zugleich mit der Bitte um Rückgabe des Kreuzklosters Ägypten ein Bündnis und Beistand. Dem war, wie gesagt, eine weitere Schwächung des Lagers der Gegner Davits VIII. durch den Tod von Khan Qazan und Vaxtang III. im Jahre 1304 vorausgegangen. Im Jahre 1305 wurde die diplomatische Mission erfolgreich abgeschlossen, der ägyptische Sultan kam der Bitte Davits VIII. nach und gab den Georgiern die heilige Gebetsstätte zurück. Diese Tatsache bezeichnet I. Žavaxišvili als »diplomatischen Sieg« (Žavaxišvili 1966: III, 270). 1305 begann eine »neue Zeit« in den diplomatischen Beziehungen zwischen Georgien und Ägypten (Silagaze 1968: 99). In der gleichen Zeit gelang es Davit VIII. auch, das Verhältnis zu den Mongolen zu bessern.

Einer offiziellen Nachricht des griechischen Patriarchats von Jerusalem zufolge ist das Kreuzkloster im Jahre 1308

bereits befreit. In diesem Jahr erhielten die Georgier Golgatha. Nach dem französischen Forscher R. Janin »ließen die Georgier im Jahre 1308 mit Unterstützung des griechischen Kaisers Andronikos II. den Mameluken-Sultan von Ägypten das Golgatha-Kloster als ihr Eigentum bestätigen« (Janin 1992: 9). In dieser Nachricht des griechischen Patriarchats von Jerusalem ist das Jahr 1308 genannt, und es werden darin die schon vor der Erringung von Golgatha in georgischem Besitz befindlichen Klöster aufgezählt, darunter das Jerusalemer Kreuzkloster (Peradzé 1937: 188), was dafür spricht, daß es zu dieser Zeit bereits befreit war. Folglich stützt auch diese Nachricht das Datum von 1305 und schließt das Jahr 1310 aus. R. Janin (1992: 18) datiert aufgrund der ihm zur Verfügung stehenden Kenntnisse die Gesandtschaft und die Rückgabe des Kreuzklosters in das Jahr 1305.

Daß diese Ereignisse mit dem Namen Davits VIII. verknüpft werden, belegen unstrittig die Listen für die Seelenmessen aus dem Kreuzkloster selbst, wo er als »zweiter Erbauer« bezeichnet wird, »der das von den Sarazenen geraubte Kloster und die in eine Moschee verwandelte Kirche wieder in eine Kirche und Gebetsstätte umwandelte und für die Georgier wieder aufbaute« (Meṭreveli 1962: 106). Nach E. Meṭreveli ist es schwierig, an der Nachricht der Seelenmeß-Listen zu zweifeln, denn die Seelenmesse wurde für König Davit im Zusammenhang mit der Rückgabe des Klosters gelesen (ebenda 46).

Es gibt noch eine Nachricht, und zwar einen unmittelbaren Hinweis von Muḡīr ad-Dīn 'Abd ar-Raḥmān ibn Aḥmad ad-Dulaim al-'Umarī (gest. 1522) aus dem ersten Viertel des 16. Jh.s, der besagt, daß im Jahre 705 am 1. Muḥarram (am 24. Juli 1305) bei Sultan Nāṣir Muḥammad's Stellvertreter Gesandte der Herr-

scher von Georgien und Konstantinopel erschienen und um Rückgabe des Kreuzklosters ersuchten (Silagaze 1968: 95).

In der georgischen Historiographie ist bekannt, daß der in al-'Umaris »Ta'rif« (verfaßt im Jahre 1341) genannte König »Bartilma«, der mit Giorgi dem Glänzenden gleichzusetzen ist, mit dem Sultan Verhandlungen über das Kreuzkloster geführt habe. Wie soll die Befreiung des Kreuzklosters durch Davit VIII. im Jahre 1305 mit dem gleichen Ereignis zur Zeit von Giorgi dem Glänzenden in Übereinstimmung gebracht werden?

Nach Ansicht von E. Meṭreveli irrt die arabische Quelle, wenn sie als Initiator der Befreiung des Kreuzklosters »Bartilma« nennt. Nach Meinung von D. Žyenti (1983: 170) war es Giorgi der Glänzende, der das durch Schicksalsschläge verlorengegangene Kreuzkloster zu Jerusalem zurückgeführt hat. V. Kiknaze (1989: 63) zufolge wird die Befreiung des Klosters aus den Händen der Muslime im Laufe der Zeit strittig; aufgrund der instabilen politischen Lage Georgiens wurde es nötig, das Kloster mehrmals zu befreien; damit seien die nochmaligen Versuche Giorgis V. zu erklären, es wieder auszulösen. Nach Kiknaze könnte die nochmalige Wiedergewinnung des Kreuzklosters in den Worten des »Jegli eristavta« gemeint sein: »die Erfüllung jedes seiner Anliegen«; hierunter könnte die Rückgabe des Klosters zu verstehen sein.

Giorgi V. der Glänzende organisierte zweimal Gesandtschaften an den ägyptischen Hof: 1316 und 1320. Die Gesandtschaft des Pipaj Kvenipneveli aus dem Jahre 1316 hatte die Erlangung der »Schlösser von Jerusalem« zur Folge (Silagaze 1968: 102f.), d. h. die Übergabe der Kirche des heiligen Grabes Christi an Georgien. Zugleich hat sich Pipaj besonderes Verdienst auch um das Kreuzkloster erworben: in der Tischendorf-

Handschrift der Seelenmessen ist das Verdienst von Pipaj und dessen Vater Šava, dem Eristavi des Ksani-Tals, hervorgehoben, dagegen sind die anderen Vertreter der Eristavis aus dem Ksani-Tal in dieser Handschrift nicht erwähnt.

¹ Lominaze (1979: 665) und D. Gočolevili (1988: 43) vermuten, al-'Umarī habe aufgrund der Erlangung des Grab Christi und anderer Privilegien »Bar-tiḥa«, Giorgi den Glänzenden, in Zusammenhang mit der Befreiung des Kreuzklosters gebracht. Unseres Erachtens erfolgte die Übergabe von Christi Grab an die Georgier im Jahre 1316. Der Giorgi V. der Glänzende nach den Untersuchungen V. Kiknazes im Jahre 118 den Thron bestieg, während zur Zeit der Gesandtschaft 1316 Giorgi VI. Mire regierte, ist nach Ansicht von C. Araxamia (1988: 104) der Initiator der Gesandtschaft aus der Nachricht des »geli eristavta« mit Giorgi VI. Mire glichzusetzen. Bei der Kärgung dieser Frage sind zwei Aspekte zu berücksichtigen: 1. der Charakter der Zeit der »Provinzkönige« und der Status der »noch nicht gekrönten Könige« und 2. der Machtstatus Giorgis V. des Glänzenden in den Jahren 1299–1318. Zwar konnte Giorgi nach seiner Krönung den Thron nicht besteigen, doch die Zählung seiner Herrschaftsjahre beginnt von diesem Jahr an und nicht ab 1314 oder 1318 (Mire 1989). Im Jahre 1316, in der Woche der »Provinzkönige«, konnten sowohl Giorgi Mire als auch Giorgi der Glänzende unter dem Titel »König« wirken. Wenn wir daher die Aktivität Giorgis des Glänzenden in dieser Periode berücksichtigen, u. a. seine Beteiligung an der Niederschlagung des gegen die Mongolen gerichteten Aufstandes (Kiknaze 1987: 219), halten wir es für durchaus möglich, daß er der Initiator der Gesandtschaft des Pipaj vom Jahre

1316 zur Gewinnung der »Schlösser Jerusalems« gewesen ist. Was die zweite Gesandtschaft des Jahres 1320 betrifft, so muß sie u. E. mit der »Restaurierung« des Klosters in Verbindung stehen. Möglicherweise erfolgte damals nicht eine nochmalige Rückgabe des Klosters, sondern dessen Erneuerung und Wiederaufbau unter Führung Giorgis des Glänzenden. Dieses Verdienst fand auch in den Verzeichnissen der Seelenmessen für König Giorgi und Pipaj Kvenipneveli seinen Niederschlag. Eine Folge dieser Gesandtschaft scheint auch die in dieser Zeit vorgenommene Erneuerung bzw. der Aufbau anderer georgischer Gebetsstätten gewesen zu sein. Diesbezüglich ist eine Nachricht des arabischen Historikers al-'Ainī (1361–1451), die das Jahr 1320 betrifft, von besonderem Interesse: In diesem Jahr gestattete man dem vom Khan der Goldenen Horde Uzbek (1312–1341) abgesandten Scheich Noman beim Sultan von Ägypten nicht, in Jerusalem ein Gebetshaus für den großen Allah zu errichten, während Giorgi der Glänzende die Erlaubnis erhielt, dort eine christliche Kirche zu bauen (Kiknaze 1982: 55). Es ist nicht auszuschließen, daß auch das eine der zentralen Aufgaben der Gesandtschaft des Pipaj von 1320 gewesen ist.

Aus all dem folgt, daß die Befreiung des Jerusalemer Kreuzklosters von den Muslimen im Jahre 1305 auf Initiative von Davit VIII. geschah. 1316 erlangte Georgien durch die Gesandtschaft von Pipaj Kvenipneveli die Gebetsstätte am Grab Christi, die »Schlösser von Jerusalem«, und die Gesandtschaft des Jahres 1320 hatte die Erneuerung des Kreuzklosters und den Aufbau bzw. die Erneuerung einiger anderer georgischer Gebetsstätten zur Folge. Organisator der Gesandtschaften von 1316 und 1320 war Giorgi V. der Glänzende.

LITERATURVERZEICHNIS

- Abdalaze 1978: *სომხურ ხელნაწერთა XIV-XV საუკუნეების ანდერძების (პიშატაკარანების) ცნობები საქართველოს შესახებ, ძველი სომხურიდან თარგმნა, ... ა. აბდალაძემ* [Informationen über Georgien in den schriftlichen Zusätzen armenischer Handschriften des 14.-15. Jh.s, aus dem Altarmenischen übersetzt ... von A.], Tbilisi
- Araxamia 1988: *გ. არახამია, ძველი ქართული საგვარეულო მატრიანები* [Altgeorgische Familienchroniken], Tbilisi.
- Berzinišvili 1940: *დოკუმენტები საქართველოს სოციალური ისტორიიდან I, ბატონყმური ურთიერთობა (XV-XVI სს.), ნ. ბერძენიშვილის რედ.* [Dokumente aus der Sozialgeschichte Georgiens I], Tbilisi.
- Čereteli 1960: *გ. წერეთელი, უძველესი ქართული წარწერები პალესტინიდან* [Die ältesten georgischen Inschriften aus Palästina], Tbilisi.
- Gagošize 1962: *გ. გაგოშიძე, ქართველ მლოცველთა წარწერები იერუსალიმის უფლის საფლავის კარიბჭეზე* [Inschriften georgischer Beter am Tor zum Grab des Herrn in Jerusalem], მაცნე [Macne] 1962/1.
- Gočoleišvili 1988: *XIV-XV სს. არაბი ისტორიკოსების ცნობები საქართველოს შესახებ, არაბულიდან თარგმნა, ... დიტო გოჩოლეიშვილმა* [Mitteilungen arabischer Geschichtsschreiber des 14.-15. Jh.s über Georgien, aus dem Arabischen übersetzt ... von Dičo G.], Tbilisi.
- Janin 1992: *რ. ჯანენი, ქართველები იერუსალიმში* [Georgier in Jerusalem], რელიგია 1992/10.
- Kiknaze 1982: *ვ. კიკნაძე, XIV ს. I ნახევარის საქართველოს კულტურის ისტორიის ზოგიერთი საკითხი* [Einige Fragen der Geschichte der georgischen Kultur in der ersten Hälfte des 14. Jh.s], საქართველოს ისტორიის საკითხები, Tbilisi.
- Kiknaze 1987: *ჟამთააღმწერელი, ასწლოვანი მატრიანე, ტექსტი გამოსაცემად მოამზადა...რ. კიკნაძემ* [Žamtaaymčereli, Die Hundertjahres-Chronik, Text zur Edition vorbereitet... von R. K.], Tbilisi.
- Kiknaze 1989: *ვ. კიკნაძე, საქართველო XIV საუკუნეში* [Georgien im 14. Jh.], Tbilisi.
- Lominaze 1979: *ბ. ლომინაძე, საქართველო XIV ს. პირველ ნახევარში, მონღოლთა ბატონობის გადაშენება, გიორგი V ბრწყინვალე* [Georgien in der ersten Hälfte des 14. Jh.s, der Niedergang der Mongolenherrschaft, Giorgi V. der Glänzende], საქართველოს ისტორიის ნარკვევები III, Tbilisi.
- Lomouri 1948: *თ. ლომოური, დავით VII-ის და ვახტანგ III ფულები* [Die Münzen Davits VII. und Vaxtang III.], საქართველოს სახელმწიფო მუზეუმის მოამბე XVB, Tbilisi.
- Mesxia 1954: *ძველი ერისთავთა, ტექსტი გამოსცა, ... შ. მესხიამ* [Žegli eristavta, Textedition ... von S.M.], მასალები საქართველოსა და კავკასიის ისტორიისათვის 30, Tbilisi.
- Metreveli 1956: *ტიმოთე გაბაშვილი, მიმოსვლა, ტექსტი გამოსაცემად მოამზადა ... ე.მეტრეველმა* [Timote Gabashvili, Umherreise, Text zur Edition vorbereitet ... von E. Metreveli], Tbilisi.
- Metreveli 1962: *ე. მეტრეველი, მასალები იერუსალიმის ქართული კოლონიის ისტორიიდან (XI-XVII სს.)* [Materialien aus der Geschichte der georgischen Kolonie zu Jerusalem (11.-17. Jh.)], Tbilisi.
- Ninize 1987a: *დ. ნინიძე, სოფელ ალასტანის ისტორიიდან* [Aus der Geschichte des Dorfes Alastani], მასალები საქართველოს სოფლების ისტორიისათვის 3, Tbilisi.
- Ninize 1987b: *დ. ნინიძე, ვახტანგ III გარდაცვალების თარიღისათვის* [Zum Todesjahr von Vaxttang III], ახალგაზრდა მეცნიერთა შრომები 14.
- Ninize 1989: *დ. ნინიძე, XIV საუკუნის დამდეგის საქართველოს ისტორიის რამდენიმე ისტორიულ-ქრონოლოგიური საკითხი* [Einige historisch-chronologische Fragen der Geschichte Georgiens am Beginn des 14. Jh.s], თ ს უ შრომები [TSU Šromebi], 283, Tbilisi.

- Niŕze u. Sanaze 1990: დ. ნინიძე, მ. სანაძე, პოპანავანქის მონასტრის ეგვტრის წარწერა და აასტანელ »პროვინციის მეფეთა« ისტორიის ზოგიერთი საკითხი [Die Bethausinschrift des Kisters Hovhanavank und einige Fragen zur Geschichte der »Provinzkönige« von Alastani], *მეც* 1990.
- Peidzé 1937: G. Peradzé, An account of the Georgian monks and monasteries in palestine, *Corgica* 4-5 (1937).
- Qaxčšvili 1959: ჟამთთაღმწერელი, ქართლის ცხოვრება II, ტექსტი დადგენილი... ს. ყაუხჩიშვილის მიერ [Kartlis Cxovreba II, Text... ermittelt von S.Q.], Tbilisi.
- Qaxčšvili 1973: ეახუშტი, ქართლის ცხოვრება IV, ტექსტი დადგენილი... ს. ყაუხჩიშვილის მიერ [Kartlis Cxovreba IV, Text... ermittelt von S.Q.], Tbilisi.
- Silgaze 1968: ბ. სილაგაძე, მასალები საქართველო-ეგვიპტის ურთიერთობის ისტორიისათვის [Materialien zur Geschichte der georgisch-ägyptischen Beziehungen], ქართული წყაროთმცოდნეობა 2, Tbilisi.
- Vicent u. Abel 1926: H. Vincent, J.-M. Abel, Jerusalem, Recherches de topographie, d'archéologie et d'histoire, Jérusalem nouvelle 2, Paris.
- Žaxišvili 1966: ი. ჯავახიშვილი, ქართველი ერის ისტორია [Geschichte der georgischen Nation], Tbilisi III (1966), IV (1967).
- Žarize 1985a: გ. ჯაფარიძე, XIV საუკუნის არაბი ენციკლოპედისტი იერუსალიმის ჯვრის მოწმის შესახებ [Ein arabischer Enzyklopädist des 14. Jh.s über das Jerusalemer Kreuzkloster], *მაცნე* [Macne] 1985/3.
- Žarize 1985b: გ. ჯაფარიძე, ქართველები იერუსალიმში (ახლადმოკვლეული არაბული დოკუმენტების შუქზე) [Die Georgier in Jerusalem (im Licht eines neu entdeckten arabischen Dokuments)], *ლიტერატურული საქართველო* [Literaturuli sakartvelo], 15.2.1985.
- Žnti 1983: დ. ჟღენტა, იერუსალიმის ქართული მონასტრის ისტორიიდან [Aus der Geschichte des georgischen Klosters in Jerusalem], *მაცნე* 1983/2.
- Žirize 1986: ე. ჯვარიძე, გიორგი ბრწყინვალე და ქართული ეკლესია [Georgi der Glänzende und die georgische Kirche], *ჯვარი გაზისა* 1986/1.

Georgi Nadiraze

Zr Rehabilitierung des Historikers Sulxan Baratašvili

Unter den namhaften georgischen Historikern des 19. Jh.s nimmt Sulxan Bratašvili (1821–1866) einen besonderen Platz ein. Er verfügte über ein solches Kenntnis europäischer Sprachen und konnte sich sehr gut in der europäischen Literatur und in den Forschungsmethoden der europäischen Geschichtswissenschaft aus.

Baratašvili arbeitete viel und fruchtbar über Fragen der Geschichte Georgiens. Neben Aufsätzen in Periodika schrieb er ein fünfbändiges Werk »Ge-

schichte Georgiens«, das in den Jahren 1865–71 in Petersburg in russischer Sprache veröffentlicht wurde; es umfaßt den Zeitraum von den Anfängen bis zum 18. Jh.¹ Der erste Band wurde 1888 ins Französische übersetzt²; eine georgische Übersetzung von Silovan Xundaze erschien am Ende des 19. Jh.s.³ Wer die Ent-

1. [C.] Баратов, История Грузии, 5 Bde., S. Petersburg (1865–1871).
2. Histoire de Géorgie, par [d.h. übersetzt von] J. Mourier, Tiflis (1886).

wicklung des georgischen historischen Denkens im 19. Jh. kennenlernen will, kann nicht umhin, die wissenschaftlichen Verdienste Baratašvilis zu berücksichtigen.

Die georgische Geschichtswissenschaft hat sich mehrfach mit den Arbeiten Baratašvilis beschäftigt. Zu nennen sind hier V. Tulašvili, T. Saxoķia, D. Bakraze, S. Xundaķe, D. Starosel'skij, M. Lortkipanize, Š. Mesxia, A. Baramize, K. Antaķe, K. Mešveliani und M. Kalandaķe. Um jedoch S. Baratašvilis Rolle in der georgischen Historiographie wirklich würdigen zu können, ist es erforderlich, ihn als Wissenschaftler zu rehabilitieren. Ich will versuchen verständlich zu machen, worum es dabei geht.

Im Jahr 1934 erschien ein Buch von Grigol Nataķe, das sich mit dem Forscher S. Baratašvili kritisch auseinandersetzt.⁴ G. Nataķe, der »von den georgischen Historikern als erster die Geschichte von den Positionen der marxistischen Weltanschauung aus zu untersuchen begann«⁵, beurteilte die Weltsicht Baratašvilis entsprechend negativ. Dieses harte Urteil gründete sich nicht auf allgemein gültige wissenschaftliche Prinzipien. Vielmehr war der ideologisch begründete Kampf gegen nichtmarxistisch Denkende, den das sowjetische Imperium führte, Teil der Staatspolitik. Der Marxismus wurde auch für diejenigen zum Maßstab, die lange vor der »Anerkennung« dieser Theorie geforscht und gewirkt hatten. Er verdammte »konservative« Anschauungen und erklärte denen den Krieg, die für Gott, Heimat und Vergangenheit Sympathie zeigten. Dabei bewiesen auch georgische Marxisten erstaunlichen Eifer: »Für uns gibt es keine nationale Kultur, die Nationalsprache hat bedingten und vergänglichen Wert. Was die nationalen Sitten und Gebräuche betrifft, so sind sie nur ein Ausdruck des Konservatismus.«⁶

Die »Philosophen« der neuen Zeit, die sich auf die hohe Autorität der marxistischen Denker beriefen, führten schon in den ersten Jahren der Sowjetmacht einen gnadenlosen Kampf gegen anders denkende Wissenschaftler. Dabei scharte die kommunistische Obrigkeit mit der Zeit Menschen um sich, die vorbehaltlos die herrschende Ideologie »anerkannten« und ihr dienten. Auch wenn man versucht, diese Erscheinung zu rechtfertigen und nur dem politischen System die Schuld zu geben, das Wissenschaftler zwang, gegen ihre eigene Einstellung zu handeln, so ändert dies nichts an der Tatsache, daß die wissenschaftliche Forschung ihren eigenständigen Entwicklungsweg aufgab und daß die Treue gegenüber den wissenschaftlichen Prinzipien durch die Unterwerfung unter die politische Konjunktur ersetzt wurde.

Die sowjetische Ideologie legte zur Bewertung menschlichen Gedankenguts ein zuvor nie gehörtes Kriterium fest: Der Marxismus »ist das gesetzmäßige Erbe all dessen, was die Menschheit an Bestem im 20. Jh. geschaffen hat«⁷. Gegen diese »Panazee« zu rebellieren, kostete vielen Wissenschaftlern das Leben. Viele Früchte glanzvoller Begabungen wurden von dichtem Nebel verhüllt, oder es wurde verboten, sich mit ihnen vertraut zu machen. Nachdem dies siebzig Jahre lang gegolten hat, geht es heute darum, mit aller Kraft zu versuchen, ungerechtfertigt verurteilte Wissenschaftler wieder in ihre Rechte einzusetzen.

Das betrifft auch die wissenschaftlichen Verdienste von S. Baratašvili. Im vorlie-

3. ს. ბარათაშვილი, საქართველოს ისტორია.

4. Г. Натадзе, Сулхан Баратов как историк Грузии (1934).

5. ქართული საბჭოთა ენციკლოპედია Bd. 7, 298.

6. ფ. მაზარაძე, თხზულებანი 4 (1926) 55.

7. ვ. ი. ლენინი, თხზულებანი⁴, Bd. 19, 4.

genen Beitrag, der nur einen Teil dieses Themas berührt, will ich versuchen, an einigen Punkten aufzuzeigen, wie unbegründet die Angriffe von G. Nataze in seiner Buch über Baratašvili sind.

Zunächst ist von Interesse, welche Aufgaben sich Nataze stellte. »Das Institut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften hat sich eine Reihe von Arbeiten vorgenommen, um mittels einer kritischen Vorgehensweise den Einfluß dieser oder jener Klassenideologie auf die Bearbeitung der Geschichte Georgiens aufzudecken [...] Wir werden es mit den kaukasushistorikern des 19. Jahrhunderts zu tun haben [...], die weit entfernt sind vom Niveau der modernen oder der europäischen bürgerlichen Geschichtsschreibung und noch weiter von jener waren wissenschaftlichen Historiographie, welche die marxistisch-leninistische Methodologie geschaffen hat«, schreibt G. Nataze.⁸

Weshalb wählte er, oder vielmehr die Akademie der Wissenschaften als sein Auftraggeber, gerade S. Baratašvili aus, um ihre Absichten zu verwirklichen? Es hätte ja auch andere Kandidaten gegeben, so B. Vaxušti und Teimuraz Bagrationi, Marie Brosset, Dimitri Bakraze und Nikozi Xizanišvili. Dazu gibt Nataze an: »Dieser Historiker beansprucht Interesse, weil er unter den anderen Geschichtsschreibern isoliert dasteht durch seine, wie wir uns im weiteren überzeugen können, erfolglosen Versuche, die europäischen soziologischen Theorien der damaligen Zeit auf die Geschichte Georgiens anzuwenden.«⁹ Diese Ausführungen halten sich für nicht überzeugend.

Für die Akademie der Wissenschaften, die ihrerseits einen Auftrag der Regierung ausführte, war die Frage der Klassenideologie die Hauptsache, d.h. die Frage, welche Ideologie im neuen Sowjetgeorgien der Bearbeitung der früheren Geschichte zugrunde gelegt werden

sollte. Unter diesem Gesichtspunkt war die Weltanschauung Baratašvilis für Nataze unannehmbar; das galt aber auch für Vaxušti und Teimuraz Bagrationi, die als Angehörige des Königshauses eine feststehende »Klassenideologie« besaßen: Vaxušti z.B. betrachtete als Forschungsgegenstand der Geschichte »das Werk und das Wirken großer Könige«. Diese Geisteshaltung wurde von der sowjetischen Ideologie als das Prinzip der feudalen Historiographie bezeichnet; für einen Königssohn erschien sie jedoch so selbstverständlich, daß eine Kritik daran für überflüssig gehalten wurde.

Da G. Nataze mit seinem Buch das Ziel verfolgte, Wissenschaftler zu bekämpfen, welche die früher herrschende Klasse vertraten, brauchte er jedoch als Ziel seiner Angriffe einen Angehörigen des Adels. Dafür bot sich S. Baratašvili an, da der Name der Baratašvilis im politischen Leben des feudalen Georgien immer eine hervorragende Rolle gespielt hatte; nach ihnen wurde im 15. Jh. das große Fürstentum »Sabaratio« in Niederkartli benannt. Und so geht G. Nataze bei seiner Kritik an der Konzeption des Historikers S. Baratašvili zunächst von der Genealogie der Baratašvilis und der von ihm sehr negativ bewerteten Rolle aus, die sie in der Geschichte gespielt haben.¹⁰ Dann erst folgt die Analyse seiner wissenschaftlichen Arbeiten: »Die sozialpolitische Ideologie des zur Analyse anstehenden Historikers wird nicht nur durch die Daten seiner Biographie und die gesamte Geschichte des Geschlechts der Baratašvilis erhärtet, sondern offenbart sich, wie wir aus den weiteren Darlegungen sehen werden, gänzlich und vollkommen in seinen wissenschaftlichen Arbeiten.«¹¹

8. Натадзе а. О. 1.

9. Ebenda 3.

10. Ebenda 9.

G. Nataze hält sich bei seiner Bewertung des Werkes von Baratašvili jedoch fast nie an die eigentlich selbstverständliche Regel, daß ein Kritiker verpflichtet ist, seine Behauptungen anhand einer nüchternen Analyse des jeweiligen Textes mit klaren Argumenten zu belegen. Hierfür ein Beispiel: Die Errichtung des Regimes der Bolschewiken gab unter vielem anderem auch der politischen Anschuldigung eines »georgischen Großmacht-Chauvinismus« Raum, die sogleich auch von Nataze verwendet wird: Baratašvili habe nicht berücksichtigt, daß Davit der Erbauer Großmachtpolitik betrieb, denn »ihm selbst war der georgische Großmacht-Chauvinismus nicht fremd«¹².

Wer auch nur entfernt mit dem Werk Baratašvilis vertraut ist, weiß, daß in seiner Weltsicht für Chauvinismus kein Platz war, schon gar nicht für »georgischen Großmacht-Chauvinismus« – angesichts der politischen Realität halte ich diesen Begriff sowieso für Nonsense. Es gibt allerdings Beispiele dafür, daß auch hochgebildete und kluge, aber sachlich uninformierte Menschen die Existenz eines georgischen Chauvinismus behaupten. So schrieb L. Trotzki: »Anfang des 20. Jahrhunderts zwang das kleine Georgien Moskau seinen eigenen Zaren auf.«¹³ Anderswo heißt es bei ihm: »Diese politische Fähigkeit Georgiens zur Aggression übersteigt jegliche Phantasie.«¹⁴ Wie das obige Zitat Natazes zeigt, gab es solche Deutungen auch auf georgischer Seite.

Nataze ist daneben auch bestrebt, die Ergebnislosigkeit des Geschlechts der Baratašvilis gegenüber den Herrschern des russischen Imperiums nachzuweisen. Das war eine damals in Mode gekommene, schwere politische Anschuldigung. Es erscheint jedoch schwierig, die Konzeption eines aristokratischen georgischen Historikers mit der Ergebnislosigkeit gegenüber dem Thron der Zaren zu erklären, die seine eigene Heimat versklavt hatten.

Nataze schreibt dazu: »Die Treue gegenüber dem russischen Thron stellten sie [die Baratašvilis] in ihrem Bewußtsein nicht in Gegensatz zur Liebe zu dem unterworfenen Vaterland.«¹⁵ Träfe dies zu, wie wäre dann die Verschwörung des Jahres 1832 gegen die Herrschaft des zaristischen Rußland in Georgien zu deuten, über die Alexandre Orbeliani schreibt: »Einen Gedanken hatten wir alle: Entweder müssen wir alle zusammen umkommen oder es gelingt uns, das Vaterland von unserem schrecklichen Feind Rußland zu befreien.«¹⁶?

G. Nataze stützt sich bei seiner Einschätzung der widersprüchlichen Haltung der Baratašvilis auf zwei armenische Autoren: »Wie sehr sich das Fürstengeschlecht Baratašvili einerseits durch seine Liebedienerei gegenüber jedem neuen Eroberer auszeichnete [...] und andererseits durch seine Gier, wie sie sich in der Versammlung der feudalen Würdenträger zeigte, und durch seine Grausamkeit gegenüber den Bauern, ist aus den Berichten der armenischen Geschichtsschreiber Johannes von der Krim und Surenjan ersichtlich.«¹⁷ Es fällt auf, daß sich Nataze bei seinen langwierigen Erörterungen über das Geschlecht der Baratašvilis auf keine einzige seriöse Quelle bezieht.¹⁸ Dafür wendet er sich mit besonderer Sympathie den der georgischen

11. Ebenda 13.

12. Ebenda 70.

13. Л. Троцкий, Сталин I (1990) 15.

14. გ. ნადირაძე, ლ. ტროცკი სტალინისა და საქართველოს შესახებ in: ცისკარი (1992) 119.

15. ნათაძე ა. ო. 7.

16. გ. გოზალიშვილი, 1832 წლის შეთქმულება (1946) 128.

17. ნათაძე ა. ო. 7.

18. Zu nennen wären hier u. a. Vaxu ti Bagrationi, T. Žordania, S. Kakabaze, »Kartlis cxovreba«, »Dasırlamali« und die Nachrichten von Parsadan Gorgižaniže.

Geschichtsschreibung fast unbekannten armenischen Autoren und ihren unveröffentlichten Angaben zu.¹⁹ Hierbei spielte es eine Rolle, daß es damals als objektiv und richtungweisend galt und daß es als Teil der marxistisch-leninistischen »internationalistischen« Wissenschaftspolitik betrachtet wurde, wenn man bevorzugt einen fremden Autor als Beleg heranzog. Drastischer wissenschaftlicher »Altruismus« garantierte dem Autor wissenschaftlichen Aufstieg als »objektiver« und »internationalistischer« Wissenschaftler. Auch Stalin selbst, und das war ja besonders wichtig, bezog sich, wenn er Fragen der politischen Situation in Georgien beleuchtete, stets auf nichtgeorgische Quellen.²⁰

Ein weiterer Vorwurf, den Nataze gegenüber Baratašvili erhebt, ist der des »Providentialismus«. »Lenker der Geschichte des Volkes sind bei ihm die Vorsehung und die von ihr erwählten Personen.«²¹ Diese Auffassung stützt er auf ein Zitat Baratašvilis: »Alles auf Erden geschieht nach dem Willen der Vorsehung.« Er läßt dabei aber die Fortsetzung des Textes weg, die folgendermaßen lautet: »... und dieser Wille äußert sich in den Naturgesetzen. Durch die Kraft dieser Gesetze verändert sich alles, sowohl Physikalische als auch Moralische, [...] es ändert sich das Politische und das Religiöse; auch die Institutionen der Völker sind nicht von dieser allgemeinen Regel ausgenommen.«²² Dieses Zitat spricht eher gegen einen Providentialismus und für eine Erklärung geschichtlicher Ereignisse durch innere Gesetzmäßigkeit.

Lichtsdestoweniger sieht Nataze im Providentialismus Baratašvilis die Ursache dafür, daß er die von der Vorsehung gesandten Könige grundlos preise und verherrliche. Dies gelte besonders für seine Verehrung des Königs Davits des Erbauers. Er gehe dabei soweit, die von einem Geschichtsschreiber überlieferte

Legende für Wahrheit zu nehmen, »dieser König habe sich einst in einem Hinterhalt so in ein Buch vertieft, daß er den günstigen Moment für den Angriff versäumte und sich in große Gefahr brachte«²³.

Überhaupt spreche er übermäßig viel von der Liebe Davits des Erbauers zu Büchern. Für jeden, der sich näher mit der Persönlichkeit dieses Herrschers befaßt hat, steht allerdings außer Zweifel, daß ihn tatsächlich Bücher sehr fesselten. »Er war auch von Natur aus reich bedacht und verwendete seine freie Zeit für das Lesen von Büchern und geistige Arbeit. Gleichzeitig pflegte er immer Bücher mit sich herumzutragen«, schreibt z.B. I. Žavaxišvili.²⁴ Es gibt keinen Grund, die oben genannte Nachricht als Legende zu bezeichnen, vielmehr erscheint es nicht unglaublich, daß Davit der Erbauer, der seine Bücher mit sich führte, mit solcher Hingabe las, daß er die Außenwelt vergaß. Wenn Nataze diese Quelle verwirft, dann deshalb, um Baratašvilis »unbegründete« Verehrung des »von der Vorsehung gesandten« Königs anzuprangern.

19. Nataze bezieht sich dabei auf eine damals unpublizierte Arbeit des »wissenschaftlichen Sekretärs des Instituts für Kaukasusforschung S. V. Ter-Avetisjan, die ihm dieser zugänglich gemacht habe.

20. Als Stalin 1918 erklärte, das georgische Volk wünsche keine Unabhängigkeit und wolle in die Föderation von Sowjetrußland eintreten, bezog er sich auf einen Armenier namens Kartschikjan, der angeblich aus Tbilisi meldete, daß »in Kutaisi, in Xoni, in Lančxuti, in Gori, in Dušeti Demonstrationen stattfinden mit der Forderung, zur Frage der Unabhängigkeit ein Referendum durchzuführen« (ი.ბ. სტალინი, ტბულებანი, Bd.4 (1948) 104).

21. ნათაძე ა. ო. 17.

22. ს. ბარათაშვილი, საქართველოს ისტორია 2 (1895) 8-9.

23. ნათაძე ა. ო. 67.

24. ი. ჯავახიშვილი, ქართველი ერის ისტორია 2 (1965) 210.



Diese Verehrung beruht aber auf einer ganz anderen Grundlage. Das untrügliche Urteil der Nation erweist dem Namen des »Erbauers« mit dem Segen der Kirche ewiges Gedenken: »Dieser wahrhaft großartige König [...] hat das verwüstete Land aufblühen lassen«, sagt Ilia Čavčavaze.²⁵ »Das Leben Davits des Erbauers war und ist für das georgische Volk immer eine Geschichte voller Hoffnung. Das Leben des großen Staatsmannes hat bewiesen, daß die Wiedergeburt der materiellen und geistigen Kräfte, die Fähigkeit, historische Erscheinungen zu verwerten und anzuwenden jener Garant ist, der in die Lage versetzt, Zerstörtes wiederaufzubauen, Verlorenes wiederzufinden und der Freiheit teilhaftig zu werden«²⁶. Ehrerbietung ihm gegenüber ist die natürliche Haltung jeden georgischen Wissenschaftlers und nicht ein Zeichen des Providentialismus.

Die georgische Geschichtsschreibung und das georgische Volk sollten S. Baratašvili als den wiederentdecken, der er wirklich war: ein hervorragender, seriöser Historiker und zugleich ein ehrlicher Patriot. Menschen, die durch ihr Wirken alles für ihre Heimat taten, was sie konnten, sie gegenüber ungerechtfertigten Anschuldigungen zu verteidigen und dem Vergessen zu entreißen, ist eine Aufgabe der von ideologischen Fesseln befreiten Wissenschaft. Ihr »reiches wissenschaftliches Erbe zu studieren [...] ist unabdingbar für ein besseres Verständnis des georgischen historischen Denkens«²⁷.

25. ი. ჭავჭავაძე, 4 (1937) 154.

26. გ. ნადირაძე in: მნათობა (1989) 165.

27. გ. ნადირაძე, ნიკოლოზ ურბნელი საქართველოს ისტორიის მკვლევარი (1973) 152.

Dali Kandelaki

Materialien zur Biographie von Jakob Reineggs

Da die georgischen Geschichtsquellen des 18. Jh.s ebenso wenig wie die der vorausgegangenen Epoche der Vernichtung entgegen, sind Nachrichten über Georgien in ausländischen (russischen, orientalischen, westeuropäischen) Reiseberichten von besonderer Bedeutung. Man muß sie allerdings kritisch untersuchen und sich dabei auch mit der Biographie des Verfassers der Quelle beschäftigen – mit seiner Bildung, dem Ziel seiner Reise, mit den Umständen der schriftlichen Abfassung und der Veröffentlichung der Arbeit.

Eine bedeutsame Quelle zur Geschichte Georgiens in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s stellt die Arbeit des deutschen Gelehrten Jakob Reineggs dar.¹

Die Biographie von J. Reineggs ist noch nicht angemessen untersucht worden, obwohl Z. Čičinaze², B. Sadatierašvili³ und

1. J. Reineggs, Allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus, hrsg. von F. E. Schröder, Bd. I: Gotha und Sankt Petersburg (1786), Bd. II: Hildesheim und Sankt Petersburg (1797).

2. ზ. ჭიჭინაძე, გერმანელი დოქტორ იაკობ რეინგესი (1920).

Lajos Tardy⁴ besonders auf ihn eingehen. Tardys Arbeit ist zwar ein Werk literarischen Genres und keine wissenschaftliche Untersuchung, doch am Ende sind ihre Anmerkungen (Nachwort) von V. Gučua angefügt, in denen einige Daten zu Reineggs' Biographie angeführt werden.

J. Reineggs' Biograph J. D. Gerstenberg schreibt, daß dessen richtiger Name Christian Rudolph Ehrlich war⁵. Er wurde 1744 in Eisleben geboren⁶, sein Vater verließ bald die Familie. Seine Kindheitsjahre verlebte Reineggs in Artern, wo er die Schule der Stadt besuchte. 1758 kehrte er nach Eisleben zurück, wo er das Studium der Chirurgie begann. Seit 1762 studierte er an der Universität Leipzig, er war Mitglied der geheimen Gruppierung der Leipziger Alchimisten, der »Rosenkreuzer«. 1768 ließ sich Reineggs in Wien nieder⁷. Hier machte er die Bekanntschaft des ungarischen Grafen Koháry und schloß sich als Schauspieler dessen dramatischer Gruppe an⁸. Er legte seinen ursprünglichen Namen ab und nannte sich Reineggs. 1773 erlangte Reineggs den Titel eines Doktors der Medizin an der ungarischen Universität von Tirnaus (Nodzombot). Nach Reineggs' eigenen Angaben verlieh ihm Kaiserin Maria Theresia (1740–1780) selbst den Adelstitel. Hier studierte er auch Bergbau. 1776 reiste er mit dem bankrotten Grafen Koháry in die Türkei. Es liegen Briefe vor, die er seine Mutter und seiner Schwester aus Konstantinopel schickte⁹. Am 27. Oktober 1777 verließ er Konstantinopel und reiste nach Tokat, wo er bis zum Frühjahr 1778 blieb. Danach begab er sich nach Erzerum.

Wie J. Gerstenberg schreibt, erhielt J. Reineggs in Erzerum ein Schreiben des georgischen Königs Erekle, in dem dieser ihm anbot, ihm über Tbilisi die Reise nach Persien zu ermöglichen.¹⁰ Im Sommer 1779 kamen die Reisenden in Tbilisi an. Erekle II. stellte Reineggs unter dem

Namen Iakub Xani in seinen Dienst. Reineggs förderte die Verbesserung der Technik im Bergbau Georgiens, widmete sich dem Aufzucht, unterrichtete die Münzmeister, bestellte aus Venedig entsprechendes technisches Gerät, brachte die Produktion von Schießpulver nach europäischer Art in Gang usw. 1781 rief G. Artjomkin, der Günstling der russischen Zarin Katharina II., Reineggs zu sich und beorderte ihn 1782 in diplomatischer Mission wieder zurück nach Georgien. Wie Gerstenberg schreibt, hatte J. Reineggs den Auftrag bekommen, die Annäherung Ereklas II. an Rußland zu unterstützen. 1783 wies man ihn aus Georgien aus.¹¹ Danach hielt er sich einige Zeitlang als Arzt des Gouvernements in Astrachan auf und wurde 1787 zum wissenschaftlichen Sekretär der Medizinischen Akademie Rußlands berufen. Er starb 1793 in Petersburg. Das sind die kurzen biographischen Angaben zu J. Reineggs.

B. Sadatierašvili gibt in seinem Beitrag eine positive Wertung des Wirkens von

3. Sadatierašvili, Deutsche Kulturträger am Hofe der georgischen Könige, Der Auslandsdeutsche 15 (1931) 742–744.

4. ლ. ტარდი, იაკობ ბეი (1971).

5. Die von J. Gerstenberg verfaßte Biographie von J. Reineggs ist Teil des zweiten Bandes von Reineggs' Arbeit.

6. Sadatierašvili a.O. gibt an, daß J. Reineggs der Herkunft nach Österreicher war.

7. Nach J. Gerstenberg gibt es über das Wirken von J. Reineggs in Wien recht wenige Nachrichten.

8. Sadatierašvili vermerkt, die österreichische Regierung habe ihn als Botschafter an den Hof des Schahs von Persien entsandt.

9. Der Brief an seine Schwester datiert vom 22.07.1776, der an seine Mutter vom 11.01.1777.

10. Reineggs a.O. 331.

11. Diese Angabe findet sich auch bei B. Sadatierašvili.

J. Reineggs in Georgien. Diese beachtenswerte Arbeit enthält jedoch viele Nachrichten zweifelhaften Charakters, die nicht glaubhaft sind: Reineggs war kein Österreicher, er wurde nicht als Botschafter nach Persien entsandt, und es ist unzutreffend, daß ihn Rußlands Agenten nach Georgien geschickt hätten, um Georgien zu unterwerfen. Ebenso wenig gab es von J. Reineggs gegründete Schulen, Fabriken und anderes.

Unzutreffend ist wohl auch die Ansicht des namhaften russischen Wissenschaftlers G. Polievktov über J. Reineggs. Er schreibt: »Das Gerücht von Reineggs drang bis zu dem zur damaligen Zeit allmächtigen Potemkin. Die russische Eroberungspolitik bereitete sich auf die Einverleibung Georgiens vor, und Potemkin rief Reineggs als führende Persönlichkeit in Angelegenheiten Georgiens zu sich. 1782 wurde Reineggs von Potemkin nochmals nach Georgien entsandt, als sein »Kommissionär« zu den Königen Erekle II. und Solomon I. mit dem Auftrag, beide georgische Herrscher auf die Seite Rußlands zu ziehen und zu ihrer Versöhnung miteinander beizutragen. Die Tätigkeit von Reineggs, der sich nun für zu kühne Pläne zu begeistern begann (Eroberung Persiens und der asiatischen Türkei), erweckte aber bald das Mißfallen der russischen Regierung. Potemkin gelang es, Reineggs aus Georgien »fortzulocken«, und 1783 wurde er in Georgien durch S. Burnashev ersetzt.«¹²

Jakob Reineggs' grundlegendes Werk, das leider bisher nicht ins Georgische übersetzt wurde, besteht aus zwei Bänden. Die Nachrichten über Georgien finden sich im zweiten Band. Der Verfasser beschreibt einzeln die in Georgien lebenden Völker aller Gegenden und die Geographie des Landes. Er liefert ethnographisches Material, er untersucht die Frage der Herkunft der Georgier sowie die politische und wirtschaftliche Lage des Lan-

des. Bei der Analyse dieser Nachrichten heißt es vorsichtig zu sein, denn der Verfasser weist nirgends darauf hin, auf welche Quellen er sich bei der Abfassung seiner Arbeit gestützt hat. Für ihn als Ausländer war es nicht leicht, in die georgische Wirklichkeit einzudringen, und man darf auch nicht vergessen, daß die Arbeit erst nach Reineggs' Tod anhand der handschriftlichen Aufzeichnungen herausgegeben wurde, die man bei ihm fand.

In den Jahren 1781–1796 gab P. S. Pallas in Sankt Petersburg und Leipzig die Zeitschrift »Neue Nordische Beyträge« heraus, in der Materialien historischen, naturwissenschaftlichen und ökonomischen Inhalts veröffentlicht wurden. Im dritten Band des Jahres 1782 ist ein Beitrag von J. Reineggs mit dem Titel »Kurzer Auszug der Geschichte von Georgien« abgedruckt.¹³ Diese Arbeit ist ein kleiner Teil jenes Buches, das nach Reineggs' Tod publiziert wurde. Der Vergleich des Auszugs mit dem Buch ergibt, daß keine wesentlichen Unterschiede bestehen, doch finden sich kleinere Abweichungen. Der »Auszug« besteht aus folgenden Kapiteln: 1. Über die alte und neue Bezeichnung des Landes, 2. Georgiens Gliederung nach seiner heutigen Situation, 3. Über das armenische Georgien, 4. Über Albanien, 5. Über Georgiens politische und wirtschaftliche Lage.

G. Polievktov gibt folgende Einschätzung des grundlegenden Werkes von J. Reineggs: »Bei der Benutzung dieser Quelle sind immer nicht nur die Nachlässigkeiten ihrer Ausgabe, sondern auch die persönlichen Eigenschaften ihres Verfassers zu berücksichtigen: das Abenteuerertum von Reineggs, seine Neigung zu ver-

12. М. А. Полиевктон, Европейские Путешественники XIII-XVIII вв. по Кавказу (1935).

13. Neue Nordische Beyträge, hrsg. von P. S. Pallas (1782) 323–353.

schweigen, sein Bestreben, sich in jedem Fall selbst in den Vordergrund zu stellen und ein gewöhnliches Verfahren, die Quellen der von ihm mitgeteilten Nachrichten nicht zu nennen«¹⁴.

In der Rubrik »Geographische Beschreibung« der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom 5. April 1797 und vom 25. Juli 1798 findet sich eine Betrachtung des ersten und zweiten Bandes der Arbeit von J. Reineggs. In der Rezension des zweiten Bandes, der die Nachrichten über Georgien enthält, heißt es sinngemäß: Zu Beginn beschreibt der Verfasser die Awgasen oder Abchasen; ihre Zahl übersteigt nicht siebentausend Familien. Die Türken trachteten bis zum Jahr 771 und auch danach vergeblich, ihre Fürsten zu unterwerfen. Den Ursprung der Bezeichnung »Samegrelo« verbindet er mit dem altpersischen »Min-Roil«, was tausend Quellen bedeute wegen der dort existierenden Flüsse und Wasser. Jetzt beherrschen all das georgische Fürsten. Die Seestadt Anakia trägt auch den Namen Boia und Ilori. Hiervon entstanden zwei Städte, was auch Elis' Karte vom Schwarzen Meer zeigt, dort liegen tatsächlich Anakia und Ilori in geringer Entfernung voneinander. Dann beginnt die Beschreibung Iberiens oder Imeretis, Gurien, der türkischen Provinz Axalcixe und des georgischen Reiches. Hier sind bedeutende Nachrichten über die Natur und die Geologie des Landes gesammelt. Genau beschrieben sind die Mineralogie und die Struktur der Berge Georgiens. Kutaisi, die Residenz der Fürsten von Imereti, zählt nur 80 armenische, jüdische und türkische Familien, die in strohgedeckten Erdhütten hausen. Der König wohnt in einem halbzerstörten Haus. Bei dieser Stadt gibt es einhundertzwanzig Brücken, die Strabon und Plinius über den Phasis zählen. Die Stadt Kenderos in Gurien, wo der Fluß Supsa

fließt, hält Herr Reineggs für das alte Dioskurias. Ihr Hafen ist tief und groß. Kenderos wurde 1783 völlig zerstört.

Wir können die Rezension über die Arbeit von J. Reineggs nicht als wissenschaftliche Wertung betrachten, offenbar gab es damals keine entsprechenden Fachleute in Deutschland; doch aus dem Buch von Reineggs, aus den Artikeln und dem darüber verfaßten Zeitungsbeitrag konnten die Deutschen etwas über Georgien erfahren.

In der Zeitschrift »Caucasica« wurde 1930 ein Beitrag von Friedrich Baumhauer zu einem anonymen Werk über den griechischen Königssohn Erekle aus dem Jahre 1793 veröffentlicht.¹⁵ Baumhauer stellt in seiner Betrachtung fest, daß dieses Werk interessante Nachrichten über König Erekle und das damalige Georgien enthält. Bei der Analyse des Buches kommt er zu dem Schluß, daß es von J. Reineggs verfaßt wurde. Im Einführungsteil wird angegeben, daß diese »Kurze Geschichte« von einem gewissen Grafen Dsheka geschrieben wurde, der eine bestimmte Zeitlang an den Königshöfen von Rußland, Persien, und Georgien wirkte. All diese Angaben aber passen gut zu J. Reineggs. Baumhauer führt die biographischen Daten von Reineggs nach J. Gerstenberger an und krönt das Ganze mit der Aussage, wer den Lebenslauf von J. Reineggs gut kenne, könne nicht daran zweifeln, daß Graf Dsheka kein anderer sei als Reineggs selbst.

Auf S.33 bezeichnet sich der anonyme Verfasser als Engländer namens Molarth Ragney, der Minister des Königs Erekle ist; auf S.43 dagegen gibt er sich als italienischer Lehrer Mansur zu erkennen. Baumhauer führt Argumente dafür an,

14. Полиевктов а.О. 167 f.

15. Kurze Geschichte des Prinzen Heraclius und des gegenwärtigen Zustandes von Georgien, Flensburg und Leipzig (1793).

daß Ragney kein anderer sei als Reineggs und daß auch Mansur mit Reineggs identisch sei.

Dieses Buch und der Beitrag F. Baumhauers bedürfen weiterer Untersuchung. Insgesamt bezeugen die verschiedenen Quellen, die herangezogen wurden, das Interesse von J. Reineggs an Georgien. Man muß allerdings bei der Auswertung

seiner Schriften berücksichtigen, daß er Ausländer war, daß er nirgends angibt, welche Quellen er selbst benutzt hat, und daß er alle Fragen einseitig von seinem eigenen Standpunkt aus betrachtet. Dennoch haben seine Arbeiten große Bedeutung gehabt, sie ermöglichten es dem deutschen Volk, die georgische Nation und Georgien kennenzulernen

Andreas E. Furtwängler, Konstantine Picxelaury

Ausgrabungen in Gumbati (Kachetien) 1994

(Hf. 1–2)

Wenige Kilometer nordöstlich von Tībani, am Rande der Alazani-Ebene, krappe 300 m südwestlich vom Siedlungshügel Naomari-Gora, liegt auf einer kaum wahrnehmbaren Erhebung der 1973 durch Streufunde und Architekturfragmente bekannt gewordene Platz *Gumbati*. 1978 erfolgte eine achttägige Nitgrabung, die im Auftrag der Kachetischen Archäologischen Expedition der Georgischen Akademie der Wissenschaften unter der örtlichen Leitung von V. Vаразшvili durchgeführt wurde. Bei dieser Untersuchung kamen weitere Bruchstücke von Baugliedern aus hellem Süßwasserkalk zutage.

Ziel und Zweck der Grabungen, die 1994 unter der Leitung der beiden Berichterstatter in Zusammenarbeit der Universität des Saarlandes und der Kachetischen Archäologischen Expedition zwischen dem 29.8. und 27.9. durchgeführt wurden,¹ war es, jene Anlage zu orten, zu der die in vielen kleinen Fragmenten auf dem Kumbati-Areal zerstreuten Architekturstücke gehörten. Es handelt sich hierbei fast durchweg um stark zerschlagene Bruchstücke von Glockenbasen achämenidischen Typs.²

Nach Vorgabe der ursprünglich wohl über 5000 m² großen, heute leider für die Wissenschaft verlorengegangenen Anla-

ge auf dem Sari Tepe (Azerbaidžan), wo ähnliche Glockenbasen zum Vorschein gekommen sind,³ entschlossen wir uns, Suchschnitte anzulegen, die einem ähnli-

1. Allen Freunden und Kollegen, die uns in vielfältiger Weise unterstützten, sei herzlichst gedankt, allen voran K. Picxelaury: er gewährte uns großzügig alle erdenkliche organisatorische und wissenschaftliche Hilfe, ohne die unsere Untersuchungen nicht zu realisieren gewesen wären. I. Gagošize stand uns stets mit profundem wissenschaftlichen Rat und Landeskennntnissen zur Seite. W. Orthmann, der uns das Projekt vermittelte, stellte uns wichtige Grabungsmaterialien zur Verfügung. V. Maisuraze half uns in vielen organisatorischen Fragen. Ideelle Unterstützung erfuhren wir auch von O. Lortkipanize und G. Kipiani, die uns wichtige Literatur zur Verfügung stellten. Schließlich seien Frau N. Mamaišvili für die dem Berichterstatter in Tbilisi gewährte Gastfreundschaft gedankt, ebenso allen privaten Geldgebern, die hier nicht genannt werden wollen. Nicht zuletzt gebührt G. Hummel von der Universität des Saarlandes besonderer Dank, ohne dessen Einsatz die Grabungskampagne nicht zustande gekommen wäre.
2. An der Grabung nahmen teil: A. Egold, A. Furtwängler, J. Gagošize, F. Knauf, E. Kunz, V. G. Maisuraze, D. Morche, zeitweise K. Picxelaury und zwei Studenten der Universität Tbilisi. Fotos: D. Morche; Architekturzeichnungen: F. Knauf; Planzeichnungen: D. Wolf; Keramik: H. Seilheimer.

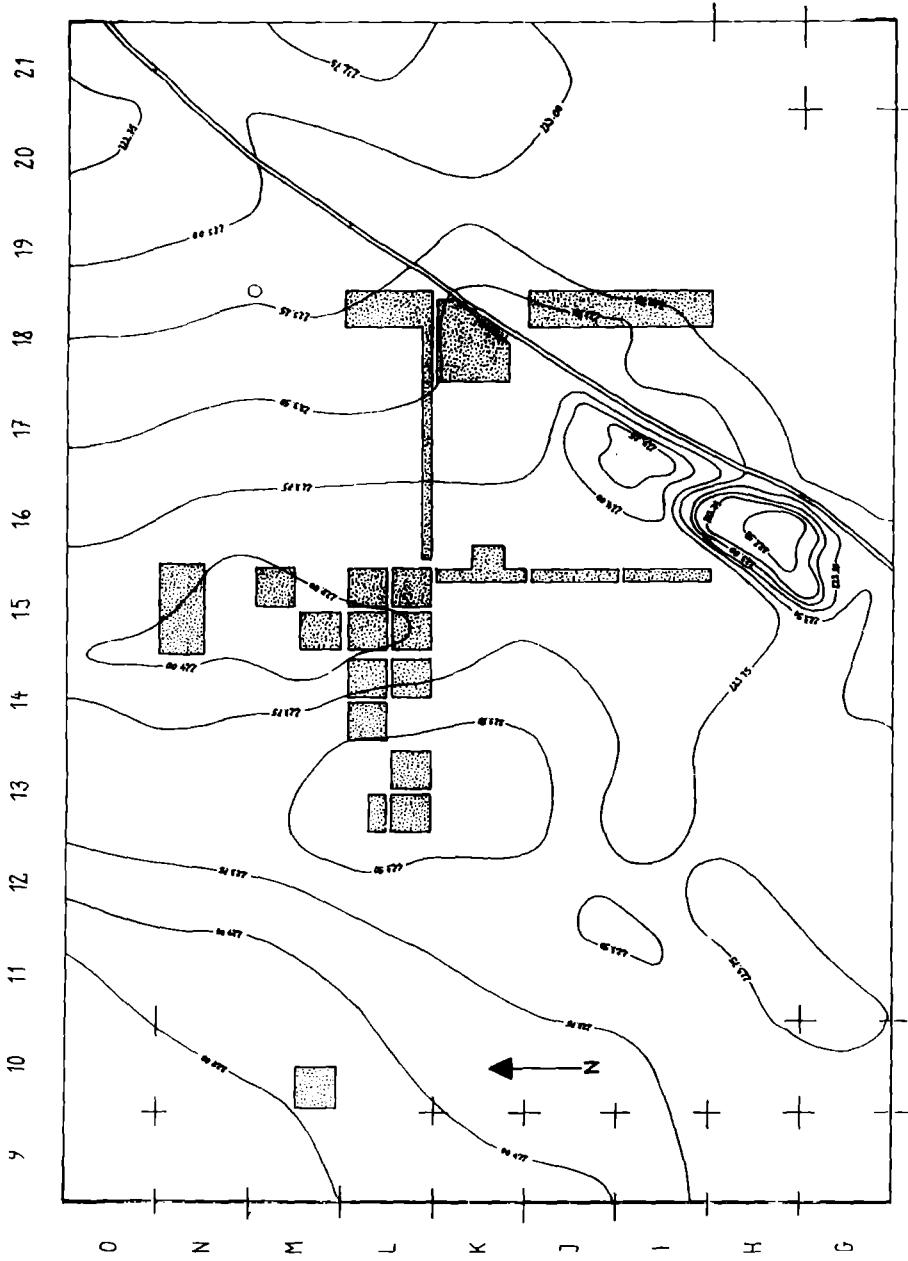


Abb. 1: Plan der Grabungsschnitte

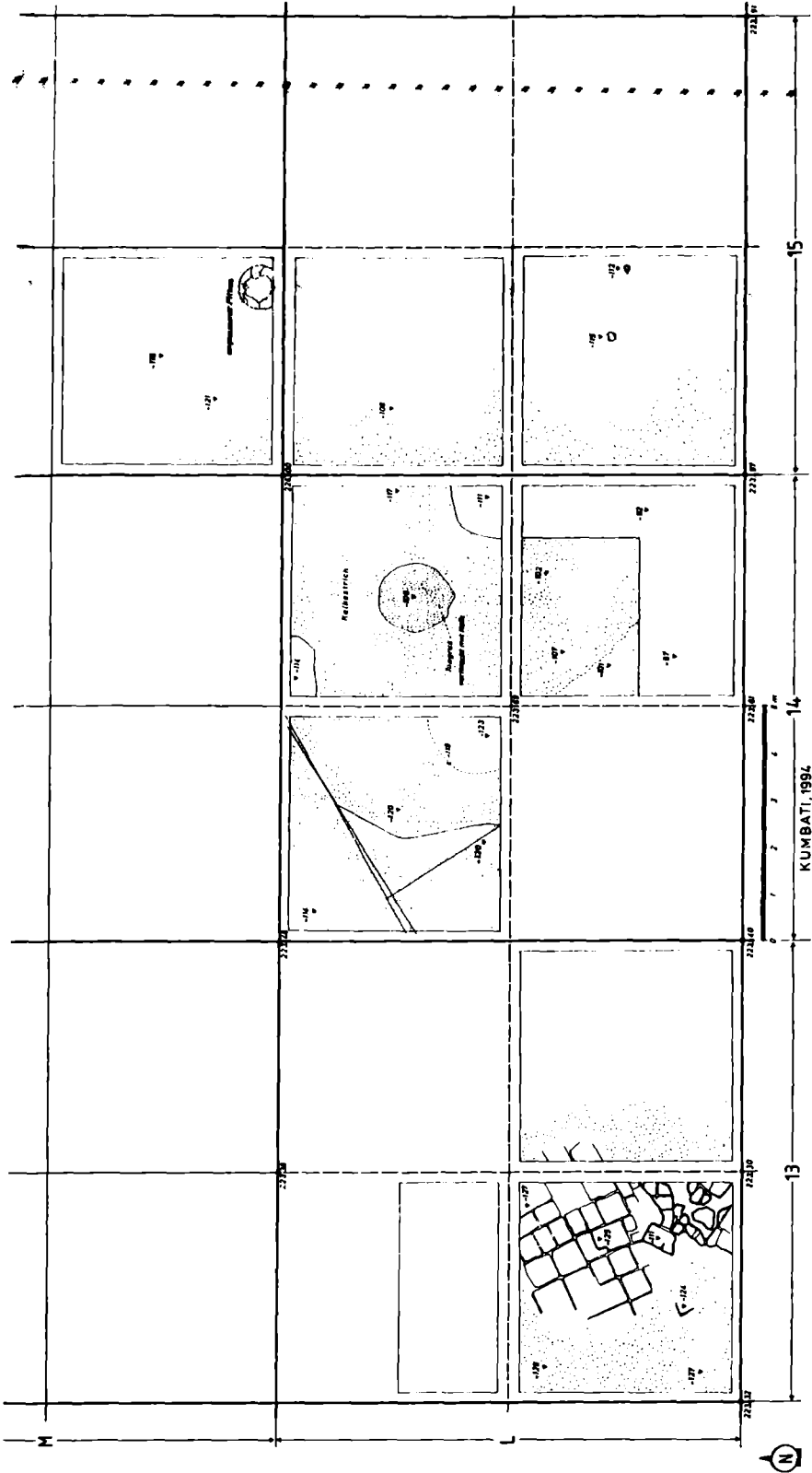


Abb. 2: Baubefunde der Nachbesiedlungs-Phase

chen, in den Dimensionen entsprechenden architektonischen Ensemble Rechnung zu tragen hatten (Plan: Abb. 1).

Hierbei bereitete uns die ortsübliche Lehmziegelbauweise der weiträumig angelegten Mauerzüge, die keinen Steinsockel besitzen, erhebliche Beobachtungsschwierigkeiten: Die Ziegel liegen unmittelbar auf dem rasch härtenden Lehm Boden; die nur leicht gemagerten Lehmziegel haben nahezu dieselbe Konsistenz wie die darunter liegende Lehm-schicht, vor allem sind sie farblich kaum von dieser zu unterscheiden.

Grabungsergebnisse

Einige Zentimeter unter der Ackerkrume stießen wir im Bereich L 13/14 auf Reste von breiten, unregelmäßigen Lehmziegeln, zumeist in Sturzlage, die von einer losen Nachbesiedlung des Gumbati-Hügels im 3. Jh. v. Chr. (?) zeugen. Im Lehmziegelverfall von Mauern dieser Nachbesiedlungsphase (Abb. 2; Taf. 1,1) war offensichtlich etwas später, im 1. Jh. v./n. Chr., eine Nekropole angelegt worden: Im Planquadrat L 14a lag 43 cm unter der Geländeoberfläche ein ca. acht-jähriges Mädchen in einer einfachen Grube bestattet; man hatte hierzu den Versturz der Lehmziegelbebauung um 25 cm bis zu einem Kalkestrichboden der Nachbesiedlungsphase durchstoßen. Das Skelett lag in Hockerstellung, NW-orientiert. Über die Beine des mit Ohr-ringen, Halskette, Fingerring und Arm-band geschmückten Kindes (Abb. 3) war die Leiche eines Milchlamms gelegt worden, dessen Knochengerüst vollständig erhalten ist und das offensichtlich im Rahmen des Bestattungsrituals über den sterblichen Überresten des Mädchens geschächtet worden war.

Die Interpretation der Lehmziegelbebauung der Nachbesiedlungsphase in den Schnitten L 13c-d/L 14a bereitete ei-

niges Kopfzerbrechen: Unter einem 30 cm starken, bräunlichen, mit Humusresten vermengten Lehmziegelversturz ließen sich in L 13c ein bis zwei Lagen ohne Fugenverstrich nebeneinander ver-legter, gelb-grünlicher Lehmziegel unterschiedlicher Dimensionen (gewöhnlich: 55×55×12 cm) beobachten (Abb. 2; Taf. 1,1). Ferner wurden Reste einer kleinen Feuerstelle nebst Resten von Rinderknochen in L 14d festgestellt, die in der bereits aufgegebenen Siedlung hinterlassen worden waren, wozu vermutlich u. a. das qualitätsvolle Kännchen (Abb. 4,4) gehörte.⁴ Zur Nachbesiedlungsphase gehört ferner in L 14a/b und d-Ost eine rd. 5 cm starke Kalkstrichlage, die gegen W aus-dünnt und in L 14a von einer stark zer-störten unteren Lage zweier im rechten Winkel aufeinanderstoßender Lehmzie-gelmauern begrenzt wird. Diese Mauer-züge waren in derselben nachlässigen Weise angelegt wie derjenige in L 13c (Abb. 2). Unter deren Versturz stießen wir in L 14a auf die fragmentierte Phiale Abb. 4,1. In L 14b fand sich ein besonders sorgsam mit rotgebranntem Tongruß und Kalkeinsprengeln präparierter kreisförmiger Bereich, der als Arbeitszone ge-dient haben dürfte (Abb. 2; Taf. 1,2). Diese Räume wurden offenbar im Osten (M 15c/L 15a-c) von einer Hoffläche ge-säumt, die mit einer losen Schicht von Kalkkieseln gepflastert war; hier lagen zwei kleine Trinkgefäße *in situ* (Abb. 4,2-3; Taf. 2,1), ferner stand östlich davon

3. I. Narimanov, SovA. 1960, 162ff. Alte Streu-funde aus Kumbati und die zwei Säulenbasen von Sari Tepe sind unterdessen zeichnerisch von G. Qipiani, *Sakartvelos antikuri xanis arkiitektura* (1993) vorgelegt worden.

4. Ob das Kännchen noch zur durchpflügten Hu-musschicht (evt. aus gestörtem Grabbefund) oder zur Feuerstellen-Phase zugehörig ist, konnte nicht mit der nötigen Sicherheit fest-gestellt werden.



Abb. 3: Beigaben einer Kinderbestattung

in M 15c ein Pithos mit abgeschlagenem Bodenteil.

Diese Nachbesiedlungsphase läßt vorläufig keine klaren architektonischen Strukturen erkennen. Allenfalls lassen sich zwei Räume nennen, die im Osten von einem Hof begrenzt wurden. Der stark lädierte Zustand des Mauerwerks, das bis zur untersten Lage gestört ist, läßt auch zukünftig eine Klärung des Gesamtbefundes dieses Horizontes kaum erwarten. Soviel läßt sich immerhin sagen, daß sich bescheiden lebende Siedler über der zerstörten Anlage von Kumbati, zu der die architektonischen Bruchstücke gehören, kurzzeitig niedergelassen hatten.⁵

Die weiträumige Suche nach der zu erwartenden »großen Anlage« in den Schnitten L 13–L 17 in östlicher, I 15–M 15 und I 18–J 18 in nördlicher Richtung brachten nur enttäuschende oder keine nennens-

werten Befunde. So läßt sich z. Zt. noch nicht mit letzter Sicherheit entscheiden, ob die unterste Lehmziegellage einer breiten Mauer im Suchschnitt L 18 zum erwarteten architektonischen Ensemble gehört oder nicht. Erst in N 15b stießen wir bei 1,20 m Tiefe auf Ziegelversturzung und gelbliche Lehmziegellagen, die mit braunem Fugenmörtel versetzt waren. Die Lehmziegel messen ca. 35×35×12 cm und gehören zu einer in NNO-Richtung verlaufenden, mindestens 2 m breiten Mauer (die Ostkante wurde noch nicht freigelegt), diese ist teilweise bis zu drei Lagen hoch erhalten, scheint sich aber am Südrand des Schnittes N 15b zu verlieren (Abb. 5; Taf. 2,2). Am letzten Grabungstag konnte auf geringer Fläche eine bis zu 20 cm starke schwärzliche, mit Keramik durchsetzte Aschenschicht aufgedeckt werden. Zahlreiche Fragmente von verbranntem Lehm und Lehmverputz (von

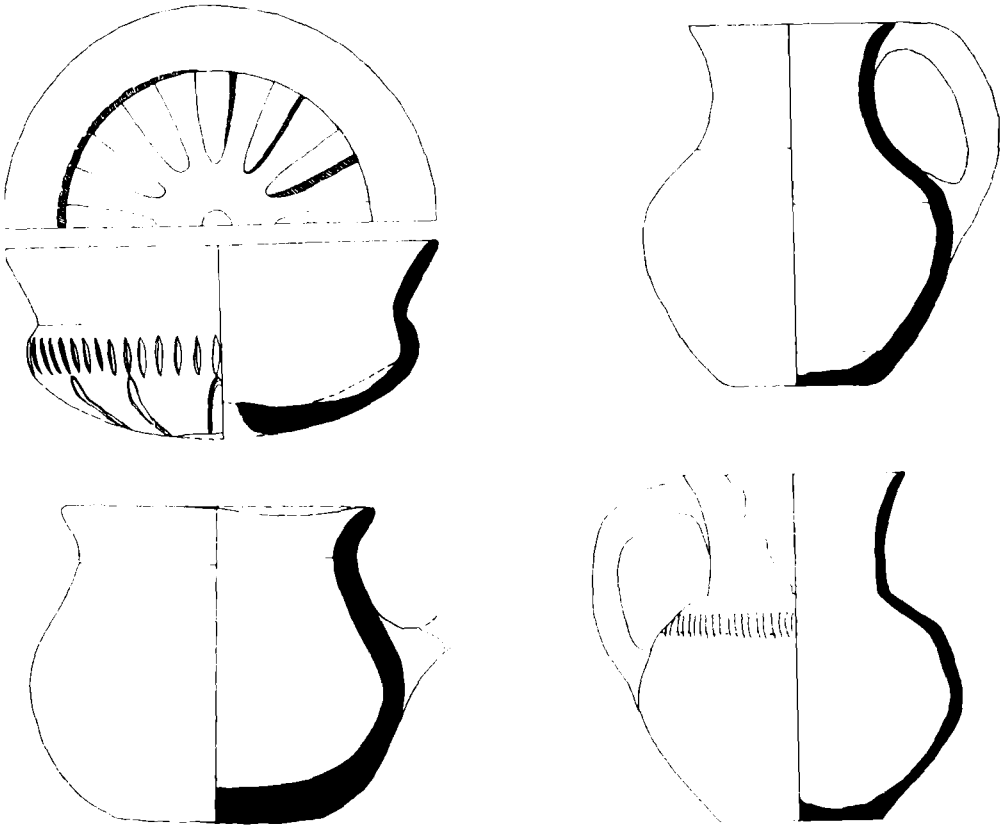


Abb. 4: Gefäße

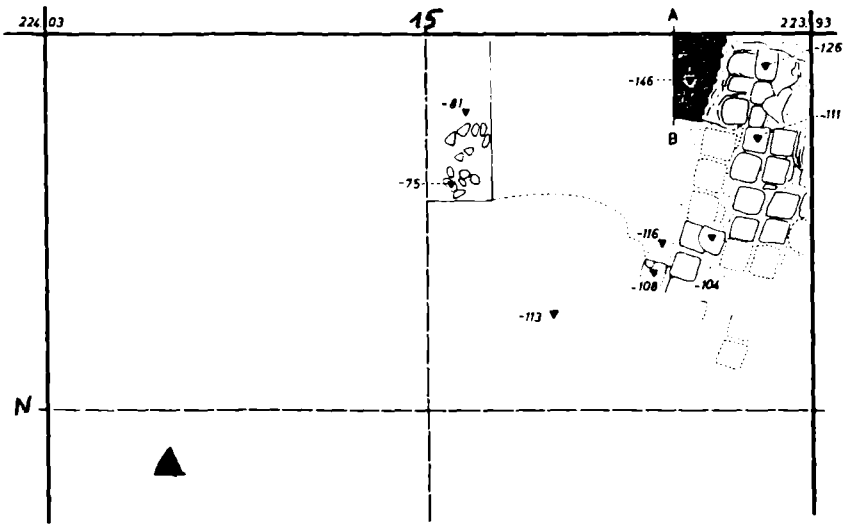


Abb. 5: Planquadrat N 15; ältere Lehmziegelmauer

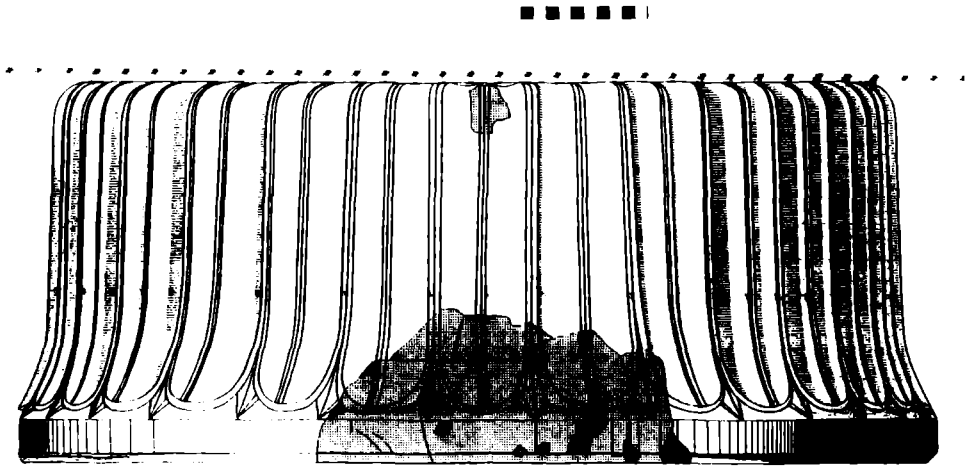


Abb. 6: Brst. einer Säulenbasis

einem darüber gelegenen Geschoß ?) zeugen von einer Brandkatastrophe.

Ekbatana (Hamadan) registriert wurden.⁹

Säulenbasen

F. Inauß besorgte die zeichnerische Aufnahme der 1978 und 1994 gefundenen Architekturteile von Kumbati, die durchweg als Streufunde einzustufen sind. Nach seiner Untersuchungen lassen sich die über das ganze Areal verteilten Fragmente auf mindestens drei Kalksteinbasen achämenidischen Typs zurückführen, wobei sich zwei verschiedene Größen ergeben. Die unterschiedlichen Abmessungen der Basen A/C (unterer Dm. ± 84 cm) und B (oberer Dm. $\pm 73,5$ cm) (Abb. 6) geben zu bedenken, daß sich die Kumbati-Anlage von derjenigen in Sari Tepe⁶ unterscheiden haben könnte, allerdings unter der Voraussetzung, daß die symmetrische Planergänzung durch G. Qipiani⁷ mit nur zwei zentralen Stützen (und Basen) das Richtige trifft.⁸ Fest steht nur, daß bisher – mit Ausnahme von Sari Tepe und Kumbat – nur zwei weitere Fundplätze achämenidischer Glockenbasen nördlich von

5. Keramik: vermutlich 3. Jh. v. Chr.

6. Sari Tepe liegt 85 km südöstlich von Kumbati (Luftlinie), am Rande der Kura-Ebene bei Kasach (Azerbaidžan) am Akstev-Tschai, der in die Kura mündet.

7. Qipiani a.O. Taf. 1.

8. Da andererseits Sari Tepe nur zu einem Drittel freigelegt wurde (Narimanov a.O. 163 Abb. 1) bleibt die mutige Planergänzung Qipianis hypothetisch, auch wenn freilich der symmetrische Grundriß Kennzeichen achämenidischer Baukunst ist. Der ausgegrabene Teil sagt immerhin soviel aus, daß die in der achämenidischen Architektur auftretende, ursprünglich von urartäischen Befestigungsbauten abgeleitete Gliederung der Fassade mit abwechselnden, symmetrisch angelegten, gleichwertigen Risaliten (eine nicht fortifikatorische, sondern ästhetische Frontengliederung) auch in Sari Tepe erkennbar ist. Zum urartäischen Ursprung vgl. zuletzt Kleiss, *Bastam II* (1988) 32–33 Abb. 25; ders. *Disk AB 5* (1991) 129f.

9. Dies ist um so erstaunlicher, als bei naturartäischen, achämenidischen Repräsentati-

Keramik

Keramikscherven aus 26 fest definierten Lagen wurden in ihren Mengenrelationen ausgewertet.¹⁰ Hierbei stellte sich heraus, daß in tieferen Mischlagen (Nachbesiedlungsphase mit Scherven aus der Zeit der ›großen Anlage‹) das Verhältnis der in Oxydationsbrand hergestellten Gefäße zur grau/schwarzen Keramik aus traditionellem Reduktionsbrand 3,3:1 beträgt, bei der Feinkeramik (bzw. dem ›Tischgeschirr‹) sogar 10:1, wobei traditionell dekorierte, rillenverzierte Gefäße nach wie vor stark vertreten sind.

Dagegen fanden sich keine Scherven von jener in Ostgeorgien, besonders in Süd-Iberien im späten 5. und vor allem im 4. Jh. v. Chr. aufkommenden bemalten Keramik mit rotem Dekor auf hellem Grund.¹¹ Diese neue Verzierungsart scheint – nach heutigem Forschungsstand – Kachetien nicht berührt zu haben; hier bleibt man allem Anschein nach traditionsbewußt. Allerdings dürfte der Reduktionsbrand um die Jahrtausendmitte an Boden verloren haben: die hellroten bis ziegelroten, also oxydierend gebrannten Gefäße nehmen gegenüber den grau/schwarz gebrannten erheblich zu.¹²

Bronzezeitliches Hügelgrab in K 15/16

Im Zentrum einer kreisförmigen Steinanhäufung stießen wir in ca. 1,70 m Tiefe auf ein Grab der Mittelbronzezeit (Abb. 7), das durch A. Egold genauer untersucht wurde. Die Leiche eines Kindes, dessen Knochen über dem Grabinventar zerstreut lagen, war wohl unmittelbar auf den Beigaben (vier Schüsseln, vier Krüge, eine Bronzenadel, eine Obsidianklinge) niedergelegt worden. Südlich davon lag das Skelett eines Schafes; das dort gefundene, fallengelassene Obsidianmesser hatte offenbar zur Schächtung des Tieres gedient. In dieser Hinsicht dürfte sich das

Bestattungsritual von dem, das über ein Jahrtausend später am Grab des Mädchens in L 14a vollzogen wurde, kaum unterschieden haben.¹³

Ausblick

Die Keramik der zweiten Hälfte des 1. Jt. v. Chr. aus der Alazani-Ebene ist bisher wenig bekannt; chronologische Anhaltspunkte liefert sie z. Zt. nur in sehr be-

onsbauten bedeutender transkaukasischer und kleinasiatischer Zentren (z. B. Apadana von Altintepe oder Erebuni: K. Oganessian, *Krepost' Erebuni* [1980] 56f. 93. 97) keine Glockenbasen bekannt sind. Vgl. dagegen den Fund einer fragmentierten Glockenbasis aus schwarzem Tuff aus einer bescheidenen Anlage in Benjamin bei Kumairi (früher: Keninakan): Zardarian, Akopian, *Ancient Civilisation* 1,2 (1994) 187 Abb. 6. Ferner teilte mir I. Narimanov (Baku) freundlichst mit, daß im unteren Kura-Tal (Azerbaidžan) eine weitere Basis zum Vorschein gekommen sei.

10. Material aus I-J 18:2; L 13a:tiefs; L 13d:2; L 13c:3; L 13c/d:2; L 15c:3; M 10c:2.

11. Vgl. Material aus den alten Kuftin-Grabungen: I. Gagošidze, *Mogil'niki Trialeti III* (1982) 67ff. Taf. 7; Lordkipanidse ebenda Abb. 71 Nr. 14/16 (nicht wie angegeben aus Samadlo, sondern aus Trialeti); G. K. Nari-manišvili, *Keramika Kartli V-I vv. do n. é.* (1991) Nr. 558 ff. Taf. 274–280.

12. Nach I. M. Gagošidze, *Samadlo* (1979) 79f. erreicht der Reduktionsbrand graugebrannter Keramik der Achämenidenzeit aus Samadlo 800/900°C. Erst in hellenistischer Zeit soll der Oxydationsbrand (rote Samadlo-Ware) auf eine entsprechende Temperatur gebracht worden sein.

13. Die Schächtung von Tieren, insbesondere von Schafen, hat eine lange Tradition in Kachetien, die offenbar mit der seit alters her in diesem Gebiet intensiv betriebenen Viehzucht in Verbindung steht. Möglicherweise reicht sie bis in die Frühe Bronzezeit (Bedeni). Sie ist aber nicht unmittelbar mit dem von O. Lordkipanidse, *Archäologie in Georgien* (1991) 88 erwähnten ›Totenschmaus‹ Zentralgeorgiens (ab der Späten Bronzezeit z.B. in Samtavro bezeugt) vergleichbar.

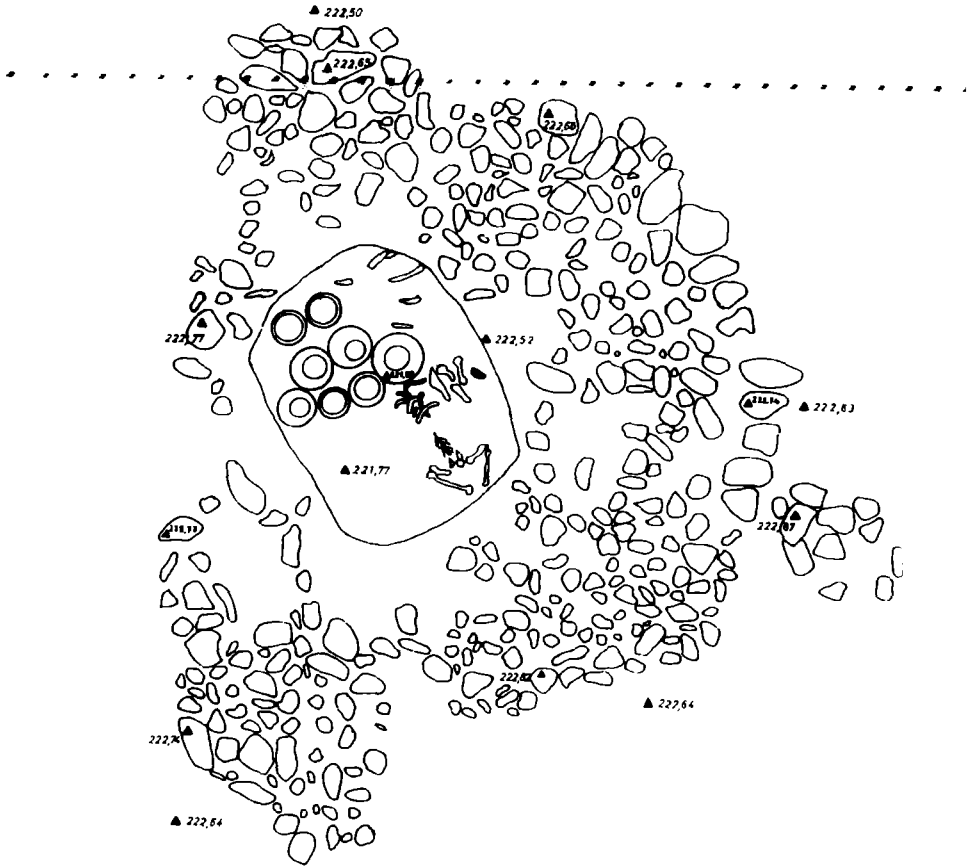


Abb. 7: Bronzezeitliches Grab

schränktem Maß. Davon hängt jedoch die Frage ab, mit wem bzw. mit welcher historischen Periode die ›große Anlage‹, der unsere Untersuchung in erster Linie gilt, zu verbinden ist. Handelt es sich um ein befestigtes Verwaltungszentrum eines Klientelfürsten in achämenidisch kontrolliertem Gebiet, oder wurde das Gebäude im Zuge der Reformen unter Pharnavas I errichtet? Wirkten die Urheber jener vorzüglich gearbeiteten Kalksteinbasen, die aus iranischem Formgut zu schöpfen wußten, unter dem Einfluß Kartlis, als das Achämenidenreich schon zugrunde gegangen war? Eine

solche ›Konstruktion‹ wird heute zumindest für die achämenisierende Bauskulptur von Cixia Gora¹⁴ oder Sairxe¹⁵ postuliert. Oder haben wir es doch mit genuin achämenidischen Arbeiten zu tun?

Hoffen wir, daß künftige Untersuchungen an diesem Platz zur Lösung dieses Problems beitragen werden.

14. G. Qipiani, *Sakartvelos antikuri xanis arhitektura* 62 Taf. 2–5 (3. Jh. v. Chr., oder zu diesem Zeitpunkt in Wiederverwendung?); vgl. Lordkipanidse a.O. 152 Taf. 50,2–3; Zkitischwili, AA 1995, 83 ff. Abb. 5–6.

15. Qipiani a.O. 63f. Taf. 6–9.

Guram Lortkipanize, Giorgi Dundua

Das numismatische Material von Pityunt (2. Jh. v. Chr. – 5. Jh. n. Chr.)

(Taf. 3–7)

Die Zeit bis zum 1. Jh. n. Chr.

In der Fachliteratur galt es lange als gesichert, daß Pityunt (Bičvintა) eine griechische Kolonie an der Schwarzmeerküste war, aber da keine einzige antike Quelle es unter den griechischen Städten aufführt, wird diese Ansicht neuerdings bestritten. Wie dem auch sei, im 2. Jh. v. Chr. hat diese Stadt tatsächlich bestanden. Strabon (Geographika, XI,2,14), der sich auf eine Nachricht Artemidors von Ephesos stützt, bezeichnet sie sogar als »Groß-Pityunt«.¹

Trotz vierzigjähriger Ausgrabungen konnten keine sicheren archäologischen Belege für die Nachricht des Artemidor von Ephesos gefunden werden. Zur Verfügung stehen nur zwei Kupfermünzen dieser Zeit, von denen eine zweifelsfrei bestimmt werden kann. Es handelt sich um eine Prägung des 2. Jhs v. Chr. aus Chersones. Die andere, schlecht erhaltene, kann dem phrygischen Laodikea zugeordnet werden.

Bevor wir auf das Material der folgenden Jahrhunderte eingehen, soll noch darauf hingewiesen werden, daß die Mehrzahl der in Bičvintა gefundenen Münzen aus Kupfer besteht, das sich im feuchten und sumpfigen Boden von Bičvintა schlecht erhält. Daher befindet sich ein nicht geringer Teil der Münzen in unbefriedigendem Zustand, andere haben sich völlig zersetzt. Deshalb gelingt es nicht immer, sie genau zu bestimmen.²

Das numismatische Material aus dem 1. Jh. v. Chr. umfaßt nur wenige Stücke.

Es handelt sich um einen Tetrachalkus aus der Epoche von Mithridates VI. Eupator (Typ: Ares mit Schwert in der Scheide) und eine Kupfermünze desselben Kreises, die in einer Stadt des südlichen Pontos geprägt wurde und die im Amphorengrab Nr.183 gefunden wurde.³

Aus dem 1. Jh. n. Chr. wurden fünf Münzen in Bičvintა entdeckt: eine Kupfermünze des Kaisers Augustus (27 v.Chr.–14 n.Chr.), ein Aureus des Nero (54–68), eine Drachme des pontischen Königs Polemon II. (49–63), eine sogenannte quasiautonome Kupfermünze der Stadt Amastria mit einer Darstellung des »Homer«-Kopfes auf dem Avers sowie ein Denar Vespasians (69–79).

Plinius zufolge war Pityunt eine reiche Stadt, doch es wurde von den Heniochern ausgeraubt (NH, VI, 16). Dieser Nachricht entspricht der geringe Umfang des archäologischen und numismatischen Materials dieser Zeit in Bičvintა. Manche Wissenschaftler gehen noch weiter. So hat beispielsweise nach Ansicht von Kiessling Bičvintა nach dem Überfall der Heniocher in der ersten Hälfte des 1. Jhs n. Chr. bis zum 3. Jh. in Trümmern gelegen.⁴ Heute ist klar, daß diese Annahme nicht zutrifft: sowohl das archäologische als auch das numismatische Material bele-

1. გ. ლორტიპანიძე, ბიჭვინტის ნაქალაქარი, [G. Lortkipanize, Die Stadt Pityunt] (1991).

2. გ. დუნდუა [G. Dundua], დიდი პიტინტი [Groß Pityunt] I (1975) 280–429.

3. G. Lortkipanize a.O. 108.

4. Kiessling, RE VIII, s.v. »Heniochi«, 275.

gen, daß Pityunt schon im 2. Jh. sehr lebendig war, während es sich in der zweiten Hälfte des 1. Jh.s von den bei den Heniocherüberfällen angerichteten Verwüstungen noch nicht erholen konnte.

Das 2. Jh. n. Chr.

In den dreißiger Jahren des 2. Jh.s bereiste Flavius Arrianus zu Inspektionszwecken die Südostküste des Schwarzen Meeres. Es ist bezeichnend, daß er unter den Punkten der Küste, an denen römisches Militär stand, Pityunt nicht erwähnt. Mehr noch: Er sagt ganz klar, daß bei Dioskurias-Sebastopolis (d.h. bei Soxumi) »... die römischen Herrschaftsgebiete für die auf der rechten Seite des Pontos Segelnden enden« (Fl. Arr., PPE, 17). Diese Nachricht besitzt grundlegende Bedeutung. Wie die Materialien bezeugen, beginnt Bičvința im 2. Jh. ein intensives städtisches Leben, und wir können annehmen, daß die hier gefundenen Münzen des 2. Jh.s nicht auf politischen Kanälen, sondern direkt durch Wirtschaft und Handel hierhergekommen sind.

In Bičvința wurden über 60 Münzen des 2. Jh.s gefunden, darunter zwei Medaillen. Von der Gesamtzahl der Münzen sind 17 aus Silber, die restlichen aus Kupfer. Ihre nach Ländern, Prägestätten und Herrschern differenzierte Übersicht bietet folgendes Bild:

Hadrian (117–138):	9
Antoninus Pius (138–161):	5
Lucius Verus (161–169):	2
seine Ehefrau Lucilla:	1
Commodus (180–192):	13
Septimius Severus (193–211):	3
bosporanische Könige Kotys II. (123–132) und Sauromates II. (174–210):	2
allgemein Ende des 2. Jh.s:	17

Von den oben aufgeführten Münzen sind wenigstens 30 in Trapezunt geprägt,

etwa zehn im kappadokischen Caesarea, zwei im Königreich Bosporos, einige Stücke in Rom und je ein Exemplar in Pautalia (Thrakien) und in irgendeiner Werkstatt des Orients.

Es ist leicht zu ersehen, daß die wirtschaftliche Hauptschlagader von Bičvința mit Kleinasien, vor allem mit der Stadt Trapezunt, verknüpft war.

Die erste Hälfte des 3. Jh.s n. Chr.

Zosimos zufolge stellte Bičvința im 3. Jh. eine Befestigung der Römer dar, die rings von hohen Mauern umgeben war und einen sehr günstigen Hafen besaß (Zos. I, 32). Das 3. Jh. ist eine Zeit der Blüte im Leben Pityunts. Das illustrieren ganz deutlich die hier gefundenen über 350 Münzen aus dieser Zeit. Von diesen Münzen gehören 149 einem Schatzfund an (dazu eingehender weiter unten). Über 250 Münzen datieren aus der ersten Hälfte des 3. Jh.s. Geprägt wurden sie im Namen folgender römischer Imperatoren und ihrer Frauen:

Septimius Severus
Iulia Domna (193–217)
Caracalla (211–217)
Geta (209–212)
Elagabal (218–222)
Severus Alexander (222–235)
Iulia Mesa (223)
Gordian III. (235–244)
Traculina
Philippus I. (244–249)
Otacilla Severa (238–249)
Philippus II. (247–249).

Die Mehrheit der in Bičvința gefundenen Münzen aus der ersten Hälfte des 3. Jh.s – über 230 Stück – stammt aus Prägestätten Kleinasiens (über 190 aus Trapezunt, über 30 aus Caesarea, 3 aus Neocaesarea, 1 aus Sinope, 1 aus Amisus [?] und 1 aus Nicomedia).

Augenfällig sind die überaus engen Verbindungen zu Trapezunt, doch ist es in diesem Fall schwierig, nur an wirtschaftliche Beziehungen zu denken. Damals war in Bičvința eine Garnison der Römer stationiert. Darüber sind wir aus schriftlichen Quellen, aber auch durch materielle Kulturgüter gut unterrichtet. Zudem spielte Trapezunt dank seiner geographischen Lage (Nähe zu Transkaukasien und zur Nordküste des Schwarzen Meeres) eine herausragende Rolle bei der Versorgung der in den Städten Transkaukasiens stehenden römischen Truppen. Manche Wissenschaftler vertreten sogar die Ansicht, Trapezunt sei die Hauptbasis der römischen Flotte an der Südküste des Schwarzen Meeres gewesen.⁵ Unter diesen Umständen ist es ganz natürlich, daß die meisten Münzen in den Städten an der Ostküste des Schwarzen Meeres aus Trapezunt stammen.⁶

Beachtenswert ist, daß die weitaus meisten der in Bičvința gefundenen Münzen der ersten Hälfte des 3. Jh.s aus Kupfer bestehen, was unmittelbar darauf hindeutet, daß sie die Geldwirtschaft der römischen Truppen repräsentieren, denn diese erhielten ihren Sold am Ort in Kupfergeld, und der Binnenmarkt Westgeorgiens nahm dieses Geld nicht an.

Der schon oben erwähnte Schatzfund stammt aus Ausgrabungen im Sektor III von 1958 und war anscheinend in einem Beutel untergebracht, denn an einigen Münzen waren Stoffreste haften geblieben. Der Schatz besteht aus 149 Münzen, von denen 10 aus Silber bestehen, die übrigen aus Kupfer. Die Silbermünzen wurden in Caesarea, der Hauptstadt der römischen Provinz Kappadokien, geprägt und sind folgenden Imperatoren zuzuordnen:

Hadrian:	4 Didrachmen
Commodus:	1 Didrachme
Septimius Severus:	2 Drachmen

Iulia Domna:	1 Drachme
Geta:	1 Drachme
Caracalla:	1 Drachme

Die restlichen 139 Münzen wurden Ende des 2. Jh.s und in der ersten Hälfte des 3. Jh.s in Trapezunt geprägt. Eine genaue Attribution ist nicht bei allen Münzen möglich, manche Münzen können nur bedingt einem bestimmten Imperator zugeordnet werden, daher geben wir hier nur eine Liste der Kaiser, deren Münzen zweifelsfrei zum Bestand des Schatzes gehören, führen aber keine konkreten Zahlen an:

Septimius Severus	Gordian III.
Iulia Domna	Traculina
Caracalla und Geta (?)	Philippus I.
Caracalla	Otacilla
Elagabal	Philippus II.

Die früheste Münze des Schatzes ist eine Didrachme Hadrians (117–138), die jüngste eine Kupfermünze der Stadt Trapezunt, die 244/245 im Namen von Philippus II. geprägt wurde. So übertrifft die Zeitspanne zwischen den frühesten und spätesten Münzen des Schatzes ein Jahrhundert. Das Jahr 245 ist der *terminus post quem* für das Vergraben des Schatzes. Natürlich ergibt sich die Frage, was die Ursache für das Verstecken des Münzschatzes war. Wir denken, daß man die Zeit und den Grund dafür anhand schriftlicher Quellen konkretisieren kann.

Der Historiker Zosimos berichtet, im Jahre 256 hätten skythische Seeräuber die Stadt überfallen, doch die Garnison unter Führung von Succianus hätte sie zurückgeworfen. Im darauffolgenden Jahr, als Kaiser Valerian (253–260) letzteren als *praefectus praetorio* nach Rom

5. H. Viereck, Die römische Flotte (1956) 256.

6. К.В. Голенко, Денежное обращение Колхиды в римское время (1964).

beorderte, sei es den Skythen sogar gelungen, die Stadt zu erobern (Zos. I, 32 f.). Die Vermutung der Ausgräber, in dieser Zeit der Furcht sei der Schatz vergraben worden, scheint uns gerechtfertigt. Auch der Brand, dessen Spuren den in Bičvința entdeckten Münzen anzusehen sind, ist sicher eine Folge des Kriegszuges der Goten.

Das Studium der in Bičvința und 1959 bei den Ausgrabungen der archäologischen Expedition in Soxumi (Leiter: A. Apakize) entdeckten Münzen aus Trapezunt besitzt große Bedeutung nicht nur für die Ermittlung der ökonomischen Sonderlage der Städte an der östlichen Schwarzmeerküste, sondern auch für die Klärung spezifischer Fragen der politischen, wirtschaftlichen und Kulturgeschichte Trapezunts selbst.

Vor allem ist festzuhalten, daß vor den Ausgrabungen von Bičvința keine Fälle bekannt waren, in denen Münzen der Stadt Trapezunt außerhalb des Gebiets dieser Stadt gefunden wurden. Auf dieser Grundlage behaupteten manche Forscher, Trapezunt habe keine unabhängige Handelspolitik betrieben, seine Münzen hätten lediglich lokale Bedeutung besessen.⁷ Die Funde von Bičvința und Soxumi haben diese Vermutung widerlegt, denn hier kamen, von dem obigen Schatz abgesehen, auch als Einzelfunde zahlreiche Münzen aus Trapezunt zutage.

Höchste Bedeutung für eine Untersuchung der ältesten religiösen Vorstellungen der kartvelischen Stämme hat die Ikonographie der Rückseiten der Münzen Trapezunts. Diese Fragen hat G. Dundua in einer Monographie behandelt⁸, daher gehen wir hier nur kurz darauf ein.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig, die Gesamtzahl der städtischen Kupfermünzen von Trapezunt annähernd festzustellen. Nimmt man die in Bičvința und Soxumi gefundenen Stücke, die in der Literatur enthaltenen Angaben und die in

verschiedenen Museen und privaten Sammlungen aufbewahrten Exemplare und Abdrücke zusammen, so beläuft sich die Anzahl der uns bis heute bekannten städtischen Kupfermünzen von Trapezunt auf ungefähr 340–350 Stück. Davon wurden 230–240 Stück in Bičvința gefunden.

Auf der Frontseite der Münzen ist immer das nach rechts gewandte Profil des römischen Kaisers oder seiner Gattin dargestellt, außerdem eine entsprechende griechische Legende mit dem Namen des Kaisers. Auf der Rückseite befinden sich verschiedene Gottheiten und die griechische Aufschrift ΤΡΑΠΕΖΟΥΝΤΙΩΝ, was bedeutet, daß diese Stadtmünze von den Einwohnern der Stadt Trapezunt ausgegeben wurde.

Auf etwa 210–220 Münzen ist die Sonnen- und Lichtgottheit Mithras dargestellt, auf 50–55 Stücken die Göttin Tyche, auf 17 Exemplaren Dionysos, auf 12 Serapis, auf 12 Abundantia, auf 6 Apollo, auf 2 Hermes, auf 1 Herakles, auf 1 Rhea Kybele und auf 1 die Pallas (?).

Die obigen Zahlen lassen vermuten, daß Mithras die Hauptgottheit Trapezunts gewesen ist. Die Sonnen- und Lichtgottheit Mithras ist nicht griechischer Herkunft. Wie kann es sein, daß sie in einer griechischen Stadt an die erste Stelle rückte? Dieser Umstand wird verständlich, wenn man sich an Xenophons Worte erinnert, daß Trapezunt »eine volkreiche griechische Stadt an der Küste des Pontos Euxeinus, eine Kolonie von Sinope im Land der Kolcher« (Xen. Anab. IV, 8, 22) war. Aus einer Nachricht von Flavius Arrianus geht hervor, daß die einheimische kolchi-

7. М. И. Максимова, Античные города Юго-Восточного Причерноморья (1956) 344.

8. G. Dundua, a. O. 328–353; ders., დიდი პიტუნტი [Groß Pityunt] II, 343–347; Г. Дундуа, Историко-филологические разыскания I (1980) 37–56.

sche Bevölkerung, die »Barbaren«, noch im 2. Jh. n.Chr. gewisse Positionen bewahrt hatte (Arr.PPE, 1).

Die zweite Hälfte des 3. Jh.s

Kehren wir zur Frage der Münzzirkulation in Bičvintā-Pityunt zurück. Offenbar hatte Bičvintā die von den Goten angerichteten Verwüstungen bald überwunden, was die über 100 hier gefundenen Münzen aus der zweiten Hälfte des 3. Jh.s belegen. Diese Münzen wurden mit den Namen folgender Kaiser geprägt:

Trebonianus Gallus (251–253)
 Volusianus (251–254)
 Gallienus (254–268)
 Salinina (seine Gemahlin)
 Claudius II. Gothicus (268–270)
 Aurelianus (270–275)
 Tacitus (275–276)
 Probus (277–282)
 Carinus (283–285)
 Diocletian (284–305)
 Maximianus (286–305, 308–310)
 Constantius I. (292–306)
 Galerius Maximianus (292–311).

Außerdem wurde in Bičvintā eine 264 geprägte Kupfermünze des bosporanischen Königs Rheskoporis V. (240–267) gefunden.

Mengenmäßig stehen die in Rom geprägten Münzen an erster Stelle (70 Exemplare). Doch ist nicht auszuschließen, daß sich darunter auch in größerer Zahl in Asien geprägtes Geld befindet, denn bei den Münzen aus der zweiten Hälfte des 3. Jh.s sind die Emissionszentren manchmal schwierig zu ermitteln. 11 Münzen stammen aus Antiochia, 6 aus Kyzikos. Andere Prägestätten sind mit nur je 1 bis 2 Exemplaren vertreten. Es ist anzunehmen, daß die Münzen der Antiochiner wiederum durch Vermittlung Trapezunts nach Bičvintā gelangten. Daß sich im numismatischen Material von Bičvintā

aus der zweiten Hälfte des 3. Jh.s keine in Trapezunt geprägten Münzen finden, liegt daran, daß diese Stadt im Jahre 249 die Emission von Münzen einstellte. Interessant ist auch die Entdeckung von Münzen, die in Prägestätten des cisalpinen Gallien, Oberpannoniens, Makedoniens – und zwar in den Städten Mediolanum, Ticinum, Siscia und Thessalonike – hergestellt wurden, doch deren Zahl ist so gering, daß es nicht möglich ist, daraus Folgerungen zu ziehen.

Obwohl die in Antiochia geprägten Münzen nicht sehr zahlreich sind, sind wir der Ansicht, daß diese Stadt enge Beziehungen zu Pityunt unterhielt. Die in Antiochia geprägten 11 Münzen von Bičvintā stammen aus dem Ende des 3. Jh.s. Zu Beginn des 4. Jh.s aber gibt es hier eine solche Flut von in Antiochia geprägten Münzen, daß es unmöglich ist, dies ohne direkte Handels- und Wirtschaftsverbindungen (oder Beziehungen anderer Art) zu erklären.

Ebenso wie im Jahrhundert davor sind Münzen des nördlichen Schwarzmeergebietes nur in minimaler Zahl vertreten. Zwischen diesen beiden Gebieten haben offenbar nur sehr begrenzte wirtschaftliche Beziehungen bestanden. Doch belegen nach G. Lortkipanize die in Bičvintā gefundenen bosporanischen Münzen die Tatsache, daß Pityunt im 3. Jh. ein Stützpunkt der Küstenschifffahrt war, ein Hafen mit Verbindungen zum Königreich Bosporos. Das bestätigen jene 10 in Sebastopolis (Soxumi) ausgegrabenen Münzen des nördlichen Schwarzmeergebietes, die bis zum Beginn des abchasisch-georgischen Konflikts im Museum von Soxumi aufbewahrt wurden.

Das 4. Jh. n. Chr.

Im 4. Jh. erfährt Bičvintā einen gewaltigen Aufschwung. Zu dieser Zeit stand hier eine für damalige Verhältnisse große

christliche Kirche, und der Bischof Strathophilos von Bičvința nimmt an der Synode von Nikäa im Jahre 325 teil. Aus keinem anderen Jahrhundert ist in Bičvința so reiches numismatisches Material vorhanden. Es wurden über 500 Münzen gefunden, davon 310 in einem Schatz spätantiker und frühbyzantinischer provinzieller Kupfermünzen, der 1962 in Bičvința entdeckt wurde. Die Münzen sind folgenden Kaisern zuzuordnen:

Constantin I. (306–337):	11
Königin Helena:	4
nach dem Tode Constantins I.:	52
Constantin II. (337–340):	6
Constantius II. (337–361):	102
Constans (337–350):	75
Constantius II. oder Constans:	60

Nach Prägestätten lassen sich die Münzen des Schatzes folgendermaßen gruppieren: Konstantinopel: 20; Antiochia: 87; Nicomedia: 51; Kyzikos: 31; Alexandria: 10; Siscia: 9; Thessalonike: 1; unbestimmbar (aufgrund des schlechten Erhaltungszustandes): 101.

Folglich dominieren in diesem Schatzfund die in Antiochia (87) und in Städten Kleinasiens (Konstantinopel, Nicomedia, Kyzikos) geprägten Münzen (102). Die politische, wirtschaftliche und sozusagen konfessionelle Organisation von Bičvința im 4. Jh. zeichnet sich auch in der Zusammensetzung dieses Schatzes deutlich ab.

Die einzeln gefundenen Münzen aus dem 4. Jh. sind folgenden Kaisern zuzuordnen:

Licinius (308–325)
Constantin I.
Helena nach dem Tode von Constantin I.
Crispus (317–326)
Constantin II.
Constantius II.
Constans
Valentinian II. (375–393).

Eine Münze ist mit dem Namen des bosphoranischen Königs Rheskoporis VI. (318–333) geprägt.

Nach Prägestätten ergibt sich folgendes Bild: Antiochia: 30; Konstantinopel: 20; Nicomedia: 11; Kyzikos: 5; Thessalonike: 6; Siscia: 7; Bosphoros: 1; Alexandria: 1; unbestimmbar: 127.

Stellt man eine Liste der Münzen des 4. Jh.s, die im Schatz und als Einzelstücke gefunden wurden, nach ihren Prägeorten zusammen, erhält man ein interessantes Bild: In Antiochia wurden 117 Münzen geprägt, in Nicomedia 48, in Kyzikos 44, in Konstantinopel 40 (somit wurden in Münzen Kleinasiens insgesamt 132 Stück geprägt), in Siscia 13, in Alexandria 11, in Thessalonike 6, in Bosphoros, Trier und Sirmium je 1. Unbestimmbar bleiben über 200 Münzen wegen ihres schlechten Erhaltungszustands. Aber wir bezweifeln nicht, daß die Mehrzahl von ihnen aus Antiochia und den Städten Kleinasiens stammt.

Die obigen statistischen Angaben gestatten die Aussage, daß im 4. Jh. die Geldwirtschaft in Bičvința auf Kupfermünzen beruhte. Dies ist dadurch bedingt, daß den Truppen im 4. Jh. der Sold im wesentlichen in Form von Kupfermünzen gezahlt wurde. Darauf weist auch der Umstand hin, daß ein bestimmter Teil der gefundenen Münzen den sogenannten Armee-Typ verkörpert. Sie tragen die Aufschrift »Ruhm der Armee« und Abbildungen der Siegesgöttin Victoria und von Soldaten (eine Zweiergruppe aus Speerträger und Schildträger) usw. Eine weitere Aussage ist, daß Bičvința politisch, wirtschaftlich und kulturell grundsätzlich auf die großen Zentren der frühchristlichen Zeit ausgerichtet ist, auf Antiochia und die Städte Kleinasiens, zu denen es enge Beziehungen unterhielt.

Noch einige Worte zum Zeitpunkt des Vergrabens der spätantiken Kupfermünzen. Die jüngste Münze des Schatzes ist

Constantius II. (337–361) zuzuordnen. Wenn man mit diesem Datum die Daten des stratigraphischen Schnitts aus dem III. Abschnitt vergleicht, denen zufolge Bičvința im letzten Viertel des 4. Jh.s wieder zerstört worden sein muß, wird man nicht fehlgehen, als Zeit für das Vergraben des Schatzes die sechziger bis siebziger Jahre des 4. Jh.s anzunehmen und sie mit militärischer Gefahr, und zwar mit einem Überfall der Hunnen, in Verbindung zu bringen.⁹ In den siebziger Jahren des 4. Jh.s brach eine neue Welle der Barbaren über das Königreich Bosporos herein. Man vermutet, daß die Einfälle der Hunnen auch die Schwarzmeerküste Kaukasiens erreichten.¹⁰ Es scheint, daß Bičvința in dieser Zeit völlig verwüstet worden ist, was durch die archäologischen Grabungen bestätigt wird.

Danach verlor Pityunt für lange Zeit seine strategische und wirtschaftliche Bedeutung. Das zeichnet sich im numismatischen Material besonders gut ab. Aus dem Ende des 4. Jh.s und dem 5. Jh. wurden nur einige wenige Münzen gefunden. Es handelt sich um 8 Kupfermünzen Valentians II. (375–393) und Arcadius' (385–408). Die Epoche Theodosios' II. (408–450) ist lediglich mit zweimal zwei Münzen vertreten.

9. В. Ф. Гайдукевич, Боспорское царство (1949) 439–484.

10. И. Кругликова, Боспор в позднеантичное время (1966) 28.

Baka Gigineišvili

Zur Herkunft des Ethnonyms Tibaren

Die Tibarener werden in griechischen Schriftquellen der Antike zusammen mit den Mossynoiken und den Makronen als Bewohner der Südsüdostküste des Schwarzen Meeres erwähnt. Hekataios von Milet zufolge grenzen an die Tibarene/Tibarer gegen Sonnenaufgang hin die Mossynoiken (Τιβάροισι δὲ πρὸς ἡλίου ἀνίσχοντα Μοσσυνοῖκοι ὁμόρευσιν)¹

Be Herodot ist davon die Rede, daß den Moschern, Tibarenern, Makronen, Mossynaken und Maren ein Tribut in Höhe von 300 Talenten auferlegt war (Hdt. III,4). Auf ihren Siedlungsraum wird nicht hingewiesen. Auch an anderer Stelle bei Herodot werden die Tibarener zusammen mit den Moschern, Mossynoiken und Makronen erwähnt. Ihre Kriegsausrüstung wird beschrieben, und es werden, was besonders interessant ist, die Führer ihrer Truppen genannt. Dieser Nachricht zufolge hatten Moscher und Tibarener einen Anführer: Ariomardos, während Makronen und Mossynoiken einen anderen hatten, und zwar Artayktes (Hdt. VII,78). Wir denken, daß diese Nachricht auf eine größere Nähe zwischen Moschern und Tibarenern hinweisen könnte.

Nach Xenophon (V,5) leben die Tibarener im Flachland. Ihr Siedlungsraum er-

streckt sich vom Land der Chalyber bis zur Stadt Kotyora. Kotyora ist eine Kolonie der Sinoper im Land der Tibarener. Als Nachbarn der Tibarener werden auch hier die Mossynoiken und Makronen (auch Kolcher) aufgeführt. Skylax von Karyanda lokalisiert die Tibarener zwischen den Mossynoiken und den Chalybern. Strabon macht recht genaue Angaben. Seiner Nachricht zufolge erhebt sich im Tauros-Gebirge ein Berg Trapezunt, der genauso heißt wie die Stadt, die bei Tiberania (dem Land der Tibarener) und der Kolchis liegt (Strabon VII,4,3). An anderer Stelle läßt er die Tibarener oberhalb von Trapezunt und Pharnakeia siedeln (Strabon XII,3,18; 3,28; 3,29).

Diese Nachrichten stehen miteinander im Einklang: Sie ergeben keinerlei Widerspruch hinsichtlich des Siedlungsraums der Tibarener. Nur eine Stelle aus Strabons Geographie könnte einen solchen enthalten, da dort davon die Rede ist, daß sich oberhalb des Kaspischen Meeres die Parachoathra-Berge befinden und die Albaner und die Iberer. Und der

1. Известия древних писателей (греческих и латинских) о Скифии и Кавказе. Собрал и издал с русским переводом В.В.Латышев. Т. I: Греческие писатели, вып. I (1893) S.2.

diese Stämme rings umgebende Kaukasus (ὁ Καύκασος ἐγκυκλούμενος τὰ ἔθνη ταῦτα) reiche bis zu den Armeniern, wobei er sich auch mit den Bergen der Moskher und Kolcher vereine bis zu den sogenannten [Bergen] der Tibarener (Strabon XI,14,1). Nun vereinigt sich der Kaukasus selbst keineswegs mit den in der Nähe Trapezunts liegenden Bergen. Doch der sogenannte Kleine Kaukasus liegt genau in der Nähe der Siedlungsgebiete der genannten Stämme: Sein westlicher Teil beginnt im Höhlengebiet von Axalcixe. Jedenfalls trifft dies zu, wenn wir die in den griechischen Quellen erwähnten Moskher als Vorfahren der heutigen Meskher betrachten. Es ist anzunehmen, daß die Meskher und die Tibarener von der Wende zwischen alter und neuer Zeitrechnung bis zur Entstehung der ersten georgischen Quellen keine so bedeutenden Migrationen unternommen haben, daß sie aus Kleinasien nach Transkaukasien gelangt wären; das gleiche ist von den Kolchern zu sagen.

Das Ethnonym *Tibaren* ist in mehreren Varianten belegt: *Tibaren/ Tibaran/ Tabaren/ Tibar*. Bemerkenswerterweise bezeugt zuerst Hekataios von Milet im 6. Jh. v. Chr. diesen Namen als *Tibar* in der Form Τιβάροισι (»den Tibarern«). Herodot überliefert die Variante *Tibaren* (in der Form Τιβαρηνοῖσι). Bei Strabon begegnen wir sowohl der Form *Tibaren* als auch der Form *Tibaran*. Erstere ist dreimal, letztere fünfmal vertreten.

Was die Form **Tabaren* betrifft, so wird sie von S. Žanašia im Text des Eusebios von Caesarea auf der Basis der in der lateinischen Übersetzung enthaltenen Form *Tibarin* vermutet.² Es ist nicht ersichtlich, auf welche lateinische Quelle sich K. Georges stützt, wenn er die *Tibaraner* (Tibarāni) als einen Stamm betrachtet, der in Kilikien am Berg Amanus lebt.³ Der Vergleich dieser Formen veranlaßt uns zu der Abtrennung des Stam-

mes *Tibar-*; die Funktion der Elemente *-en/-an* ist nicht feststellbar.

Die Frage der Identifikation der Tibarener wird in der Fachliteratur unterschiedlich beantwortet. N. Marr betrachtete die Ethnonyme *Tibaren*, *Spiri* und *Thubal* als Varianten von *Iver*.⁴ An einer Stelle sagt er, daß die *Kimmerer* dasselbe sind wie die *Iberer*, dasselbe wie die *Thubaler* oder die *Tibarener*.⁵

I. Žavaxišvili hält die griechische Bezeichnung *Tibaren* für identisch mit dem in einer Inschrift des assyrischen Königs Salmanassar III. erwähnten *Tabal* und weist darauf hin, daß in den assyrischen Quellen *Tabal* und *Muski* immer gemeinsam genannt werden, genauso wie in den griechischen Quellen *Moskher* und *Tibarener* als Nachbarn erscheinen. Das erwähnte *Tabal* sei seinerseits das gleiche wie das *Tubal* aus der Genesis.⁶

Doch ist bereits hier anzumerken, daß die Form *Tubal* in der Genesis nicht zu belegen ist. Im hebräischen Text erscheint sie als *Ṭḥubal* (Gen.4,22;10,2; Hesek.39,1), im Griechischen als Θόβελ, im Armenischen als *Thobel/Thovbel*, im Georgischen wie im Griechischen als თობელ. Keine einzige Redaktion kennt die Form *Tubal*. Was das von I. Žavaxišvili angeführte *Tabal* der assyrischen Quellen betrifft, so ist seine Identität mit dem biblischen *Thobel* erst noch zu beweisen. Bei Herodot ist *Tabal* der Name eines persischen Heerführers (Hdt.I,153,154,161).

Da in der Genesis *Tubal* nicht belegbar ist (je nach Sprache liegt *Thubal* oder

2. ს. ჯანაშია, თუბალ-თაბალი, ტიბარენი, იბერი in: ს. ჯანაშია, შრომები 3 (1959).
3. K.E. Georges, Kleines lateinisch-deutsches Handwörterbuch (1909).2805.
4. Н.Я. Марр, Избранные работы 1 (1933) 23 Анн. 3.
5. Н.Я. Марр, Избранные работы 5 (1935) 175.
6. ი. ჯავახიშვილი, ქართველი ერის ისტორია 1/2 (1913) 22.

Thobel vor), ist es auch nicht nötig zu überprüfen, wie *Tubal* im Georgischen zu *Thobel* umgeformt werden konnte, dies wäre schwierig, da 'es' in der Geschichte der Kartvelsprachen keinen Übergang *t>th* gegeben hat. Das von I. Žavaxišvili angeführte Illustrationsmaterial (georg. mtveri – las. mtveri, georg. tareba – las. otoru, georg. stveli[!] – las. stveli) kann eine solche Erscheinung wegen falscher etymologischer Zuordnung nicht belegen.⁷

Ebenso haben *Jobel* und *Jobal* keinerlei etymologische Beziehung zu *Thobel*. *Thobel*, *Jobel* und *Jobal* sind die Namen dreier Brüder in der Genesis (4,19–22). Natürlich darf man sie nicht gleichsetzen, weil nicht zu erwarten ist, daß drei Brüder den gleichen Namen trugen. Außerdem ist ein etymologischer Zusammenhang zwischen ihnen ausgeschlossen, weil es nicht gelingen kann, die zwischen ihnen im Klang bestehenden Unterschiede überzeugend zu erklären. Die Existenz eines Prozesses *th>h>j*⁸ ist ebenso unbewiesen wie der Prozeß *t>th*. Zwischen *Thobel* und *Jobel* kann daher auf kartvelischer Basis kein Zusammenhang nachgewiesen werden. Wenn es nötig wäre, einen solchen zu beweisen, müßte die Erklärung in anderen Sprachen gesucht werden.

Es ist schon an sich interessant, wie die Tradition entstanden ist, *Thobel*, *Tabal*, *Tibaren*, *Iber* und fast alle Stammesnamen miteinander gleichzusetzen, was seinen Niederschlag in führenden Lexika fand. In W. Papes »Wörterbuch der griechischen Eigennamen« lesen wir unter dem Stichwort Θόβηλοι(!): »früherer Name der Iberer von Θόβηλος, Sohn des Japhets (auch ein Sohn des Lamech hieß Θόβηλος).«⁹

Andererseits wird das hebräische *Thubal* mit dem akkadischen *Tabal* und dem griechischen *Tibaren* gleichgesetzt, so in L. Koehlers »Wörterbuch zum hebräischen Alten Testament« unter Berufung

auf Herodot.¹⁰ Dann heißt es, die Tibarener siedelten an der Südostküste des Schwarzen Meeres, später aber am Antitaurus und waren die Besitzer von Kupfererzlagerstätten. Die Inbezugsetzung der Metallverarbeitung mit *Thubal/Thobel* und seinem Geschlecht rührt aus der Bibel her. Doch die Gleichsetzung von Ethnonymen, in denen *th*, *t* und *b* auftreten, ist eine Frucht methodologischer Unzulänglichkeit. Was sagt uns denn die von L. Koehler herangezogene Stelle aus der Geschichte Herodots (Hdt. III,94) zur Gleichsetzung der *Tibaren* mit dem akkadischen *Tabal*? Überhaupt nichts. Dort wird *Tabal* nicht einmal erwähnt. Oder woraus ist zu ersehen, daß *Thobel* das gleiche wie *Iber* ist und daß zwischen ihnen ein etymologischer Zusammenhang besteht?

Nach Ansicht von S. Žanašia wird das Verbreitungsgebiet von *Tibar*, *Taber*, *Tabar*, *Tiber*, *Hiber*, *Iber* und den Stämmen, die diese Bezeichnungen tragen, notwendigerweise und völlig überzeugend einerseits mit dem *Thubal* und *Thobel* der Genesis, andererseits mit dem *Tabal* oder *Thabal* der assyrischen Quellen verknüpft.¹¹ S. Žanašia beruft sich dabei auf Josephus Flavius, einen jüdischen Historiker des 1. Jh.s n. Chr., der darauf hinweist, daß die Nachkommen von *Thubal/Thobel* zu seiner Zeit als *Iberer* bezeichnet worden seien. Dieser Hinweis sagt nichts über die Beziehungen der Bezeichnungen selbst aus, und auch die Bezeichnung der *Iberer* als Nachkommen

7. Vgl. ebenda 23.

8. Ebenda.

9. W. Pape's Wörterbuch der griechischen Eigennamen³, neu bearbeitet von G. B. Benseler (1875) 511.

10. L. Koehler (Hrsg.), Lexicon in Veteris Testamenti Libros (1958) 1018.

11. i. Javaxišvili, a.O. 63.

der *Thobel* scheint nicht zweifelsfrei zu sein und verlangt klare Argumente.

Der Gedanke einer Verbindung zwischen *Thubal* und *Tibaren*, der auch ausländische Wissenschaftler angezogen hat¹², ist nie über den Rahmen unbewiesener Hypothesen hinausgekommen.

Was die Analyse der Ethnonyme betrifft, so erinnert sie ganz an die Vierelemente-Analyse N. Marrs, bei der es keinerlei Hindernisse gibt, jede beliebige phonematische Veränderung zu postulieren. In dieser Hinsicht scheint uns eine Ableitung kennzeichnend, die S. Žanašia unter Berufung auf eine mündliche Stellungnahme von Ak. Šanize vorschlägt: *Tabal* gliedert sich in das georgische Wort *taba*, das ›Meer‹ (früher), ›See‹ bedeute, überhaupt ›ein großes Wasserreservoir‹ und ›Wasser‹ und das gleichfalls kartvelische Suffix *-al*. Auf dieser Grundlage folgert S. Žanašia: »Auch *-al* mit seiner Dialektvariante *-ar* (auch *-el* zählt zweifellos zu dieser Gruppe) ist ein gut bekanntes kartvelisches Wortbildungssuffix, das den Ursprung, die Herkunft bezeichnet... Folglich kann anhand von Material aus den Kartvelsprachen *Tabal* erklärt werden als *tabeli*, *tbeli*, d.h. als ›Mann oder Volk des Sees oder Meeres‹, folglich allgemein als ›Mann oder Volk des Wassers‹. Das Ideogramm von Karkemisch läßt sich georgisch deuten.«¹³ Weiter meint Žanašia, wobei er sich auf eine Überlegung M. Žanašvilis über die Herkunft von *Tbeti*, einem Ort mit einem See, von *toba-taba-tba* und einen Zusammenhang der den Mešex (Meskern) benachbarten *Tubaler* (*Thobeler*) mit *Tbeli* und *Mtbevari* (in alter Aussprache *Tobel-Tabal*) beruft, diese Argumentation sei nicht exakt, aber beachtenswert.

Wie bereits gesagt, ist eine Verknüpfung von *Tibaren*, ebenso von *Tbeli*, mit dem biblischen *Thobel/Thobal* und anderen Formen auf kartvelischer Basis ausgeschlossen. Zu berücksichtigen ist auch,

daß, falls *Tabal* das gleiche wie *Tbeli*, also eine mit dem Herkunftssuffix von *taba* abgeleitete Form wäre, sich daraus ergäbe, daß diese Leute in einem See (oder Meer) lebten. Von *mta* ›Berg‹ könnte man *mtieli* (altgeorg. *mtieli*) bilden, da man auf einem Berg leben kann. Von Wasser wird eine solche Ableitung gewöhnlich nicht gebildet. Mit größerer Berechtigung wären Formen wie *zyvispireli*, *zyviskidei*, *tbispireli* u.a. zu erwarten. Wie ist dann der bekannte Herkunftsname *Tbeli* entstanden, der später zu einem Titel wurde? Natürlich ist er nicht unmittelbar aus der Form *tba* entstanden, sondern aus dem geographischen Namen *tbeti*. Die Suffixe *-et* und *-is* werden in Herkunftsbezeichnungen oft von *-el* verdrängt (bisweilen einzeln, manchmal aber auch im Zusammenwirken mit dem Präfix *m-*): *kax-et-i/ kax-el-i*, *imer-et-i/ imer-el-i*, *ačab-et-i/ m-ačab-el-i*, *argv-et-i/ m-argv-el-i*, *spars-et-i/ spars-el-i*, *tuxar-is-i/ tuxar-el-i*, *o3-is-i/ o3-el-i*, *egr-is-i/ m-egr-el-i*, *ru-is-i/ m-ru-el-i*, *tpil-is-i/ tpil-el-i*, *boln-is-i/ boln-el-i* u.a. Auch *tbeli* ist von *tbeti* gebildet und nicht von *tba*. Folglich deutet es auf einen Bewohner von *Tbeti* hin und nicht auf einen ›Mann des Wassers‹, wie das Žanašia vermutete. Eben aus diesem Grund ist es auch unmöglich, Žanašvilis Ansicht zu teilen, die alte Form von *tbeli* sei *tobeli* oder *tabali* gewesen: Die Form *tb-et-i* verlangt unbedingt eine vokallöse Wurzel.

Als Entsprechung des georgischen herkunftsbezeichnenden Suffixes *-el* betrachtet A. Šanize im Lasischen und Mingrelischen *-ar*, das seiner Ansicht nach im Lasischen verlorengegangen ist, im Mingrelischen im Schwinden begriffen ist und im Georgischen als Entlehnung aus dem Lasisch-Mingrelischen auftritt. Er meint

12. Ebenda 63f.

13. Ebenda 67.

damit solche Bildungen des Georgischen wie: *odiš-ar-i* »Bewohner von Odiš«, »Mingrelie«, *somxit-ar-i* »Bewohner von Somxiti« (einer Südprowinz Georgiens), *opiz-ar-i* »Einwohner von Opiza«, *oltis-ar-i* »Einwohner von Oltisi«, *vixik-ar-i* »Bewohner von Vixiki« und *m-ṭbev-ar-i* »Bischof von Ṭbeti, Ṭbeli«. ¹⁴

Ṭbeti ist bekanntlich eine Siedlung im historischen Šavšeti, über die Vaxuṣṭi Bagrationi schreibt: »Oberhalb von Satle liegt Ṭbeti, südlich vom Ufer des Flusses, der seinen Namen von den dort befindlichen kleinen und zahlreichen Seen hat.« ¹⁵ Von dem Toponym *ṭbet* lassen sich zweierlei Herkunftsbezeichnungen ableiten: *ṭb-el-i* und *m-ṭbev-ar-i*. Letztere setzt nach Šanize die Grundform *ṭbev* voraus und ist mit dem lasisch-mingrelischen Zirkumfix *m-ar* gebildet. ¹⁶ Auf *-ev* endende Toponyme sind tatsächlich in der georgischen Onomastik anzutreffen: *tiqrevi*, *ončevi*, *pilevi*, *puṭrevi*, *γvevi*. ¹⁷ Die Entsprechung des georgischen Zirkumfixes *m-el* ist im Sanischen *m-ar/m-al* (*m-egr-el*, *m-arg-al*), und die Entsprechung von *-el* allein ist *-ar*. So gab es im Georgischen und Sanischen zwei Typen von herkunftsbezeichnenden Nomina:

1. georg. *m-el*: san. *m-ar/m-al*
2. georg. *-el*: san. *-ar*.

Die sanischen Entsprechungen der georgischen Form *ṭb-et* wäre *ṭob-at/tib-at*, in denen *ṭob/tib* durch Schwund des Endvokals aus *ṭoba/tiba* »See« entstanden sind. *ṭoba/tomba* sind Formen, die für das Mingrelische und einige Mundarten des Lasischen charakteristisch sind, *tiba* dagegen existiert im chopischen Dialekt des Lasischen, so daß *ṭbeti* im Chopischen **ṭibati* wäre. Von den oben angeführten zwei Modellen erhielten wir bei Verwendung des zweiten im Georgischen die Herkunftsbezeichnung *ṭb-el-i*, im Lasischen dagegen seine Entsprechung **ṭib-ar-i*. Unseres Erachtens liegt die letztere Form dem in den griechischen Quellen beleg-

ten *Tibar/Tibaren* zugrunde, d.h. die *Tibarer* (oder *Tibarener*) der antiken Quellen sind die Bewohner des an der Südostküste des Schwarzen Meeres gelegenen Šavšeti. Diese Annahme wird unserer Ansicht nach in gewisser Weise durch den Namen *Ṭbor-i* gestützt, offenbar eine Variante von *Tibari*, die in der »Seelenchronik von Ṭbeti« unter den dortigen Namen belegt ist: *sulsa ṭbor-et m(k)rinesa šñ γñ*. ¹⁸ Da das Blatt beschädigt ist und wegen der Entfernung der Zeilen ist ein Buchstabe nicht mehr gut leserlich. Die Herausgeberin T. Erukize hat *ṭisoret* gelesen, doch die Untersuchung der Fotografie brachte uns zu der Überzeugung, daß es hier eher *ṭi(b)oret* heißen muß ¹⁹: *sulsa ṭi(b)oret* gera... Demnach müßte *ṭibari* die lasische (und zwar chopische) Bezeichnung der Bewohner von Šavšeti (von *Ṭbeti*) gewesen sein. Es ist nichts Merkwürdiges daran, daß dieser Name unter den Griechen verbreitet ist. Die Lasen siedelten doch von der Schwarzmeerküste bis fast nach Zentralkleinasien.

Es stellt sich die Frage: Warum ist *Tibar* ausgerechnet chopisch? Deshalb, weil Chope von allen lasischen Gemeinden Šavšeti am nächsten lag.

Die *Tibarer* oder *Tbeler* waren die Nachbarn der Mescher. Dies ist aus den griechischen Quellen ersichtlich, und so war

14. ა. შანიძე, ქართული ენის სტრუქტურისა და ისტორიის საკითხები, 1 (1957) 22.

15. ქართლის ცხოვრება IV, ტექსტი დადგენილია – ს. ყაუხჩიშვილის მიერ (1973) 13f.

16. ა. შანიძე ა. O. 23.

17. მასალები საქართველოს ისტორიული გეოგრაფიისა და ტოპონიმისათვის I, X-XVII სს. ისტ. დოკუმენტების მიხედვით, გამოსაცემად მოამზადეს ზ. ალექსიძემ და ს. ბურჯანაძემ (1964).

18. ტბეთის სულთა მატთანე, ტექსტი გამოსაცემად მოამზადა... თინა ენუქიძემ (1977) 102.

19. მბენდა 80.

es auch in der Realität: Šavšeti grenzt unmittelbar an Žavaxeti und Samcxe. Was

die Termini *Tabal, Thubal, Hiber, Sumer* und andere anbelangt, so hat *Tibaren* zu

Z. I. Keraševa

Zur Problematik der Konvergenz- und Divergenzprozesse in den adyghischen Sprachen unter dem Blickwinkel der Sprachkontakte

Wie alle Sprachen haben sich auch die adyghischen Sprachen weder in struktureller noch in materieller Beziehung isoliert entwickelt, sondern in verschiedenen Perioden eine Beeinflussung durch Sprachen unterschiedlicher Systeme erfahren. Die Adygher hatten Kontakt zu Völkern, die in Sprachen redeten, die zur indoeuropäischen, semitischen und Turkfamilie gehören.

Nach Ansicht von Wissenschaftlern aus dem indoeuropäischen Bereich haben die adyghischen Sprachen nicht nur eine recht umfangreiche lexikalische Schicht aus indoeuropäischen Sprachen entlehnt, sondern wurden auch selbst zur Quelle von Entlehnungen. Außer allgemein bekannten Lehnwörtern des Typs *šaška* < adygh. *sāššx~°ā* < *sā* + *ššx~°ā* »großes Messer« und *narzan* < *nartsanā* < *nart* + *sanā* »Nartenwein« vermutet man in den indoeuropäischen Sprachen noch weitere lexikalische Einheiten, beispielsweise russ. *čuvjak*, das I. Knobloch aus adygh. *c°a'qā* (vgl. ulych. *c°aqā*) erklärt.¹

Ähnliche Entlehnungen auf dem Gebiet der Lexik sind auch in den adyghischen Sprachen zu beobachten.² Zum Teil sind sie bereits ermittelt worden, doch scheint ihre Anzahl etwas größer zu sein. So stammt z. B. das Wort *'āđā* »Geschwulst« aus dem Griechischen, wo es die Bedeutung »Drüse« hat. Das Wort *'āđā* gehört eher der gesprochenen Sprache an und

wurde daher nicht Gegenstand linguistischer Analyse.

Den lexikalischen Kontakten mit Turksprachen sind einzelne Arbeiten von Kaukasiologen gewidmet, die eine verhältnismäßig große Schicht von Lehnwörtern ermittelt haben. Doch Kontakt bedeutet die gegenseitige Beeinflussung zweier Sprachen. Infolgedessen läßt sich auch der umgekehrte Einfluß vermuten, d. h. die Einwirkung der adyghischen Sprachen auf die Sprachen einzelner Turkvölker. Diese Frage ist noch fast völlig unerforscht. Es lassen sich nur wenige Arbeiten anführen, die die Einflußnahme der adyghischen Sprachen auf einzelne Turkdialekte untersuchen. So nimmt man z. B. an, daß durch die langen Kontakte zwischen den Kasimov-Tataren und den Völkern des Westkaukasus das Phonem ' aus einer einheimischen Sprache Westkasiens entlehnt wurde.³ Da die Entlehnung eines Lautes engere und längere Kontakte voraussetzt als die Entlehnung von Wörtern, sind auch gegenseitige Entlehnungen auf

1. Schmidt, Abchasische Lehnwortstudien, *Studia Orientalia* 14 (1950) 198–199.
2. А. К. Шаги́ров, Этимологический словарь адыгских (черкесских) языков (1977).
3. Л. Ш. Арсланов, К вопросу возникновения гортанно-смычной фонемы ' в касимском говоре татарского языка, *Советская тюркология* 1976. 6.

dem Gebiet der Lexik nicht auszu-schließen.

Die engen Wechselbeziehungen zu den iranischen Sprachen fallen in die skythisch-sarmatische Zeit in der Geschichte des Kaukasus, als die adyghischen Stämme einen Bestandteil des Verbandes der nordkaukasischen Völker bildeten. So vermerkt I. Žavaxišvili bei der Untersuchung der epigraphischen Denkmäler des Schwarzmeergebietes, daß von einer Gesamtzahl 425 nichtgriechischer Namen 258 als nichtiranisch einzustufen sind. Die Analyse dieser 258 Namen führte ihn zur Aufstellung einer bedeutenden Gruppe mit zusammengesetztem Stamm, als dessen zweiter Bestandteil *-akos* auftritt, d. h. das Element *'q'ā* ›Sohn‹, das in den adyghischen Sprachen erhalten geblieben und ›erbreitet ist.⁴ Durch die langen Kontakte zwischen den iranischsprachigen und adyghischen Völkern erklärt sich das Vorhandensein einer bedeutenden iranischen Schicht in den adyghischen Sprachen, so lassen sich aber auch die Veränderungen erklären, die in einer der iranischen Sprachen, dem Ossetischen, voranstatt gegangen sind.

Unter Hinweis auf eine bedeutende Lehnwortschicht in der ossetischen Sprache schreibt V. I. Abaev: »Von großem Interesse sind in dieser Hinsicht die Beziehungen zwischen der ossetischen Sprache und den adyghischen Sprachen. Nachbarschaft und kulturelle Verbindungen zwischen den Osseten und den Adyghern währten viele Jahrhunderte...⁵ Im Gefolge der wechselseitigen Einwirkungen des Ossetischen und kaukasischer Sprachen, besonders aber adyghischer Sprachen, gingen im Ossetischen Veränderungen vor sich, die nicht nur die Lexik, sondern auch das phonetische System und den grammatischen Bau betreffen: So fehlt: z. B. im Ossetischen der Akkusativ. Dadurch wandelten sich das Kasussystem und die Funktion der Fälle: Der Nomi-

nativ kennzeichnet nicht nur das Subjekt, sondern auch das direkte Objekt wie in den adyghischen Sprachen; die Kasusformen drücken im Ossetischen wie in den adyghischen Sprachen auch die Bedeutung der Bestimmtheit aus; unter dem Einfluß kaukasischer Sprachen entstanden im Ossetischen Postpositionen usw.

Entsprechende strukturelle Angleichungen sind auch auf dem Gebiet der Wortbildung zu beobachten, z. B. die innere Form des ossetischen Wortes *cāst-āsag* ›Träne‹, wobei *cāst* ›Auge‹ und *sag* ›Bach‹ ist, vgl. adygh. *nāps* ›Träne‹, wobei *nā* ›Auge‹ und *ps* ›Wasser‹ ist⁶. Die kaukasischen Substratscheinungen sind besonders für den digorischen Dialekt kennzeichnend. Das ist möglicherweise dadurch zu erklären, daß »der digorische Stamm früher als der ironische in die unzugänglichen Schluchten des zentralen Kaukasus geriet und sich hier unter den Bedingungen relativer Isoliertheit auf einer früheren Entwicklungsstufe ›konservierte‹ als der ironische, der ein intensiveres Leben in Wechselwirkung mit anderen Sprachen fortsetzte«⁷. So führten die Kontakte mit den adyghischen Sprachen in diesem Fall zu einer Differenzierung der iranischen Sprachen und der Abspaltung des Ossetischen, das sich von den anderen iranischen Sprachen durch die Existenz eines kaukasischen Substrats unterscheidet.

Wechselwirkungen und gegenseitige Beeinflussung sind auch unter den autochthonen Sprachen Kaukasiens zu beobachten. In der Fachliteratur werden

4. И. А. Джавахишвили, Основные историко-этнологические проблемы истории Грузии, Кавказа и Ближнего Востока древнейшей эпохи, Вестник древней истории 1932, 4.
5. Б. Х. Балкаров, Адыгские элементы в осетинском языке (1965) 3.
6. Ebenda 75.
7. Грамматика осетинского языка, т. I.

alte lexikalische und morphologische Entlehnungen aus den adyghischen Sprachen in das Svanische und Abchasische beschrieben. Adyghische Elemente im Svanischen wurden von S. Žanašia und I. Žavaxišvili ermittelt. Sie liegen in der Toponymie Westgeorgiens und in Wörtern des Grundwortschatzes (svan. *xedi* ›welcher‹, *weliak*, *voliak* ›Schaf‹, *paqw* ›Mütze‹) und in der Morphologie (Formantien *-ma*, *-x*) vor und wurden ins Svanische »unter den Bedingungen eines langen Kontakts des Svanischen und der adyghischen Sprachen auf dem Territorium Westgeorgiens aufgenommen: Die Adyghismen in der svanischen und sanischen Sprache sind eine Substraterscheinung.«⁸

Alle lexikalische Entlehnungen in der abchasischen Sprache wurden in den Arbeiten von K. Lomtadze ermittelt, die dem Tapant- und dem aschcharischen Dialekt gewidmet sind. Besonders intensiv wird adyghische Lexik in unseren Tagen in die abasische Sprache entlehnt.⁹

Der Charakter der Wechselwirkungen der Kontaktsprachen wird durch Dauer und Intensität der Beziehungen sowie durch kulturelle, sozialökonomische und politische Faktoren bestimmt. Zu den extralinguistischen Faktoren, von denen die Ergebnisse eines solchen Kontakts abhängen, gehört auch die Anzahl der Sprecher der betreffenden Sprachen.

Die Sprache der Griechen, die von den Adyghern *wəram* genannt wird und in dem Dorf *bzjadəy^habl* vertreten war, wurde vom Adygheischen assimiliert. Die adygheische Sprache hat in diesem Fall das Griechische von seinem Territorium verdrängt.

Auf dem Territorium des Adygheischen Autonomen Gebiets liegt das Dorf *wəl'ap*. Die Abasen, die in diesem Dorf mit Beslenern zusammenlebten, gingen auf die kabardische Sprache über. Das Dorf ist ringsum von adygheischen Dör-

fern umgeben, doch die Kabarden haben ihre Sprache bewahrt. Die Abasen dagegen, die mit ihnen zusammenlebten, konnten ihre Sprache nicht erhalten. Doch das Abasische wurde nicht vom Adygheischen, sondern vom Kabardischen verdrängt. Für die Abasen erwies sich die Sprache des innerdörflichen Verkehrs als grundlegend. Die enge wirtschaftliche und verwaltungsmäßige Bindung des Dorfes an die umgebende adygheische Bevölkerung besaß keinen entscheidenden Einfluß auf den Sprachwechsel der Abasen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Abasen in diesem Dorf den Kabarden ursprünglich zahlenmäßig überlegen waren. Sowohl die Sprache der Abasen als auch die der Kabarden unterschied sich von der Umgangssprache der sie umgebenden Dörfer, wo man sich des Temirgoj-Dialekts der adygheischen Sprache bedient. Doch trotzdem assimilierte die kabardische Minderheit des Dorfes die Abasen. Der Assimilationsprozeß war schon in den fünfziger Jahren abgeschlossen.

Dieser Vorgang wirft einige Fragen auf. Zunächst: Warum sind die Abasen nicht auf das Adygheische, und zwar auf den Temirgoj-Dialekt der umliegenden Dörfer Dshambetschj, Adamij und Chatukaj, übergegangen? Es ist anzunehmen, daß die innerdörfliche Kommunikation wichtiger war als der Verkehr mit der Außenwelt, der nicht so regelmäßig und so bestimmend für das Alltagsleben der Abasen war.

Wenn der Kommunikationsprozeß mit den Angehörigen des eigenen Dorfes zur Hauptsache wird, entsteht eine zweite

8. А. Чикобава in: Материалы V региональной научной сессии по историко-сравнительному изучению иберийско-кавказских языков (1977) 15.

9. Р.Х. Темирова in: Вопросы языковых контактов (1982) 18.

Frage Warum ist die kabardische Minderhet nicht auf die Sprache der abasischen Mehrheit übergegangen? Vermutlich wurde das Kabardische, das, obgleich es sich nicht unwesentlich vom Adygheischen unterscheidet, doch zur gleichen Sprachgruppe gehört, von ihm gestützt. Der Unterricht in der Schule, die Verbreitung des Lesens und Schreibens und die Durchführung verschiedener gesellschaftlicher Maßnahmen in adygheischer Sprache trugen zur Beibehaltung des Kabardischen und nicht des Abasischen bei. Die sprachliche Umgebung des Dorfes bildete eine günstige Basis für die Erhaltung des Kabardischen, das sich zwar etwas von den adygheischen Dialekten abhebt, aber doch ein adygheisches Idiom ist, das die Bewohner des Dorfes aktiv beherrschten.

Durch die Assimilierung des Abasischen in diesem Dorf verringert sich das Verbreitungsgebiet der abasischen Sprache. War sie früher sowohl auf dem Territorium Karatschaj-Tscherkessiens als auch Adyghees verbreitet, so findet sie sich in der Gegenwart nur noch auf einem Gebiet.

Die auf ein Dorf beschränkte Fremdsprachigkeit der Griechen und Abasen unterliegt im Gefolge der Sprachkontakte der Assimilation, d. h., es handelt sich hier um eine Mikrokonvergenz der Kontaktsprachen.

In der Problematik der wechselseitigen Kontakteinflüsse ist vieles unklar. Bislang wurden keine Kriterien für die Definition der Sprachmischung ermittelt. Die einer Linguisten betrachten eine Sprache als gemischt, wenn der Kontakteinfluß »außer der Lexik auch das phonologische und morphologische System betrifft, andere – wenn sich diese Einwirkung auf eine beliebige Seite der Sprachstruktur erstreckt hat«¹⁰.

Ein Resultat sprachlicher Kontakte besteht auch in der Entstehung neuer Dia-

lekte: »In der modernen Linguistik ist die Ansicht weit verbreitet, daß Sprachen und Dialekte durch Differenzierung und Integration gebildet werden können«¹¹. Die adygheische Sprache, die in viele Dialekte zerfällt, gestattet es, die Wirkung der Integration auf die Bildung und Entwicklung von Dialekten zu verfolgen.

Adygheisch und Kabardisch sind eng verwandte Sprachen. Sie entstanden durch Differenzierung einer Grundsprache. Gegen Ende des 18. Jh.s siedelte sich ein Teil der Kabarden aus der Kabardei bei den übrigen adygheischen Stämmen an. Die Zeit der Übersiedlung ist nicht genau bekannt: »Als erster zog im Jahre 1792... Adil Girej Atažukin anfangs nach Novorossijsk und später über den Kuban.«¹²

»Die zwanziger Jahre des 19. Jh.s waren durch neue Massenauswanderungen der Kabarden über den Kuban gekennzeichnet. Seit dieser Zeit kann man von einer Geschichte der transkubanischen Kabarden sprechen, die aus Dokumenten als »entlaufene Kabarden« bekannt sind.«¹³ Die Umgesiedelten richteten sich in vier Dörfern ein. Drei von ihnen liegen zusammen im Kreis Koşexabl, das vierte im Kreis Krasnogvardejsk.

Damit begann für das eng verwandte Kabardische und Adygheische ein neuer Abschnitt der Entwicklung, erst jetzt entstanden durch den Kontakt neue Varianten, die bedeutend von der ursprünglichen Grundsprache abweichen.

Aufgrund der Forschungen M. A. Kurnachovs kann man von der Existenz eines besonderen Dialekts der kabardischen Sprache sprechen, dem Kuban-Dialekt.

10. Общее языкознание, под ред. Б. А. Серебrenникова (1970) 289.

11. Ebenda 283.

12. А. В. Мамонтов in: Ученые записки КНИИ (1947) 56.

13. Ebenda.

In diesem Dialekt entwickelt sich die Synonymie durch Entlehnungen aus der adygheischen Sprache, in einigen Fällen schieben diese Entlehnungen die eigenen kabardischen Wörter in den passiven Gebrauch, drängen sie an die Peripherie oder ersetzen sie völlig, z.B. *cax^{-o}abz* und *bzal-x^{-o}ayā* aus dem Adygheischen (vgl. adyghe. *bzal-fayā*). In kabardischen Erbwörtern gehen bestimmte semantische Veränderungen vorstatten: Erweiterung und Verengung der Bedeutung einer ganzen Reihe von Wörtern sowie der Wandel der stilistischen Färbung von Wörtern, z.B. ist die Verwendungssphäre des kabardischen Erbwortes *fəzəzɪ* ›alte Frau‹ durch das stilistisch korrektere Lehnwort *nəwāzɪ* ›alte Frau‹ eingeengt.

Bestimmte Wandlungen vollzogen sich auch in der Morphologie: Obgleich das dezimale Zählsystem gleichzeitig neben dem vigesimalen besteht, wird es doch durch den Einfluß der adygheischen Sprache verdrängt; die Formen der statischen Verben werden selten mit dem Suffix *sɪ* verwendet; es wandelte sich auch der Gebrauch der Personenaffixe, beispielsweise fehlt das Affix der 2. Person des Imperativs: *tas'qā* anstelle von kabard. *wətas'qā* ›setz dich‹. Diese dialektalen Besonderheiten werden gewöhnlich dem Einfluß der adygheischen Sprache zugeschrieben; dem ist zuzustimmen.

Doch in das Kabardische der transkubanischen Kabarden flossen innerhalb von 2 Jahrhunderten nur unbedeutende grammatische Formen aus dem Adygheischen ein. Eine ganze Reihe von Besonderheiten ist kaum als Folge des Kontakts mit der adygheischen Sprache zu werten. Zu dieser Gruppe gehören archaische morphologische Formen, die sich im Sprachgebrauch der Kabarden erhalten haben, z.B. die Verwendung von ungeformten Formen anstelle von geformten mit Kasusendungen. Morphologische Archaismen, die in der kabardischen Spra-

che der Kabardei geschwunden sind, wurden im Sprechen der kubanischen Kabarden beibehalten. Der Differenzierungsprozeß wird auch durch die spontane innere Entwicklung der kabardischen Sprache und des Kuban-Dialekts verstärkt, denn die Evolution der differenzierten Teile verläuft unterschiedlich.

Folglich zeigt sich die Bildung des neuen Dialekts einer der beiden in Kontakt stehenden nahe verwandten Sprachen, der von seinem eigenen Sprachmassiv getrennt ist, erstens in Neologismen, die die neuen sozialökonomischen Existenzbedingungen dieser Sprache zum Ausdruck bringen, zweitens in der Entlehnung von lexikalischen Einheiten und im Wandel der Semantik von Erbwörtern unter dem Einfluß einer anderen semantischen Struktur und drittens in der Konservierung einzelner archaischer Elemente der in Umgestaltung begriffenen Basis.

Die Kuban-Kabarden verwenden zur Kommunikation in ihren Dörfern wie auch außerhalb das Kabardische. Die Mehrzahl von ihnen beherrscht die adygheische Sprache nicht aktiv. Doch im Unterschied zu den Kabarden der Kabardei verstehen sie das Adygheische leicht. Die verhältnismäßige Beständigkeit der kabardischen Sprache in der adygheischen Umgebung erklärt sich auch dadurch, daß sie nicht die Kommunikationsverbindung mit den umliegenden adygheischen Dörfern stört.

Demnach hat sich der Kuban-Dialekt der kabardischen Sprache im wesentlichen im Prozeß der Differenzierung herausgebildet, der teilweise auf dem Gebiet der Lexik durch den Integrationsprozeß verkompliziert wurde. Das Griechische und das dem Adygheischen verwandte Abasische wurden dagegen assimiliert, da sie aufgrund der großen Distanz nicht die Möglichkeit hatten, ihrer kommunikativen Funktion gerecht zu werden.

Der Kontakt nahe verwandter Sprachen führt anfangs zu passiver Zweisprachigkeit, wobei die aktive Beherrschung der eigenen Sprache beibehalten wird.

Ein neuer Dialekt kann auch durch wechselseitige Beeinflussung nicht verwandter Sprachen entstehen, wenn bestimmte historische Bedingungen gegeben sind.

Wie F. A. Ščerba berichtet¹⁴, zwangen vor 800 Jahren blutige Ereignisse und schwierige historische Umstände die Armenier, ihre Heimat zu verlassen und in fremde Länder zu ziehen. Eine große Gruppe von Armeniern wurde von den Adygeern freundschaftlich aufgenommen. Das Ergebnis der Wechselwirkungen war die Assimilierung der armenischen Sprache. Der freiwillige Charakter dieser Assimilation wird durch den gesellschaftlichen Status der Armenier unter den Adygeern bestätigt: Den Armenern wurde freie Religionsausübung zugestanden, d. h., die christliche Religion unterlag keinerlei Beschränkung, sie erhielten die Rechte des Hochadels, fast jede armenische Familie besaß mehrere Familien vom Hof abhängiger und leibeigener Adygeer. Da es bei den Adygeern keine eigene Klasse von Händlern gab, bot sich den Armeniern hier ein freies Feld. Denn obwohl die Adygeer Erzeugnisse der Viehwirtschaft und des Feldbaus verkauften, verhielten sie sich ablehnend gegenüber Handel und Gewerbe. Um einen umfangreichen Handel führen zu können, war die direkte Verständigung unumgänglich, was zur ethnographischen Assimilation der Armenier führte: Die Wohnungen, die Anlage der Gelöfte, die Kleidung, das Schaffen, die Sitten – alles übernahmen sie von den Adygeern.

So wurde auch die armenische Sprache assimiliert. Als entscheidender Faktoren erwiesen sich hier das zahlenmäßige Verhältnis von Armeniern und Adygeern

sowie der lange, intensive Kontakt, der durch die professionelle Notwendigkeit verstärkt wurde, daß die Klasse der Händler sich mit der Mehrheit der Bevölkerung verständigen mußte.

Doch die Armenier lebten in recht großen Gruppen inmitten der verschiedenen adygeischen Stämme. Der Dialekt der sprachlichen Umgebung mußte sich in der adygeischen Sprechweise der Armenier widerspiegeln. Außerdem wandelten die Armenier beim Übergang zur adygeischen Sprache einzelne Elemente des Adygeischen etwas ab und vereinfachten sie, denn Grimm zufolge muß bei der Berührung zweier Dialekte, selbst wenn der dabei siegreiche über die vollkommeneren Formen verfügt, dieser seine Formen denen des anderen angleichen, was die Vereinfachung beider Dialekte fördert.¹⁵ Die adygeische Sprache der Armenier, die unter den Adygeern leben und die Bezeichnung Tscherkesso-Haier erhielten, ging so in keinem der adygeischen Dialekte auf, sondern verkörpert einen eigenen Dialekt der adygeischen Sprache, der durch Integration zweier nichtverwandter Sprachen entstanden ist, von denen eine in verschiedenen Dialekten vertreten ist.

Im Jahre 1839 übersiedelten alle Tscherkesso-Haier, die unter alle adygeischen Stämme verstreut waren, an einen Ort, der in der Folgezeit Armavir genannt wurde. Im Verlauf fast eines ganzen Jahrhunderts bis fast in die vierziger Jahre hinein sprach die einheimische Bevölkerung von Armavir adygeisch¹⁶, d. h. einen be-

14. Ф. А. Щербина, История Армавира и черкессо-таев (1916).

15. Я. Grimm, Немецкая грамматика, in: Хрестоматия по истории языкознания XIX-XX вв., 53.

16. Н. М. Набокова, Особенности армавирского говора адыгейского языка, Автореферат кандидатской диссертации (1964).

sonderen Dialekt der adygheischen Sprache. Charakteristika des neugebildeten Dialekts sind: die Bewahrung lexikalischer und morphologischer Archaismen, die Existenz verschiedener Varianten lexikalischer Einheiten und morphologischer Formen, die Vereinfachung einer Reihe morphologischer Kategorien, das Bestehen modifizierter Varianten einzelner Phoneme, z. B. palatalisierter Mittelsibilanten usw. Von der armenischen Sprache wurde nur eine unbedeutende Anzahl von Wörtern beibehalten, die mit der christlichen Tradition verknüpft sind.

Die Entwicklung von Industriebetrieben in Armavir, die Vergrößerung des Anteils fremdsprachiger Bevölkerung und der allmähliche Rückgang der früheren Beziehungen zu den Adygheern ändern die sprachliche Situation in der Stadt. Der Armavir-Dialekt der adygheischen Sprache beginnt seine Positionen aufzugeben. Die junge Generation bedient sich allmählich der russischen Sprache. Dieser Übergang wird durch die verstärkte Migration der Tscherkesso-Haier in andere Städte gefördert. Während einer wissenschaftlichen Expedition im Jahre 1957 berichteten Mitarbeiter des Museums von Armavir, daß allein in die Stadt Ordžonikidze etwa 200 Familien der Tscherkesso-Haier übersiedelten.

Dieser rasche Sprachwechsel erklärt sich auch dadurch, daß sich die Tscherkesso-Haier trotz der Gemeinsamkeit von Sprache und Sitten psychologisch nicht als Adygheer fühlten. Auch die religiösen Unterschiede sind von Bedeutung.

Die kurze Analyse des Kuban-Dialekts und des Armavir-Dialekts unter dem Blickpunkt von Differenzierungs- und Integrationsprozessen führt uns zu folgenden Schlüssen:

1. Der Differenzierungsprozeß von Dialekten ist nicht nur in frühen Zeiten der Menschheitsgeschichte möglich, sondern auch in späteren Epochen.

2. Die Dialekte nahe verwandter Sprachen, die miteinander in Kontakt stehen, sind ausgesprochen stabil, vgl. den Kuban-Dialekt der kabardischen Sprache und die ihn umgebenden adygheischen Dialekte.

3. Bei der Sprachmischung kommt der kommunikativen Funktion entscheidende Bedeutung zu. Wenn gegenseitiges Verständnis möglich ist, entwickelt die Sprache der Minderheit, die sich diachron gewandelt hat, ihre dialektalen Besonderheiten.

4. Es ist allgemein anerkannt, daß das Lautsystem zu den am wenigsten veränderlichen Gebieten der Sprache zählt. Trotzdem können je nach Dauer und Intensität der Sprachkontakte auch einzelne Laute in die Sprache eindringen.

In dieser Hinsicht ist das viergliedrige System der Verschußlaute in der adygheischen Sprache von Interesse. Andere Sprachen Kaukasiens wie das Georgische und das den adygheischen Sprachen verwandte Abchasische besitzen ein dreigliedriges System von Verschußlauten. Der Vergleich wirft die Frage auf, ob die adygheische Sprache, die sich an der Peripherie des Verbreitungsgebietes der kaukasischen Sprachen befindet, einen prähistorischen Sprachzustand bewahrt hat oder ob das viergliedrige System der Verschußlaute in den adygheischen Sprachen erst im Entwicklungsprozeß dieses Systems entstanden ist und eine Umgestaltung des dreigliedrigen Systems infolge Konvergenz darstellt.

Das dreigliedrige System des Abchasischen und Georgischen verkörpert folgende Lauttypen: 1. stimmhaft, 2. stimmlos (voll behauchter, aspirierter Verschußlaut), 3. abruptiv. Die adygheische Sprache gliedert in: 1. stimmhaft, 2. halb-abruptiv (stimmloser, nichtaspirierter Verschußlaut), 3. stimmlos (voll behauchter, aspirierter Verschußlaut), 4. abruptiv.

Der stimmlose Halbabruptiv steht seinen akustischen Merkmalen nach den Verschußlauten der indoeuropäischen Sprachen nahe. In einer iranischen Sprache, dem Ossetischen, liegt gleichfalls ein viergliedriges System der Verschußlaute vor. Es zeigt sich, daß das viergliedrige System beider Sprachen, des Adygheischen wie des Ossetischen, den jeweils fehlenden Lauttyp durch Konvergenz erworben hat: das Adygheische die Halbabruptive und das Ossetische die aspirierten Verschußlaute.

Im Zuge der weiteren Entwicklung der

Verschußlaute erfuhr das Lautsystem der Dialekte bedeutende Veränderungen. Die Halbabruptive der kabardischen Sprache wurden zu stimmhaften Lauten, und im Temirgoj-Dialekt wurden die stimmlosen Aspiranten zu Halbabruptiven. Der Prozeß des Übergangs vom viergliedrigen System zum dreigliedrigen beginnt auch den Bshedugh-Dialekt zu erfassen, d.h., die Sprache ist bemüht, sich allmählich von den aspirierten Lauten zu befreien, was möglicherweise unter der Einwirkung von Sprachkontakten geschieht.

Karl Horst Schmidt

Rekonstruktion und Transformation des Protokartvelischen

Basis für die Rekonstruktion der kartvelischen Grundsprache, des sog. Protokartvelischen, ist die Gesamtheit der auf uns gekommenen kartvelischen Traditionen; diese implizieren sowohl die antik überlieferten Fragmente¹, darunter vornehmlich die durch griechische und lateinische Autoren tradierte Onomastik, als auch besonders die vier Kartvelsprachen Georgisch, Mingrelisch, Lasisch und Svanisch, unter denen das Georgische kulturgeschichtlich eine herausragende Position einnimmt. Mit seiner im 5. Jh. einsetzenden literarischen Überlieferung ist es nicht nur unter den Kartvelsprachen, sondern auch unter den paläo- oder ibero-kaukasischen Sprachen überhaupt das einzige Idiom, das über eine ungebrochene alte Tradition verfügt und neben dem indogermanischen (idg.) Armenischen und dem im 13. Jh. ausgestorbenen kaukasischen Albanischen eine der drei alten christlichen Literatursprachen des Kau-

kasus mit eigenen Schriftsystemen darstellt.²

Im Gegensatz zum Georgischen fehlt dem Svanischen, Lasischen und Mingrelischen die im folgenden als absolute Chronologie bezeichnete Überlieferungstradition. Trotzdem zeigt auch das Svanische eine ganze Reihe archaischer Merkmale, die bedingt sind durch seine frühe Ausgliederung aus dem Protokartvelischen. Das konservative Verhalten des traditionslosen Svanischen erklärt sich durch relative Chronologie, d.h. durch den Status einer Marginalsprache, wie ihn A. Meillet für den Bereich der idg.

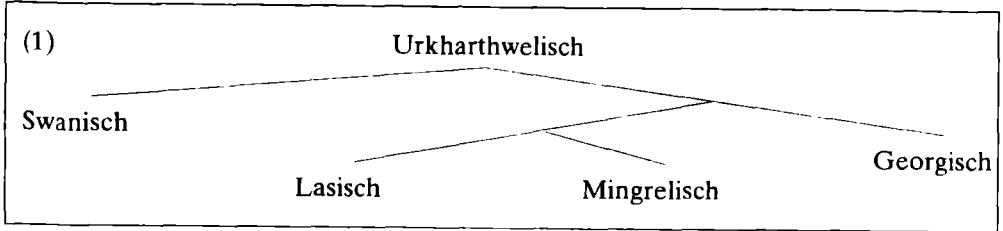
1. Vgl. V. V. Latyšev, *Izvestija drevnich pisatelej grečeskich i latinskich o Skifii i Kavkaze*; *I. Grečeskie pisateli* (St. Petersburg 1904–1906); Neudruck (ohne Originaltexte) mit Anmerkungen in: *Vestnik drevnej istorii* 1947–1949.

2. Zum Albanischen vgl. letztlich Greppin, *FoSl* 5 (1982) 161–180; W. Schulze: *Die Sprache der Uden in Nord-Azerbaidžan* (1982) 279 ff.

Sprachen definiert hat: »Les langues qui occupent les extrémités du domaine indoeuropéen ont chance d'avoir été apportées par les colons qui se sont les premiers détachés du gros de la nation »indoeuropéenne« et par suite d'avoir con-

servé des archaïsmes inconnus aux colons dont la langue des régions centrales continue la tradition.«³

Das von G. Deeters aufgestellte Stemma (1)⁴ impliziert zwei Theorien: 1. Die eben genannte frühe Ausgliederung des



Svanischen; 2. die der Trennung des Svanischen nachfolgende gemeinsame Sprachperiode von Georgisch und Zanisch (um mit Zanisch den üblichen Terminus für die Addition von Lasisch und Mingrelisch zu verwenden). Aus diesen beiden Theorien folgen zwei mögliche Konsequenzen für die Interpretation von Isoglossen innerhalb der Kartvelsprachen: (a) Georgisch-svanische oder zanisch-svanische Gemeinsamkeiten erklären sich grundsätzlich als gemeinsames Erbgut, seltener durch Konvergenz; (b) Georgisch-zanische Gemeinsamkeiten, an denen das Svanische nicht teilhat, reflektieren in der Regel Innovationen, die nach Abspaltung des Svanischen ausgebildet wurden, können aber grundsätzlich auch auf gemeinsames (im Svanischen verlorengegangenes) Erbgut zurückgehen. Im erstgenannten Fall entsprechen sie dem von A. Leskien formulierten Prinzip: »Die Kriterien einer engeren Verwandtschaft können nur in positiven Übereinstimmungen der betreffenden Sprachen, die zugleich Abweichungen von den übrigen sind, gefunden werden.«⁵

Vor dem Hintergrund dieses Ausgliederungsmodells setzt sich der Rekonstruktionsprozeß das Ziel, die der Trennung der vier historisch belegten Nachfolgesprachen vorausgehende protokart-

velische Spracheinheit in allen ihren Teilsystemen – Phonologie, Morphonologie, Morphologie, Syntax, Wortbildung – zu erschließen. Dem Verfahren liegen vier Operationen zu Grunde, von denen die ersten beiden der Analyse des Materials dienen, während in 3 und 4 weitergehende Schlußfolgerungen aus dieser Analyse gezogen werden:

1. Differenzierung zwischen Archaismus und Innovation mit Klassifizierung der Archaismen;
2. Analyse der Transformationen, durch die sich der Übergang von dem protokartvelischen Rekonstruktionsmodell zu den historisch belegten Nachfolgesprachen vollzogen hat;
3. Versuch der Bestimmung des Protokartvelischen als transformiertes Präkartvelisch;

3. Meillet, *Esquisse d'une histoire de la langue latine* (1928; ³1933; 1966) 16.

4. Deeters, *Das karthwelische Verbum* (Leipzig 1930) 2; Vgl. auch die Modifikation durch Schmidt, *Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache* (Wiesbaden 1962) 13.

5. Leskien, *Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen* (Leipzig 1876; Nachdruck 1963) XIII.

4. Interpretation des Präkartvelischen/Protkartvelischen in historisch-genetischer sprachgeographischer und typologischer Sicht.

Die Operationen 3 und 4 können im folgenden aus Zeitgründen nicht behandelt werden; in den Bereich von 3 gehört z. B. die Diskussion der unterschiedlichen Kasusverhältnisse in den Systemen des transtiven Aorists, Präsens' und Perfekts, während 4 u. a. das Problem frühgeschichtlicher Sprachkontakte einschließt.⁶

Die Illustration von 1 und 2 soll dagegen in folgenden am konkreten Material der kartvelischen Sprachen erfolgen.

1. Differenzierung zwischen Archaismus und Innovation mit Klassifizierung der Archaismen

Wie E. Benveniste festgestellt hat, ist der Identifikationsprozeß das grundlegende Kriterium für den Nachweis genetischer Sprachverwandtschaft: »Aucune démonstration de parenté n'échappe à cette obligation et une classification fait la somme d'un grand nombre de ces identifications substantielles pour attribuer sa place à chaque langue« [Nikakoe dokazatel'stvo rodstva ne mozet izbežat' etoj procedury, a klasifikacija summiruet bol'soe čislo takich suščestvennyh otoždestvlenij s tem, čto b' každomu jazyku otvesti svoje mesto]⁷. Aus diesem Prinzip ergibt sich für die Rekonstruktion folgende, von mir an anderer Stelle gezogene Konsequenz: »Die Identifikation von in Form und Inhalt vergleichbaren Elementen verschiedener Sprachen stellt die notwendige Voraussetzung dar für die Rekonstruktion einer nicht mehr belegten Protosprache, in unserem Falle des Protokartvelischen« [Identifikacija elementov različnyh jazykov, imejuščich obščie momenty v forme i soderžanii; predstavljajet soboj neobchodimuju predposylku dlja rekon-

strukcii prajazyka, v našem slučae protokartvel'skogo].⁸ Daß der Rekonstruktionsprozeß bei der Differenzierung zwischen Archaismus und Innovation einzusetzen hat, machen auch die drei im vorhergehenden skizzierten Lehrsätze von Deeters, Meillet und Leskien deutlich: Deeters' Stemma impliziert die frühe Abspaltung des Svanischen, das die von Meillet für Marginalsprachen postulierten konservativen Merkmale aufweist, während für Georgisch und Zanisch – entsprechend dem Prinzip von Leskien – eine Reihe gemeinsamer Innovationen zu erwarten sind.

Im Detail ergeben sich für die Klassifizierung der Archaismen folgende Kriterien:

a) Archaismus ist durch absolute Chronologie bedingt:

Musterbeispiel ist das Altgeorgische (Ageo.) im Verhältnis zur späteren georgischen Überlieferung und zu den drei neukartvelischen Sprachen Svanisch, Mingrelisch und Lasisch. Archaische Züge des Ageo. sind bekannt und letztlich u. a. von A. Čikobava, I. Kavtaraze, Z. Saržvelaze und A. C. Harris besprochen worden⁹.

6. Vgl. Schmidt, KZ 100 (1987) 109–134 = *Veolia* 2–3 (Vitoria 1987) 105–121; ders. HS 102 (1989) 129–152 = *VJa* 1989/4, 73–87; ders. HS 102 (1989) 245–258; ders. IIS 105 (1992) 287–306 = *VJa* 1993/3, 48–58.

7. Benveniste, *Problèmes de linguistique générale* (Paris 1966) 102; ders., *VJa* 1991/2, 5.

8. Schmidt, *Studia Caucasica* 7 (1987) 76 = *VJa* 1991/2, 5 = *Proceedings of the First International Symposium in Kartvelian Studies* (Tbilisi 1988) 72.

9. Vgl. A. Čikobava, *IKE* 15 (1966) 5–34; I. Kavtaradse, *Wiss. Ztschr. der Friedrich-Schiller-Universität Jena* 24 (1975) 573–582; I. Kavtaraze, *Zmnis ziritadi kategoriebis istoriasatvis zvel kartulši* [Zur Geschichte der Grundkategorien des Verbums im Altgeorgischen] (1954); Z. Saržvelaze: *Kartuli saligerauro enis*

Zur Illustration gebe ich einige Belege¹⁰:

(2)

a) q + x > x: ageo. *qan-* ›pflügen‹, *qar-i* ›Ochse‹ > ngeo. *xan*, *xar-i*: zan. *xon-*, *xož-i*, svan. *qan-*, *qan*;

b) Eigennamen bleiben im Nominativ, Ergativ, Vokativ unflektiert;

c) Kategorie inklusiv/exklusiv beim auf das Objekt bezogenen Personalpräfix der 1. Person Plural erhalten: (*gu:m*): *puri ese čueni arsobisaj momec čuen dyes* Τὸν ἄρτον ἡμῶν τὸν ἐπιούσιον δὸς ἡμῖν σήμερον. Mt. 6,11;

d) *Aspect flexionnel* (Terminus von Holt¹¹) erhalten;

e) Tmesis: *xolo ay-raj-dga* Mc. 16,9 ἀναστὰς δὲ.

b) Archaismus ist durch *relative Chronologie* bedingt:

Musterbeispiel ist das Svanische, das Äquivalente für die ageo. Archaismen von Nr. 2 (außer in Punkt d) bewahrt hat:

(3)

a) *qan-*, *qan*;

b) *Abram*, *Simon* (Čumburize);

c) inklusiv/exklusiv: *gwišgwe* ›unser‹/ *nišgwe*; Personalpräfixe, subjektbezogen *l-/xw-*: *l-a-sqid* ›wir tun‹/ *xw-a-sqid*; objektbezogen *gw-/n-*;

d) *Aspect flexionnel* in Resten erhalten: Oberbalisch *aqni* ›er pflügt‹ (*pašet*): *aqn-uni* ›er wird am Pflügen sein‹ (*budet pachat'*): *ad-qäni* ›er wird pflügen‹ (*zapašet*) (vgl. auch lasisch; *b-zuma-re* ›ich werde messen‹; chopisch *b-zimuminon* als Ableitungen vom prospektiven Konjunktiv II), Suppletivparadigmata: Präsens *itre* ›išt‹, *izbi* ›trinkt‹: Aorist *la-iš* (*la-l-äš*), *la-l-ēm*;

e) Tmesis: *mi sga lok otšqedni qarqte* ›ich werde mich, sagte er, ihm in den Rachen stürzen‹.¹²

Nur im Svanischen erhalten sind die Archaismen f) Ergativ-Transformativ und g) Fehlen einer einheitlichen Imperfektbildung: der Ergativ-Transformativ ist eine Variante des polyfunktionalen *ergativ sovmeščajuščij funkcii i drugogo padeža*¹³, der in einem Teilbereich der svanischen Grammatik als komplexer Kasus mit den Funktionen von Ergativ und Transformativ erhalten geblieben ist und in den weiteren Bereich von G. Topurias *paleoergativ* gehört¹⁴.

Das Fehlen einer einheitlichen Imperfektbildung ist in Nr. 4 dargestellt¹⁵:

(4)

1. *nulsupiksiani ĩpi* [suffixloser Typus] (obal., lent.): *tex-en-i* ›brundeba‹ [kehrt zurück]: Ip. *tex-en*;

2. *-a supiksiani ĩpi* [Typus auf -a-Suffix] (vse dialekty [alle Dialekte]): lašx. *amār-e* ›amzadebs‹ [bereitet vor]: Ip. *amār-a*;

3. *-d supiksiani ĩpi* [Typus auf -d-Suffix] nbal. (laxamulisch) *ar-d* 'igo' [er war], *sgur-d* 'ižda' [er saß];

4. *-n (-ən, än, -on) supiksiani ĩpi* [Typus auf -n- (...)Suffix]: obal. *xalať* ›uqvars‹ [er liebt]: Ip. *xalať-ən(da)*;

5. *-ol supiksiani ĩpi* [Typus auf -ol-Suffix]: obal. *imāri* ›mzadeba‹ [er wird vorbereitet]: Ip. *imār-öl(da)*;

6. *-w supiksiani ĩpi* [Typus auf -w-Suffix] (nbal.) *ašxti* ›yobavs‹ [er umzäunt]: Ip. *ašxti-w*.

istoriis šesavali [Einführung in die Geschichte der georgischen Literatursprache] (1984); A.C. Harris in: *The indigenous languages of the Caucasus*. 1: *The Kartvelian Languages* (1991) 9–83; vgl. auch Schmidt HS 102 (1989) 129–152 = VJa 1989/4, 73–87.

10. Vgl. Schmidt, HS 102 (1989) 132 ff. = VJa 1989/4, 75 f.

11. Holt, Acta Jutlandica 15, 2 (København 1943).

12. Čumburize, ŽKEKŠ 9 (1964) 151–157; Čumburize, Z. *Mqopadi kartvelur enebši* [Das Futurum in den Kartvelsprachen] (1986);

Die diesem svanischen Befund von sechs komplementär verteilten Klassen entsprechende georgisch-zanische Imperfektbildung mit Suffix *d* wurde bereits von G. Mačavariani als *meoreuli movlena* [sekundäre Erscheinung] und *kartul-zanuris saerto siaxle* [gemeinsame Neuerung des Georgisch-Zanischen] bestimmt.¹⁶

c) Archaismus entspricht typologischen Prinzipien, die über das Kartvelische hinausgehen:

Daß es sich bei den eben erwähnten grammatischen Archaismen auch um typologisch alte Regelungen handelt, die im Laufe der Sprachentwicklung – meistens aus ökonomischen Gründen oder durch analogischen/paradigmatischen Ausgleich – vereinfacht bzw. aufgegeben wurden, wird durch außerkartvelisches Vergleichsmaterial bewiesen. So findet z.B. das archaische Verhalten der Eigennamen (Nr. 2/3 b) innerhalb und außerhalb des Kaukasus seine Bestätigung. Die Regel »Sobstvennyje imena obyčno ne imejut form imenitel'nogo i ergativnogo padežež« [Eigennamen haben gewöhnlich keine Formen für den Nominativ und den Ergativ]¹⁷ charakterisiert nicht nur das westkaukasische Adygheische. Die Konstruktion von Eigennamen im *casus indefinitus* findet sich zweifellos auch in anderen Sprachfamilien, wie z.B. dem vorhistorischen Idg., wo der »Vocativus-Commemorativus« der hethitischen Grammatik – mit dem unmarkierten *Kommemorativ* zur Bezeichnung der »Nenn- und Erwähnfunktion«¹⁸ als kontextgebundenes Relikt dieser alten Regelung interpretiert werden könnte:

(5)

Hu-uz-zi-ja ŠUM-ŠU ›Huzzija ist sein Name‹.

Ein anderer Archaismus ist der *aspect flexionnel* (2/3 d), der formal auf der Opposition von perfektivem Aoristsystem zu imperfektivem Präsenssystem aufbaut und funktional die Differenzierung von Punkt (punctum, point) vs. Linie (linea, ligne) bezeichnet. In den neukartvelischen Sprachen wird er durch den *aspect syntagmatique* abgelöst. Typologisch vergleicht sich dem *aspect flexionnel* das altgriechische Aspektsystem, das der vortemporalen Kategorie des idg. Injunktivs noch ziemlich nahesteht. Besonders hinzuweisen ist auf die zeitlose und gnomische Funktion des ageo. Permansivs, einer Ableitung vom Aoriststamm, die ihre genaue typologische Entsprechung im gnomischen Aorist des klass. Griech. hat (6).

Der *aspect syntagmatique* der neukartvelischen Sprachen baut dagegen formal auf der Verbalkomposition auf und bezeichnet funktional den Abschluß der Handlung, eine Regelung, die typologisch

Schmidt, SCauc 7 (1987) 75–85 = *Proceedings of the First International Symposium in Kartvelian Studies, dedicated to the centenary of the birth of Akaki Shanidze* (Tbilisi 1988) 71–84 = VJa 1991/2: 5–11.

13. Terminus von Meščaninov: vgl. A. Čikobava in V. M. Žirmunskij (Hrsg.) *Ergativnaja konstrukcija predloženijs v jazykach različnyh tipov* [Die Ergativkonstruktion des Satzes in Sprachen verschiedener Typen] (1967) 13.

14. Vgl. Topuria, VJa 1987/1, 71 f.; ders. in: *Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguistics* (Berlin 1990) 840–883; ders., REGC 4 (1988) 55–72.

15. Vgl. Mačavariani, IKE 22 (1980) 207–218; Schmidt, VJa 1992/5, 34–39.

16. Mačavariani a.O. 216.

17. Vgl. G. V. Rogava, Z. I. Keraševa, *Grammatika adyghejskogo jazyka* (1966) 63.

18. Vgl. E. Neu in: E. Neu / W. Meid (Hrsg.), *Hethitisch und Indogermanisch* (1979) 181 f. Zu den Termini vgl. G. Neumann, IF 81 (1976) 311 f.; vgl. auch Schmidt, BK 38 (1980) 233–238.

19. Vgl. VJa 1984/3, 52.

(6)

Aor. *mo-kl-a* »er tötete« [on ubil]: Permiansiv *mo-kl-i-s*: Konj.-Fut. II *mo-kl-a-s*: Imp. II *mo-ka-l-n*: ὅς κε θεοῖς ἐπιτείθεται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ (Il. 1, 218). [*Kto bessmertnym pokoren, tomu i bessmertnye vneimljut* (v perev. N.I. Gnediča¹⁹)].

an die jüngeren Aspektsysteme idg. Sprachen (wie z.B. Russisch oder Ossetisch) erinnert.²⁰

Im Zusammenhang mit der Tmesis hatte bereits Deeters auf die idg. Parallelen hingewiesen, die sich nach dem Gesetz von J. Wackernagel²¹ erklären:

(7)

Altirisch *ó do-m-anicc foirbthetu* Wb. 12^c, 9 »da Vollendung zu mir gekommen ist«, altlat. *ob vos sacro* »obsecro vos«, *sub vos placo* »supplicio vos« Fest. 190, 309; griech. *πρό μ' ἔπεμψε ἄναξ ἀνδρῶν* 'Ἀγαμέμνων A 442; ved. *sam mā tapanti* RV 1, 105,8 »sie quälen mich«, heth. *n(u)-an-pešta* »er gab ihn«; osset. (Digorischer Dialekt) *æra-sæ-forsta* »er fragte sie« (3. Pl.) [sprosil on ich].

Als letzter Archaismus sei der svanische Ergativ-Transformativ auf *-(a)d* kommentiert (3 f). Im Georgischen und Zanischen ist die gleiche Bildung auf die Funktion des Transformativs eingeschränkt worden. Grund für diese funktionale Restriktion ist die Entwicklung neuer Morpheme mit ergativischer Funktion (ageo. *man*, zan. *-k*). Die durch diese bewirkte Spaltung des komplexen Ergativ-Transformativs entspricht dem von J. Kurylowicz²² formulierten Prinzip »eviction or replacement of a morph by a new morph only in the former's primary or secondary function« [*vytesnenie ili zameščenie odnogo morfa drugim tol'ko v ego pervičnoj ili vtoričnoj funkcii*²³]. Wie G. Topuria²⁴

festgestellt hat, ist die nur für das Svanische bezeugte Kombination von Ergativ und Transformativ »eine seltene Abart des »zusammenfallenden Ergativs« der iberokaukasischen Sprachen, wenn man sie mit den übrigen Varianten vergleicht:

(8)

a) Ergativ-Nominativ: Pronomina 1. und 2. Person; b) Ergativ-Genitiv(-Instrumentalis); c) Ergativ-Lokativ; d) Ergativ-Transformativ; e) Ergativ-Instrumentalis (am weitesten verbreitet).

Trotzdem übertrifft der svanische Ergativ-Transformativ die georgischen und zanischen Neuschöpfungen für den Ergativ an Alter, wie durch zwei Fakten bewiesen wird: 1. durch die typologischen Parallelen des *érgativ sovmeščajuščij funkcii i drugogo padeža* von Nr. 8; 2. durch das einzelsprachliche Aufkommen des *érgativ samostojatel'nyj* im Georgischen und Zanischen.

d) Archaismus basiert auf interner Konstruktion:

Auf phonologischer Ebene hervorzuheben sind hier die von T. Gamqrelize und

20. Vgl. Mačavariani, KESS 4 (1974) 118–142; Schmidt, BK 15/16 (1963) 107–115; BK 27 (1970) 161–168; FoSl 7 (1984) 290–302; Celičdeuli 12 (1985) 79–90.

21. Deeters, *Das kharthwelische Verbum* (1930) 12; Wackernagel, IF 1 (1892); vgl. Schmidt in: *Jubilejnyj sbornik posvjaščennyj G.S. Achvlediani* (1969) 96–105; Boeder in: *Indogermanica et Caucasia*. FS für Karl Horst Schmidt (1994) 447–471.

22. Kurylowicz, *The inflectional categories of Indo-European* (Heidelberg 1964) 14.

23. Vgl. Schmidt, VJa 1989/4, 74.

24. G.V. Topuria in: *Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguistics* (1990) 840 f.

G. Mačavariani erschlossenen Ablautsysteme, z. B.

(9)

Svan. *qed-ni* ›er kommt‹ < *qed-en-i* < **qd-en-i*: Aorist Sg. 1,2,3 *onqwed* < **an-w-qed* *an-qed*, *an-qad* < **an-qad-a* < **an-qed-a* (Assimilierung) < **an-qd-a* (Analogie)²⁵.

Damit können wir übergehen zu dem Rekonstruktionsverfahren Nummer 2, der Darstellung und Klassifizierung der Transformationen, in denen sich der Übergang von dem protokartvelischen Rekonstruktionsmodell zu den historisch überlieferten Nachfolgesprachen vollzogen hat. Es handelt sich bei dem Verfahren sozusagen um die Umkehrung von Nummer 1, der Differenzierung zwischen Archaismus und Innovation. Dabei wird in diesem Falle der Archaismus als bekannt vorausgesetzt bzw. zum Ausgangspunkt für die in den Nachfolgesprachen durchgeführten Transformationen genommen. Auf der Basis dieses Prinzips bedürfen die einzelsprachlich bewahrten Archaismen keines Kommentars (vgl. z. B. das unter den Nummern 2 und 3 angeordnete ageo. und svan. Material). Eine interessante Konstellation liegt dann vor, wenn die Identifikation von zwei ganz unterschiedlichen Transformationsergebnissen zur Rekonstruktion eines Archaismus führt. Das klassische, vielfach bekannte Beispiel aus dem Bereich der Kartvelsprachen sind die Gleichungen, in denen einem georgischen (und zanischen) *s* im Svanischen ein *l* entspricht:

(10)

Präfixe geo. *sa-*, *si-*: svan. *la-*, *li-*; Gleichungen: *s3e* ›Milch‹: *la3e*, *stvaj* ›spinnen‹: *li-lte* (Wurzel *let*).²⁶

Die Rückführung der Transformationsergebnisse *s=l* auf einen Lateral wurde von K. Bouda vorgenommen auf der Basis „typologischer Parallelen“ aus anderen Sprachbereichen – darunter dem westkaukasischen²⁷.

Grundsätzlich mit Skepsis zu betrachten ist der Ansatz von konvergierenden Transformationen, die nicht in Übereinstimmung mit dem Ausgliederungsmodell von Deeters (Nr.1) stehen. Dies betrifft besonders die Theorie von Mačavariani²⁸ zur Erklärung der kartvelischen Affrikaten und Sibilanten:

(11)

1. *perednij rjad* (*svistjaščie*)

*z s 3 c č

2. *srednij rjad* (*svistjaščie-šipjaščie*)

*z₁ s₁ 3₁ c₁ č₁

3. *zadnij rjad* (*šipjaščie*)

*(ž) š ž č č

Bei dieser Theorie stimmen Zanisch und Svanisch gegen Georgisch überein, was dem Ausgliederungsmodell Nr.1 wider-

25. T. Gamqrelize, G. Mačavariani, *Sonanṭa sistema da ablauti kartvelur enebši* [Sonantensystem und Ablaut in den Kartvelsprachen], übers., bearb. u. m. c. Nachwort vers. von Winfried Boeder (1982); vgl. Schmidt in: Harris (ed.), *The indigenous languages of the Caucasus. 1: The Kartvelian Languages* (1991) 490.

26. Deeters, *Das kharthwelische Verbum* (1930) 220.

27. Bouda, *Ztschr. Phon.* 1 (1947) 48–53; vgl. auch Schmidt, *Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache* (1962) 78 und letztlich (ohne Erwähnung der älteren Literatur) Fähnrich, *Diachronica* 9 (1992) 142.

28. Die Literaturhinweise zum Affrikaten- und Sibilantenproblem finden sich bei Schmidt, *Kratylos* 33 (1988) 155 f. Vgl. letztlich die gründliche Behandlung des Problems durch Testelec, *VJa* 1995/2, 10–28.

spricht. A. Harris hat letztlich den Lösungsvorschlag von Mačavariani zitiert: »However, since it is widely accepted that Georgian and Zan form a subgroup, not Svan and Zan, the fact that this hypothesis assumes shared Svan-Zan developments, requires some special explanation. Their explanation is that before the earliest division in the family there existed an opposition between a western and an eastern dialect area, the former (later Svan and Zan) characterized by *š > šk and by a *s₁ > š shift. The eastern dialect (later Georgian) was characterized by a merger of the s and s₁ series into a single series, s₁ thus accounting for the existence of pairs that are homophonous in Georgian, but distinct in Zan.«²⁹

Die von Mačavariani abweichende und von mir bevorzugte Rekonstruktion der mittleren und hinteren Reihe

(12)					
1.	*z	s	ʒ	c	ç
2.	*ž	š	ʒ̣	č	č̣
3.	[*žg]šk		žg	čk	č̣k

läßt sich dreifach stützen:

1. durch die reale Belegsituation im Zanischen und Svanischen,
2. durch das Ausgliederungsmodell von Deeters (wonach Zanisch und, mit geringen Modifikationen, Svanisch den alten Stand bewahren, während nach der Abspaltung des Svanischen vom Georgischen und Zanischen die Transformation des Georgischen erfolgt) und
3. durch typologische Argumente.³⁰

Mačavarianis Theorie setzt dagegen eine areale Spaltung von begrenzter Dauer in West-Kartvelisch (Zanisch-Svanisch) und Ost-Kartvelisch (Georgisch) voraus, die später von der Ausgliederung des Svanischen nach dem Deeters-Modell (Nr.1) gefolgt wird. Diese Annahme bleibt aber solange unwahrscheinlich, wie

die postulierte frühe West-Ost-Spaltung durch keine weiteren zanisch-svanischen Innovationen von vergleichbarem Alter abgesichert werden kann. Die wenigen lexikalischen Isoglossen erklären sich aber eher als gemeinsam bewahrtes Erbgut.

Zusammenfassung

Basis für die Rekonstruktion des Proto-kartvelischen ist die Gesamtheit der kartvelischen Traditionen, unter denen dem Ageo. und Svan. wegen ihres archaischen Verhaltens besonderes Gewicht zukommt. Von den vier Operationen des Rekonstruktionsprozesses wurden die ersten beiden – 1. Differenzierung zwischen Archaismus und Innovation mit Klassifizierung der Archaismen; 2. Analyse der Transformationen – behandelt. Die Bedeutung des Archaismus machen die Lehrsätze von Deeters, Meillet und Leskien deutlich: frühe Abspaltung des Svanischen impliziert Marginalsprachposition und Bewahrung konservativer Merkmale; gemeinsame Innovationen des Georgischen und Zanischen. Die für das Ageo. und Svan. nachgewiesenen Archaismen sind in der Regel auch unter dem Gesichtspunkt der über die Kartvelsprachen hinausgehenden Typologie als archaisch zu werten. Zu den Transformationen gehören besonders schwierige Verhaltensmuster, darunter der Nachweis von zwei ganz unterschiedlichen Transformationsergebnissen und das Problem konvergierender Transformationen.

29. Harris, in: *The indigenous languages of the Caucasus*. 1: *The Kartvelian Languages* (1991) 21.

30. Vgl. Melikišvili, TZES 5 (Tbilisi 1981) 46–57; Schmidt, *Kratylos* 33 (1988) 155.

Steffi Machet

Struktur und Semantik der oberimerischen Hydronyme

Imeretien, das Zentrum der alten Kolchis, liegt im westlichen Teil Georgiens. Sein nördlicher Teil, historisch als Fürstentum Argvetien bekannt, ist reich an Gewässern, deren Namensgebung zu den folgenden Untersuchungen angeregt hat. Ziel dieses Beitrages ist es zu zeigen, wie die Namen von Mikrotoponymen (fließende Gewässer: Bäche und Quellen) strukturiert sind und nach welchen Gesichtspunkten ihre Benennung erfolgte. Grundlage dazu ist die Namensammlung *sakartvelos ssr toponimika I*.¹

Die Struktur der oberimerischen Hydronyme

In ihrem Aufbau folgen die Gewässernamen dem georgischen Wortbildungsprinzip. Sie bedienen sich der Affigierung (Suffigierung / Konfigierung) und verschiedener Zusammensetzungsmöglichkeiten. Welche Suffixe, Konfixe und Arten der Zusammensetzung im einzelnen an der Bildung oberimerischer Hydronyme beteiligt sind, zeigt die beige-fügte Übersicht.

Affigierung:

(1). Suffixe

-el-a	ķvercxela, šavela
-et	čančxareti
-eul	zinžibaseuli
-a	gruxuna, dampala
-al-a	raknala
-ia	bučulia ²
-ur/a	belešauri, ķvidouri, žožoura
-aur/a	ķokalaui, ķančaura

-our/a	sulouri, čuluxoura
-ul-a	tevrula, abanoula
-oul	xucisouli ³
-ian-a	čiliana
-ta	gelta ⁴
-t-i	txilti ⁵
-is-a	tučunisa ⁶
-u-a	yelua

Interpretationsmöglichkeiten für das Auftreten von *-at* in Hydronymen wie *velati*, *čqarvati* und *gvimrati*: Da dem georgischen *-et* das sanische Suffix *-at* regelmäßig entspricht, könnte man annehmen, daß es sich bei diesen Hydronymen um sanisches Material handelt. Um das genau festzustellen, ist eine Analyse des Kennwortes notwendig:

1. *velati* wird von H. Fähnrich als Beispiel für mingrelische Hydronyme gebracht.⁷ Sowohl Kennwort als auch Suffix könnten mingrelisch sein. Doch ist nicht mit letzter Sicherheit auszu-

1. საქართველოს სსრ ტოპონიმის, I, თბილისი 1987.

2. Das Suffix *-ia* tritt auch in mingrelischen Hydronymen auf. Vgl. Heinz Fähnrich, *Revue des Études Géorgiennes et Caucasiennes* N°3, Paris 1987, S. 13 und 20.

3. Es ist anzunehmen, daß *-o* aus *-a* entstanden ist: Langform des Genitivs *xuc-is-a* + *-ul-i* > *xuc-is-o-ul-i*.

4. *-ta* = Deklinationssuffix zur Bildung des obliquen Kasus des n-Plurals.

5. obliquen Kasus des n-Plurals: *txilta* erhält Nominativendung *-i* > *txilti*.

6. *-isa* = Deklinationssuffix zur Bildung der Langform des Genitivs.

7. Fähnrich a.O. 19.

schließen, daß eventuell gleichlautendes georg. *vel-* (+ *-a* + obliquus-*t*) zugrunde liegt.

2. *çqarvati* ist abgeleitet aus dem Wort *çqaroati*, welchem das georgische *çqaro* zugrunde liegt. Daraus leitet sich die Möglichkeit ab, daß das Wort *çqaro* ins Mingrelische übergegangen ist und dort eine Suffigierung mit dem Suffix *-at* erfahren hat. Das würde bedeuten, daß hier eine Mischform aus georgischem Grundwort und mingrelischem Suffix vorliegen könnte.

3. *gvimrati* unterscheidet sich von den bisher genannten Hydronymen, da das zugrundeliegende aus dem Georgischen stammende Wort auf *-a* endet. Damit bedarf lediglich *-t* einer Erklärung: Das Wort *gvimra* bildet einen Plural *gvimrani*. Der oblique Kasus dieses Plurals lautet *gvimrata*. Wandelt man diese Form wiederum in eine Nominativform (vgl. *tbilisi*), so erhält man *gvimrati*.

2. Konfixe

na- -eb	nasaxlebi
na- -ev	naxatevi
sa- -e	satvale
sa- -ie	saxroxie
sa- -ia	sakasria
sa- -o	saxiskvilo

Zusammensetzungen

Eine Vielzahl der Hydronyme Oberimeretiens wird nicht durch Affigierung gebildet. Eine große Rolle spielen dabei Zusammensetzungen, die in der Regel zusammengeschrieben werden, wenn das Determinans aus einem Wortstamm besteht. Ansonsten erfolgt Getrennt- oder Zusammenschreibung je nach persönlichem Ermessen. Es können zwei oder mehr Wörter der gleichen oder unterschiedlicher Wortart zusammengesetzt werden.

1. Zweigliedrige Hydronyme

- a) Stamm eines Substantives + Substantiv
telçqaro
- b) Stamm eines Substantives-a + Substantiv
telacqaro⁸
- c) Genitiv eines Substantives + Substantiv
dyocebis çqaroebi⁹
- d) Adverbial eines Substantives + Substantiv
xulad yele
- e) Eigennamen (Toponym) + Substantiv
qelta çqaro
Eigennamen kann auch im Genitiv stehen
xaragaulis çqaro
- f) Stamm eines Adjektives + Substantiv
dabalçqaro
- g) Nominativ eines Adjektives + Substantiv
didi yele
- h) Stamm eines Adjektives-a + Substantiv
glaxa çqali
- i) Stamm eines Substantives + Adjektiv
çqaltetra
- j) Stamm eines Substantives-o + Substantiv
çqarotetra¹⁰
- k) Adverb + Substantiv
gadayma yele
- l) Substantiv + Postposition
mxaltan
- m) Nominativ eines Zahlwortes + Substantiv
cxraçqaroebi¹¹

8. Wörter gleicher Wortart können miteinander auf verschiedene Weise verbunden werden: *tela* (Ulme) + *çqaro* (Quelle) > *telçqaro* (a) / *telacqaro* (b) / *telicqaro* (c) / *telisçqaro* (c) [Vgl. საქართველოს სსრ ტოპონიმები I, 86/87.] Die Auswahl der jeweiligen Zusammensetzungsmöglichkeit scheint willkürlich zu erfolgen.

9. Sowohl Determinandum als auch Determinans können im Plural stehen.

10. Die unter i) und j) aufgeführten Beispiele weisen jeweils eine Suffigierung mit dem Suffix *-a* auf, das schon zur Bildung von Hydronymen aus Appellativa herangezogen wurde.

11. Der hier auftretende Plural weicht von der literatursprachlichen Norm des Georgischen ab, ist allerdings in westgeorgischen Dialekten nicht unüblich.

n) Stamm eines Zahlwortes + Substantiv

pirvelçqali

p) Nominativ eines Partizips + Substantiv

nakurtxi çqaro

p) Stamm eines Partizips + Substantiv

glinavyele

q) Substantiv + Partizip

gzagatxrili

Eine relativ geringe Zahl von Hydronymen setzt sich aus drei oder mehr Gliedern zusammen. Meist bilden Toponyme deren Grundlage:

2. Dreigliedrige Hydronyme

a) Substantiv + Substantiv + Substantiv

kodibolos çqali

b) Adjektiv + Substantiv + Substantiv

didikvis yele

c) Substantiv(Name) + Adjektiv + Substantiv

maxatazeebis didi yele

d) Adverb + Substantiv + Substantiv

uğançalıs çqali

e) Zahlwort + Adjektiv + Substantiv

samziari çqaro

f) Adjektiv + Substantiv + Postposition

tetrkvastan

3. Viergliedrige Hydronyme

Substantiv + Postposition + Substantiv + Substantiv

gziszeda xaratišvilebis çqaro

Appellativa

Die Gewässer Oberimeretiens werden nicht nur durch mit Hilfe von durch Affigierung gebildeten Wörtern oder Zusammensetzungen, sondern auch durch einfache Appellativa benannt. Diese können sein:

a) Substantive: avaza, kodi, lia, çqaroebi

b) Adjektive: paçia, civi

c) Partizipien: meṭexi

Semantik der Gewässernamen Oberimeretiens

Die oberimerischen Gewässernamen lassen sich verschiedenen semantischen Gruppen zuordnen. Die Gewässer sind benannt nach natürlichen Gegebenheiten, Pflanzen, Tieren, abstrakten Begriffen, Kulturgegenständen und Tätigkeiten des Menschen. Folgt man den Ausführungen Hans Krahes¹², ergibt sich folgendes Bild:

1. Eigenschaften des Wassers/Gewässers

a) Klang buqbuqas çqaro (Gluck-Gluck)

b) Farbe çiteli çqali (rot)

c) Temperatur civis çlebi (kalt)

d) Bewegtheit sačkepi (reißender Fluß)

e) Form des Laufes

moxveulyele (gewunden/gekrümmt)

f) Qualität/Geschmack

kamkama çqaro (kristallklar)

g) Größe/Tiefe viçro yele (schmal/eng)

2. Gewässerumgebende Natur

a) Pflanzen xmeluri (Erle)

b) Tiere avaza (Gepard)

c) Landschaft bregicqali (Anhöhe/Hügel)

3. Namen, die sich auf den Menschen beziehen

a) gewerbliche Nutzung des Wassers

sarecxela (waschen)

b) Urbarmachung des Bodens

axoçqali (Rodeland)

c) Uferbauten

xidiyele (Brücke)

d) berufliche Tätigkeit

kurdis çqaro (Dieb)

e) Siedlungen

cixisçqali (Burg/Festung)

f) religiöses Leben

xaiçqaro (Ikone)

12. Hans Krahe, Ortsnamen als Geschichtsquelle (1949).

g) Grenzfunktion

sam3vris yele (Grenze)

h) Ableitungen von Eigennamen

ninouri

Krahes Schema, das natürlich einige Fälle von Überschneidungen aufweist, kann erweitert werden um:

-andere, allgemeine Personenbezeichnungen

babuas c̣qaro

-Mengen *cxrapira*

-Abstrakta *picisc̣qaro*

-Materialien *kirisc̣qaro*

-Gegenstände *namgala*

Eine völlig andere Gliederung ergibt sich, wenn man R. Šrámek's Arbeit »Zum Begriff ›Modell‹ und ›System‹ in der Toponomastik«¹³ zugrunde legt. In einer Analyse tschechischer Toponyme stellte er vier »logisch-semantic« Kategorien auf, die die Beziehung des Namensgebers zum zu benennenden Objekt charakterisieren und durch folgende Fragestellungen unterschieden werden:

- 1.) Wo/Woher?
- 2.) Wer/Was?
- 3.) Was für ein/Welcher?
- 4.) Wessen/Wem gehörend?

Diese Kategorien treffen auch auf die oberimerischen Hydronyme zu.

Die Frage nach dem Wo? und Woher? werden beantwortet durch Auskünfte über Lage oder Richtung (verxvnali [Esenwald]).

Die direkte Bezeichnung des Hydronyms kann mit Hilfe von Wer? oder Was? erfragt werden. Hierunter fallen Benennungen nach Tieren (avaza [Gepard], tiḡanauri [Zicklein]), Pflanzen (ḡvidouri [Linguster], kotana [Leimkraut]), unbelebter Natur (xeva [Schlucht, Bergbach], lia [Schlamm], c̣qaro [Quelle]).

Charakteristische Eigenschaften offenbaren sich durch Beantwortung der Fragen Was für ein? / Welcher?. Hier finden sich Adjektive und Partizipien (civi [kalt], meṭexi [p.a. abbrechend, schroff]).

Hydronyme, die ein Besitzverhältnis charakterisieren, lassen sich mit Wessen? / Wem gehörend? erfragen (ninouri [Ninos], ivanouri [Ivanes], iliasouli [Ilias]).

Bis zu dieser Stelle beschränkte sich die Betrachtung auf eingliedrige Hydronyme. Die überwiegende Mehrzahl der oberimerischen Gewässernamen ist jedoch aus mehreren Gliedern zusammengesetzt, welche verschiedene Bezugsobjekte miteinander kombinieren. Diese Tatsache macht es erforderlich, die vier Hauptkategorien in Untergruppen zu untergliedern:

1.) [Lage/Richtung/Ausdehnung] läßt sich durch 2.) [direkte Bezeichnung] konkretisieren → Untergruppe 2.) + 1.): msxaltan

2.) [direkte Bezeichnung] kann sowohl durch 1.) [Lage/Richtung/Ausdehnung] als auch durch 3.) [charakteristische Eigenschaft] und 4.) [Besitzverhältnis] näher bestimmt werden. Das überaus häufige Auftreten von Wörtern wie c̣qali, c̣qaro oder yele als Determinandum zusammengesetzter oberimerischer Hydronyme führt dazu, daß deren Mehrheit in eine der folgenden Untergruppen einzuordnen sind.

Untergruppe 1.) + 2.): gayma c̣qali, c̣inyele, gorisyale

Untergruppe 3.) + 2.): lipyele, civc̣qaro, tetriḡqali

Untergruppe 4.) + 2.): tamaris c̣qaro, mepis c̣qali

Es ist ebenfalls möglich, daß zwei zu 2.) zählende Bezugsobjekte miteinander kombiniert werden. Da in diesen Fällen das Determinans eine gewisse Charakterisierung des Hydronyms ausdrückt, wird diese Kombination in die Untergruppe 3.) + 2.) eingeordnet.

Untergruppe 3.) (2.) + 2.): atmişqali, tagviçqaro

Eine nähere Bestimmung von 2.) kann mit Hilfe von 3.) erfolgen.

Untergruppe 2.) + 3.): çqarodampala, gzagatxrili

In diesem Punkt weichen die oberimerischen Hydronyme von Šrámek's Modellvorstellung ab. Auch wurden keine Belege für Untergruppen 1.) + 3.) und 1.) + 4.) gefunden. Außerdem bedingt die Existenz dreigliedriger Hydronyme, die nicht auf zweigliedrigen basieren, die Aufstellung einer Untergruppe, die drei Bezugsobjekte kombiniert:

Untergruppe 4.) + 3.) + 2.): maxatazeebis pařara yele, maxatazeebis didi yele

Trotzdem kann dieses Modell, wenn auch mit einigen Modifikationen, prinzipiell zur Erklärung für die Motivation der Gewässernamen Oberimeretiens herangezogen werden.

Mehrnamigkeit und gleichlautende Namen

Die Benennung der oberimerischen Gewässer kann zuweilen auch durch mehrere – verschiedenartige – Gesichtspunkte motiviert sein. Davon zeugen die Beispiele für Mehrnamigkeit, die außerdem auch auf Variation einer grammatischen Form zurückzuführen sein können.:

- aķvana yelee = aķvanas yelee = aķvana
- besarionis çqaro = nebierizeebis çqaro
- gobisçqaro = gobisçqali
- gubelaçqaro = gamokodili çqaro
- davazeebis çqaro = iaķobis çqaro
- didauri = didouri
- didqanis yelee = bogiryelee
- tavistķivilis çqaro = civçqaro
- tavsxala = tavmcxala = tavcxala = meore xelee
- saqdriyelee = saxtriyelee
- çqaltetra = çqarotetra = tetra

Andererseits kann auch ein und derselbe Name für verschiedene Gewässer zu treffen, besonders dann, wenn diese sich auf die Eigenschaften oder die Umgebung des Wassers beziehen. So bezeichnet z. B. kodisçqaro in Oberimeretien 45 Quellen, yarişqali werden 26 Quellen genannt, und civçqaro heißen 64 Quellen. Gleichlautende Benennungen nach (konkreten) Personen sind weitaus seltener zu finden. tamaris çqaro taucht zum Beispiel als Quellennamen in diesem Gebiet »nur« dreimal auf¹⁴.

Folgerungen

Sowohl Struktur als auch Semantik der überwiegenden Mehrzahl der oberimerischen Hydronyme ermöglichen eine eindeutige Zuordnung zur georgischen Sprache. Hingewiesen sei an dieser Stelle noch auf Lexik in den Gewässernamen, die dem imerischen Dialekt zuzuordnen ist (dobilos yelee [dobilo = imer. Talmulde], bregicçqali [bregi = imer. Anhöhe/ Hügel])¹⁵. Es läßt sich aber auch nicht verschweigen, daß eine kleine Zahl der Gewässerbenennungen (z. B. balari¹⁶, xoriatula¹⁷, ķvincxouri)¹⁸ nach dem heutigen Stand der Erkenntnisse (noch) nicht mit Hilfe des Wissens über die georgische Sprache, deren Dialekte bzw. über die Kartwelsprachen erklärt werden können.

Eine weiterführende Untersuchung der Gewässernamen sollte deswegen ange-

13. R. Šrámek, in: G. Luber, Vergleich einer Modellgliederung der ungarischen Toponymie, Linguistische Studien, Reihe A, 129/1 (1985).

14. საქართველოს სსრ ტოპონიმია I, 84.

15. Die imerische Lexik wird ausführlich beschrieben in: კ. ძოწენიძე, ზემოიმერული ლექსიკონი (1974).

16. საქართველოს სსრ ტოპონიმია I, 28.

17. Ebenda 252.

18. Ebenda 101.

strebt werden. Die Lösung der noch bestehenden Probleme bei der Erklärung einer der ältesten Arten der geographischen Benennung könnte dann die Richtigkeit ethnographischer Hypothesen, wie sie zum Beispiel von Žiziguri¹⁹ beschrieben

werden, stichhaltig beweisen oder aber widerlegen.

19. Sch. V. Dsidsiguri, *The Georgian Language*,

Mzekala Šanize

»Siṭqwj artrontatwis« – ein altgeorgisches grammatisches Traktat

In den erhalten gebliebenen Werken des georgischen Schrifttums ist das lebhafteste Interesse der georgischen Schriftgelehrten an Fragen der Sprache und Grammatik deutlich zu erkennen. Einer der Gründe für das Aufkommen und die Vertiefung dieses Interesses ist, daß die übersetzte Literatur im altgeorgischen geistlichen Schrifttum eine dominierende Rolle spielte. Bereits seit dem 5. Jh. gerieten Probleme der Sprache durch die umfangreichen Übersetzungs- und Redaktionsarbeiten in das Blickfeld der georgischen Literaten. Dieser Umstand findet viele historische Parallelen: Bei intensiver Übersetzungstätigkeit beanspruchen mit der Sprache verknüpfte Probleme schon früh die Aufmerksamkeit. Außerdem nahmen in jener Kulturwelt, mit der das altgeorgische geistliche Schrifttum eng verbunden war, gerade die philologischen Disziplinen einen beachtlichen Platz ein. Dies muß auch in Georgien gut bekannt gewesen sein. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht ein Vermerk des berühmten Schriftstellers und Übersetzers Eprem Mcire aus dem 11. Jh., wo er darauf hinweist, daß »es zwölf Fertigkeiten der griechischen Gelehrten gibt« und gleich an erster Stelle die *grammatikosoba* (Schriftkunde) nennt

und dann weiter die »Philosophie« und die »Rhetorik«. Erklärungen »schwieriger« Wörter, Anmerkungen grammatischen Charakters sowie lexikographische und etymologische Glossen finden sich reichlich eingestreut in den altgeorgischen Schriften. Beispiele dafür sind schon in dem 864 abgeschriebenen Sinai-Polykephalion belegbar. Die in den 30 er Jahren des 10. Jh.s zusammengestellte »Sammlung von Šaṭberdi«, die inhaltlich enzyklopädischen Charakter trägt und das Niveau der damaligen wissenschaftlichen Kenntnisse wiedergibt, enthält Auszüge aus den grammatischen Kommentaren des Dionysios Thrax, die das griechische Alphabet betreffen, ebenso wie ein Stück eines Werkes des Epiphanius von Zypern, in dem vom hebräischen Alphabet die Rede ist.

Über die Anfänge des georgischen grammatischen Denkens gibt es heute bereits eine recht umfangreiche Literatur.¹ Die in den altgeorgischen Schriften gefundenen Materialien und das Niveau des

1. Sardshweladse, *Georgica* 12 (1989) 7; ზ. სარ-
ჯველაძე, ქართული სალიტერატურო ენის
ისტორიის შესავალი (1984) 198–252; შანიძე,
ძველი ქართული ენის კათედრის შრომები 11
(1968) 96, 82.

grammatischen Denkens lassen keinen Zweifel daran, daß es altgeorgische Werke speziell zu Fragen der Grammatik gegeben haben muß. Aber bis in neuere Zeit war es nicht gelungen, Werke dieser Art aufzuspüren. Das *Sitqvajartrontatwis* schließt diese Lücke teilweise. Von den bis heute bekannten ist dies das älteste georgische Werk, in dem eine Frage der Grammatik speziell untersucht worden ist. Zwar ist der Grund für seine Abfassung die praktische Schwierigkeit beim Übersetzen geistlicher Werke gewesen, doch das *Sitqvajartrontatwis* stellt eine wissenschaftliche Arbeit dar, in der die Frage der Existenz oder Nichtexistenz der Artikel in der griechischen und der georgischen Sprache untersucht wird. Die Analyse des Werks gestattet die Annahme, daß es im 11. oder 12. Jh. von einem Vertreter der Schule Eprem Mcires geschrieben wurde. Das Werk wurde 1990 herausgegeben².

Bis zum Jahre 1981 war dieses Werk nur in einer Handschrift bekannt, die im Jahre 1541 abgeschrieben worden war. Die Beschreibung der Handschrift wurde 1959 veröffentlicht³, aber trotzdem blieb das grammatische Traktat, dessen Text nicht veröffentlicht worden war, außerhalb des Blickfelds der Fachleute. Den Text hat eine Person abgeschrieben, die das Griechische nicht kannte; daher enthält er viele Fehler und Entstellungen, oft sind einzelne Wörter und Teile von Sätzen ausgelassen worden. Der Verfasser des Werkes wird in der Handschrift nicht genannt. Die Überschrift lautet: *Sitqvajartrontatwis* [Abhandlung über die Artikel]. Aus dem Beginn der Arbeit ist ersichtlich, daß der Autor sie beim Übersetzen eines Werkes von Johannes Chrysostomos zu schreiben beabsichtigte, dessen Titel nicht genannt wird.

Wir hatten schon früher vermutet, daß das grammatische Traktat möglicherweise noch in einer Athos-Handschrift zu fin-

den sei. Diese Annahme gründete sich auf eine Nachricht aus dem Beginn des 19. Jh.s: Ein Mönch vom Athos, Ilarion, fertigte eine kurze Übersicht über die Athos-Handschriften an; darin erwähnt er ohne Angabe der Nummer eine sehr beschädigte Handschrift, die Werke des Chrysostomos enthalte. Er vermerkt, daß Ekvtime Atoneli in dieser Handschrift sagt, der griechischen Sprache stehe der Artikel gut (*ketilad mouvals*), der georgischen dagegen nicht. In den Beschreibungen von A. Cagareli und R. Blake (Nr.85 Cgr., 1883; Nr.6 Bl., 1932) finden sich keine detaillierten Angaben über die Zusammensetzung der Handschrift, es heißt nur, sie enthalte Arbeiten des Johannes Chrysostomos (ohne Aufführung der Titel). R. Blake gibt an, wegen des beschädigten Zustands der Handschrift sei es unmöglich, die Werke zu identifizieren. Unsere Annahme bestätigte sich erst 1981, als man Mikrofilme der Athos-Handschriften nach Tbilisi brachte. Tatsächlich tauchten in der Athos-Handschrift Nr.6 nicht nur das *Sitqvajartrontatwis* auf, sondern auch die Werke, deren Übersetzung die Ursache für die Abfassung des grammatischen Traktats war. Die Handschrift, die aus dem 12.-13. Jh. stammt, erwies sich wirklich als stark beschädigt. Am Anfang fehlt fast die Hälfte, sie hat auch kein Ende. Daher fehlen Angaben über die Person des Übersetzers, die Zeit und den Ort der Übersetzung, die gewöhnlich in den georgischen Handschriften enthalten

2. სიტყვად ართრონთათჳს - ძველი ქართული გრამატიკის ტრაქტატი (1990). Das Buch enthält ein umfangreiches russisches Resumé und eine vollständige russische Übersetzung des Textes sowie ein umfangreiches englisches Resumé (S.224-243). S. auch Shanidze, Bedi Kartlisa, Revue de Kartvélogie 42 (1984) 53-68.

3. ქართულ ხელნაწერთა აღწერილობა წერაკითხვის გამავრცელებელი საზოგადოების კოლექციისა (5), I (1959) 365.

sind. Die Handschrift stellt eine Sammlung von Homilien dar, von denen alle Johannes Chrysostomos zugeschrieben werden. Die Mehrzahl der Werke ist pseudochrysostomisch, einige von ihnen stammen von Severian von Gabala. Die Handschrift ist ein Unikat. Die darin vertretenen Werke begegnen in keiner einzigen anderen georgischen Handschrift (die ersten 16 Homilien sind verlorengegangen, erhalten geblieben sind die Homilien 17–33).

Das grammatische Traktat ist in die 19. Homilie eingefügt. Seine Überschrift lautet: »Über das Wort unseres heiligen Vaters Johannes Chrysostomos, daß ›Christus der Aufzuerstehende der Aufzuerstehenden‹ ist und daß er ›auferstanden‹ ist und ›eingegangen‹ ist und über den heiligen Geist, ›der alles erfaßt‹.« In einem Teil dieser Homilie wendet sich der Autor gegen die Ketzer, nach deren Meinung Gottvater und Gottsohn Christus nicht gleich sind und als einen Beleg dafür den Gebrauch oder Nichtgebrauch des *Arthrons* (d.h. des Artikels) bei ihren Namen im Text des Evangeliums anführen. Genau an dieser Stelle ist der grammatische Text eingefügt.

In der Handschrift, deren Text in zwei Kolonnen geschrieben ist, ist das grammatische Traktat in einer Kolonne für sich untergebracht. Eine gesonderte Überschrift besitzt es nicht.

Zu Beginn teilt der Verfasser, dessen Person auch hier unbekannt bleibt, dem Leser seine Absicht mit. Er schreibt, die Polemik des Johannes Chrysostomos gegen die Ketzer (Häretiker) in griechischer Sprache sei völlig klar und leicht verständlich; »doch wenn sie übersetzt wird, wird sie wegen des Fehlens des Artikels in unserer Sprache verdunkelt; und das macht die klare und verständliche Rede unverständlich, weil es unmöglich ist, ihn in die georgische Sprache zu übersetzen«. Dann fährt er fort, er werde alles

daransetzen, um zu zeigen, »was der Artikel ist und wie sich seine Übersetzung der georgischen Sprache nicht fügt und wie die Griechen den Artikel verwenden«.

Nach dieser Einleitung betrifft der Text der Arbeit fast gänzlich rein grammatische Fragen. Der Verfasser schreibt, daß alle Nomina »von Lebewesen und von unbelebten Dingen, von sichtbaren und von unsichtbaren« in der griechischen Sprache dem Geschlecht nach auf dreierlei Weise bestimmt werden können: Diese Nomina sind »männlich« (d.h. männlichen Geschlechts), »weiblich« (d.h. weiblichen Geschlechts) und »dazwischen stehend« (d.h. sächlichen Geschlechts). Gleichzeitig vermerkt er, daß ein bestimmtes Nomen weder dreierlei Geschlechts, noch von beliebigem Geschlecht sein kann. Jedes Nomen gehört irgendeinem Geschlecht an und besitzt seine eigene Form bei der »Beugung« (d.h. Deklination) der Nomina.

Das Nomen jedes Geschlechts hat im Griechischen dreizehn Artikel – fünf in der Einzahl, drei im Dual und fünf im Plural. Der Autor zählt der Reihe nach die Formen der Artikel aller drei Geschlechter auf und gibt Beispiele für die Deklination von Nomina mit und ohne Artikel in allen drei Genera. Die griechischen Artikel und Wörter sind mit georgischen Buchstaben wiedergegeben.

Dem Verfasser zufolge »ist der Artikel vor das Nomen zu setzen und vervollkommnet es und scheint ihm ein gewisses Ansehen zu verleihen«.

Artikel männlichen Geschlechts sind: *o*, *tu*, *to*, *ton*, *o* (Singular); *to*, *twi*n, *o* (Dual); *wi*, *ton*, *twis*, *tus*, *o* (Plural).

Artikel weiblichen Geschlechts sind: *i*, *tis*, *ti*, *tin*, *o*; *ta*, *ten*, *o*; *e*, *ton*, *tes*, *tas*, *o*.

Artikel sächlichen Geschlechts sind: *to*, *tu*, *to*, *to*, *o*; *twi*n, *o*; *ta*, *ton*, *twis*, *ta*, *o*.

Der Terminus, mit dem der Verfasser den Artikel bezeichnet, stellt eine direk-

te Transliteration des griechischen dar. Er bringt den bestimmten Artikel zum Ausdruck; zwar verwendet der Autor nirgendwo seine vollständige Bezeichnung (in der griechischen Grammatik ἄρθρον προτακτικόν), doch ist sie ihm sicher bekannt, denn am Ende seines Traktats listet er wieder im Einklang mit den griechischen Grammatiktraditionen die hinweisenden Pronomina auf und nennt sie »*damorčilebiti artronebi*« (vgl. ἄρθρον ὑποτακτικόν). Die Nomina, deren Deklinationsmuster wiedergegeben wird, sind *teos* (Gott) für das maskuline Genus, *trias* (Dreifaltigkeit) für das feminine Genus und *pnevma* (Seele) für die Neutra.

Interessant sind die georgischen Transliterationen der griechischen Wörter, denn sie zeigen uns die zur Zeit des Autors übliche Aussprache: ε, αι sind in georgischer Transliteration e; ι, η - i, ου - u; οι - wi; γ - γ (z. B. *grammatikosta*); χ - x (*inioxī*); β - v (*kervim*). Derartige Transliterationen des Griechischen begegnen auch anderenorts in den Athos-Handschriften. Die Vokaltransliterationen bedingen den Zusammenfall einiger griechischer Formen, z. B. ist *τον τόν* und *τῶν*. Diesen Mangel beheben teilweise Betonungs- und Aspirationszeichen, deren Aussehen dem der entsprechenden griechischen Zeichen ähnelt. Aber selbst in der Handschrift vom Athos, die verhältnismäßig frühen Datums ist und weniger Fehler enthält, ist der Gebrauch dieser Zeichen nicht richtig und konsequent (das beweist, daß der Abschreiber die griechische Sprache nicht kannte, und es belegt auch, daß das Werk mehrmals vom Original des Verfassers abgeschrieben wurde).

Wie erwähnt, wurden für die Artikel und die Nomina im Griechischen drei Genera genannt. Der Verfasser, der an anderer Stelle bemüht ist, die Unterschiede zwischen dem Griechischen und dem Georgischen aufzuzeigen, äußert bei der Be-

trachtung des Geschlechts nichts über die Nichtexistenz des grammatischen Geschlechts im Georgischen (hier dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß einige georgische Gelehrte des 11. Jh.s, in erster Linie Eprem Mcire, unter dem Einfluß des Griechischen bestrebt waren, das feminine Genus künstlich in die georgische Sprache einzuführen).

Der Autor nennt im Griechischen drei Numeri; die georgischen Numerusbezeichnungen stellen wortwörtliche Übersetzungen der entsprechenden griechischen Termini dar: *ertobiti* – abgeleitet von dem Stamm *ert* (vgl. ἐνικός), *orobiti* – abgeleitet von dem Stamm *or* (vgl. δυνικός) und *ganmravlebiti* – gebildet von dem Stamm *mraval* (vgl. πληθυντικός). Bei der Betrachtung des Duals lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Umstand, daß ein ähnlicher Numerus im Georgischen nicht existiert und daß er daher schwer verständlich sei: »Wie sollen wir den Dual begreiflich machen, da er doch im Georgischen gar nicht vorhanden ist?« Zur Unterscheidung des Duals im Griechischen stellt er diese Form der des Plurals gegenüber: Er »macht die Zweizahl verständlich und nicht die Vielzahl«; doch im Georgischen »besitzen wir keine Nomina, die zwei Personen bezeichnen«.

Die Zahl der Kasus im Griechischen und entsprechend im Georgischen betrage je fünf im Singular und Plural; für den Dual sind zwar auch fünf aufgeführt, aber es wird vermerkt, daß hier Formen zusammenfallen, wodurch im Dual »drei Fälle entstehen«.

Im Singular und Plural sind Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ und Vokativ gesondert aufgeführt. Im Dual sind dagegen drei Kasusformen genannt: eine ist *to teo* (Nominativ); die zweite drückt nach Meinung des Autors wohl im wesentlichen den Genitiv aus, denn *twın tewın* hat

er als *ymerttani* übersetzt; der dritte Kasus ist der Vokativ: *o teo*.

Auch die Kasusbezeichnungen folgen dem griechischen Vorbild. In der Bedeutung des Nominativs wird *advilobiti* gebraucht. Der georgische Terminus ist von dem Stamm *advil* abgeleitet, was ›leicht‹ bedeutet. Hieraus ist ersichtlich, daß der Verfasser die Arbeiten der Kommentatoren des Dionysios Thrax kennt, denn ihre Scholien geben die Möglichkeit, die entsprechenden griechischen Termini (ὀρθή, εὐθεῖα) so aufzufassen. Der griechische Nominativ ist im Georgischen mit der Nominativform wiedergegeben: *o teos* - *ymerti*. Der Stammkasus, der im Altgeorgischen häufig verwendet wird, findet in dem grammatischen Traktat keine Verwendung als Äquivalent des griechischen Nominativs.

Die georgische Bezeichnung für den griechischen Genitiv ist *šobilobiti* oder *natesaobiti*. Für das erstere wurde als Ableitungstamm das Passivpartizip *šobil-i* (›geboren‹) gewählt, *natesaobiti* ist von dem Stamm *natesav* (›Generation, Volk‹) gebildet. Beide georgischen Termini stellen eine Übersetzung des griechischen γενική dar. In der modernen grammatischen Terminologie des Georgischen ist *natesaobiti* die einzige Bezeichnung für diesen Kasus. Etwas unerwartet ist die georgische Übersetzung der griechischen Beispiele: Anstelle des zu erwartenden Genitivs hat der Autor in allen Fällen die Form eines sogenannten doppelten Kasus benutzt, die des vom Genitiv abgeleiteten Nominativs: *tu teu* - *ymrtisa* (›das, was Gottes ist‹).

micemiti wird als Entsprechung des griechischen δοτική verwendet und verkörpert gleichfalls die genaue Übersetzung des Griechischen. Das Beispiel für den griechischen Dativ ist im Georgischen mit der gleichen Kasusform wiedergegeben: *to pnevmaṭi* - *sulsa*. Die Funktionen und die Bezeichnung des Dativs erklärt der

Verfasser folgendermaßen: »Dativ heißt das Wort deshalb: Wenn du jemandem sagst: Wem gibst du das ? Und er dir antwortet: Gott.«

Als Namen für den griechischen Akkusativ (αιτιατική) ist *mizezobiti* gebraucht. Der Terminus ist von einem Wort abgeleitet, das ›Ursache, Grund‹ bedeutet. Die Funktionen dieses Kasus erläutert der Verfasser so: »Wenn du jemanden fragst: Wen suchst du ? Und er dir antwortet: Gott (*ymertsa*).« Auch an anderer Stelle sind die Beispiele für diesen Kasus immer mit dem georgischen Dativ wiedergegeben: *to pnevma* - *sulsa*.

Beachtung verdienen sowohl die georgische Bezeichnung dieses Terminus als auch die Wiedergabe des griechischen Kasus mit dem georgischen Dativ. Die Erklärung des griechischen Terminus wie das Beispiel des Autors zeigen, daß als Ausgangsbasis jene Interpretation des Terminus gewählt wurde, die die griechischen Kommentatoren mit dem Verb αἰτῶμαι verbinden. Im georgischen Beispiel werden sowohl der griechische Dativ als auch der griechische Akkusativ mit dem Dativ wiedergegeben, was gewisse Schwierigkeiten bereitet. Im Georgischen gibt es bekanntlich überhaupt keinen Akkusativ (weder im Alt- noch im Neugeorgischen). In syntaktischen Konstruktionen, wo im Griechischen der Akkusativ zu erwarten ist, steht je nach Situation entweder der Nominativ oder der Dativ. Die linguistische Intuition des Verfassers legte ihm nahe, den Unterschied zwischen diesen beiden Sprachen hervorzuheben. Er verwendet bei der Übersetzung der Beispiele für den Akkusativ im Georgischen den Dativ und vermerkt dabei: »Im Griechischen gibt es eine Unterscheidung zwischen Dativ und Akkusativ, wie uns oben die Wörter selbst zeigen, aber im Georgischen wird es als ein Wort gesprochen, obwohl es zwei Bedeutungen hat.« Daraus ist zu ersehen,

daß er die Unterschiedlichkeit der Kassysteme von Griechisch und Georgisch ~~fühlte, aber es ist ganz natürlich, daß ein~~ Autor, der im 11. Jh. der griechischen Grammatiktradition folgt, die georgische Deklination mit dem griechischen Paradigma vergleicht. Es sei daran erinnert, daß der Einfluß nichtgeorgischer grammatischer Systeme in der georgischen Grammatikliteratur selbst fünf Jahrhunderte später noch spürbar ist (in den Arbeiten von AnTON KatoLIKosi und Zurab Šanšovani). Zur Ehre unseres Autors ist zu sagen, daß er einige Wesensunterschiede zwischen dem griechischen und dem georgischen Deklinationssystem schon recht früh erkannte.

Die dem Akkusativ entsprechenden Termini (*mizezobiti*, *braldebiti*) werden heute natürlich nicht mehr verwendet, um einen georgischen Kasus zu bezeichnen; *micemiti* ist der einzige, der den entsprechenden Kasus benennt. Dieser letztere Terminus, der in der Grammatik des KatoLIKos AnTON (1753) Verwendung findet, galt bis in die Gegenwart als Übersetzung aus dem Armenischen⁴.

Als Entsprechung des griechischen κλητική ist der Terminus *codebiti* (*codeba* - rufen) gebraucht. Als Artikel des Vokativs wird die Interjektion *o* (=ὦ) angegeben, und die Nomina stehen in der entsprechenden Kasus- und Numerusform. Der Verfasser unterscheidet wiederum der griechischen Grammatiktradition folgend im Vokativ nicht zwischen Artikel und Interjektion. Zugleich betont er, der Vokativ sei der einzige Kasus, der im Georgischen einen Artikel haben könne. Bei der Angabe von Beispielen für diesen Kasus verwendet er den letzten Buchstaben des altgeorgischen Alphabets *ᄁ*: *ᄁ sulo*.

Nachdem der Verfasser eine Übersicht über die Artikel des Griechischen gegeben und Nomina aller drei Genera in allen Kasus und Numeri mit Artikel und ohne

Artikel aufgezählt hat, wendet er sich wieder dem Georgischen zu. Da er beweisen wollte, daß es im Georgischen keinen dem Griechischen entsprechenden (d.h. präponierten) Artikel gibt, ist es natürlich, daß er Formen wie *kaci igi* u.a. nicht untersucht. Die Aufführung von georgischen Formen mit Artikeln bei der Übersetzung aus dem Griechischen ist wiederum nur durch die Verwendung griechischer Artikel möglich: »Wenn es nicht jemand so macht, wie es im Griechischen ist, auf andere Weise ist das Übersetzen nicht möglich.« Dieser Erklärung folgt zur Illustration ein ganzes Paradigma georgischer Wörter, die den als Muster gewählten griechischen entsprechen – *ymerti*, *sameba*, *suli*: *to ymerti tu ymrtisa . . . wi ymerti . . . i sameba* usw. Der Verfasser sieht den komischen Effekt, den diese Kombination verursacht, und bemerkt: »Kann mandennso Georgisch reden, und paßt der griechische Artikel etwa zu unserer Sprache? Es gibt keine georgischen Artikel.«

Am Ende erwähnt der Verfasser nochmals den Streit zwischen Johannes Chrysostomos und den Häretikern und schließt die Arbeit mit einer Aufzählung der *damorčilebiti artronebi*. Wie gesagt, belegt er mit diesem Nomen die hinweisenden Fürwörter. Auch hier ist ersichtlich, daß er wieder der griechischen Grammatiktradition folgt.

Die obige Darlegung zeigt, daß der anonyme Verfasser des grammatischen Traktats das von Dionysios Thrax und seinen zahlreichen Kommentatoren bearbeitete griechische Grammatiksystem gut kennt. Das bezeugt in erster Linie die von ihm genutzte grammatische Terminologie. Entweder überträgt er den griechischen Terminus direkt ins Georgische (*ἄρθρον* - *artroni*, λέξις - *leksi*, d.h. Wort), oder er

4. ე. ბაბუნაშვილი, ანტონ პირველი და ქართული გრამატიკის საკითხები (1970) 86.

übersetzt ihn georgisch. Oben waren entsprechende Beispiele aufgeführt, denen noch einiges hinzugefügt werden kann: *natesavi* (grammatisches Genus) entspricht dem griechischen Terminus γένος; nicht ganz klar ist der Ursprung des Terminus *dreka* (Kasus und Deklination), *saxelis dreka*. Es ist nicht anzunehmen, daß ihn der Autor mit dem Verb *πίπτω* verband, von dem die Tradition gewöhnlich entsprechende Termini ableitet, sondern mit *πύσσω*, dessen Grundbedeutung »biegen, beugen« ist. Es darf gefolgert werden, daß der anonyme Verfasser nicht nur die griechische Sprache gut beherrschte, sondern auch in der damaligen Fachliteratur bewandert war und sich in Grammatikfragen auskannte.

Schließlich stellt sich natürlich die Frage, wer der Verfasser des grammatischen Traktats ist. Eine direkte Antwort auf diese Frage gibt es nicht. Unstrittig ist nur, daß der Autor mit dem Übersetzer der neunzehnten Homilie identisch ist. Von derselben Person müssen noch weitere Werke dieser Sammlung übersetzt worden sein. Der Mönch Ilarion, der den alten Athos-Katalog erstellt hat, hält »Eptwimi Mtargmneli«, d. h. Eptwimi Mtaçmideli (gest. 1028) für den Übersetzer des Sammelwerkes und den Autor des grammatischen Traktats. Doch in Wirklichkeit kann diese Sammlung nicht von ihm übersetzt sein: Seine Arbeiten unterscheiden sich stark von den Übersetzungen in der Athos-Sammlung, die ihrer Sprache und ihrem Stil nach eher der literarischen Schule Eprem Mcires zuzuordnen sind. Ilarions Vermutung ist verständlich: Eptwime Mtaçmideli besaß einen solchen Ruf, daß man ihm fast alle georgischen Übersetzungen zuschrieb (darunter sogar die der Oshki [Athos]-Bibel aus dem Jahre 978 !).

Die Handschrift vom Athos datiert nach paläographischen Merkmalen aus dem 12.–13. Jh. Hiernach wird der *terminus*

post quem non für das grammatische Traktat bestimmt. Viele Merkmale, die für Eprem Mcires Schule charakteristisch sind und die Athos-Sammlung kennzeichnen, reizen natürlich dazu, als Übersetzer der Sammlung und entsprechend als Autor des grammatischen Traktats Eprem Mcire selbst zu betrachten. Eprem Mcires Belesenheit, die Vielseitigkeit seiner Interessen, die wissenschaftliche Tiefe seiner originalen Werke, seine bekannten Scholien (*šeisçaveebi*) und sein Interesse an Fragen der Lexik und Grammatik geben Anlaß, an seine Urheberschaft zu denken. Aber es ist auch zu sagen, daß Eprem Mcire zahlreiche Schüler und Anhänger besaß; einer von ihnen war der gleichfalls herausragende Schriftgelehrte und Übersetzer Arsen Iqaltoeli. AnTON KatoIikosi bezeichnet beide als »würdige Schriftgelehrte«. In sprachlicher Hinsicht stehen die Übersetzungen der Athos-Sammlung den Arbeiten Arsen Iqaltoelis recht nahe. Aber bisher sind weder Eprem Mcires noch Arsen Iqaltoelis Sprache und Übersetzungsprinzipien so eingehend erforscht, daß man einen mit Überzeugung zum Übersetzer der Homilien der Athos-Handschrift und entsprechend zum Verfasser des grammatischen Traktats erklären könnte.

Das *Sitqwj artrontatwis* ist das älteste erhalten gebliebene Werk georgischer Grammatikliteratur. Wie gesagt, gab es schon früher in georgischen Schriften Anmerkungen sprachlichen Charakters. Bei Autoren und Übersetzern des 11.–12. Jh.s sind häufig grammatische und lexikalische Scholien anzutreffen (darunter auch über den griechischen Artikel), aber alle sind nur Einzelbemerkungen und kein vollständiges grammatisches Werk wie das »*Sitqwj artrontatwis*«. Groß ist die Bedeutung dieser Arbeit auch für die Geschichte des georgischen wissenschaftlichen Denkens. Dieses grammatische Traktat ist der untrüg-

che Beweis dafür, daß die Georgier im 11.–12. Jh. wirklich eine grammatische Literatur besaßen. Das bezeugt, daß die Gelehrten des 17.–18. Jh. s. l. lange Traditionen sprachwissenschaftlicher Forschung vorfanden. Gefördert wurde die

Entstehung dieser Traditionen nicht von den kulturellen Einflüssen der Armenier (wie das Anṭon Katolikosi und Zurab Šanšovan in ihren Arbeiten vermuteten), sondern von dem griechischen kulturellen Umfeld.

Heinz Fähnrich

Die Affrikaten /tʃ/ und /tʃʰ/ in den nachisch-daghestanischen Sprachen

Zur nachisch-daghestanischen Sprachfamilie, einer der drei alten Sprachfamilien Kaukasiens, zählt man folgende Sprachen: Awarisch (awar.), Andisch (and.), Botlichisch (botl.), Ghodoberisch (ghod.), Karatisch (karat.), Achwachisch (achw.), Bagulalisch (bag.), Tindisch (tind.), Tschamalalisch (tscham.), Didoisch (did.), Chwarschisch (chwarsch.), Hinuchisch (hin.), Beschitisch (besch.), Hunsibisch (huns.), Tschetschenisch (tschetsch.), Inguschisch (ing.), Batsisch (bats.), Lakisch (lak.), Dargisch (darg.), Udisch (ud.), Artschibisch (artsch.), Chinalughisch (chin.), Lesgisch (lesg.), Tabasaranisch (tab.), Aghulisch (aghul.), Rutulisch (rut.), Zachurisch (zach.), Krysisch (krys.) und Buduchisch (bud.).

Die einfache präalveolare glottalisierte Affrikate /tʃ/ bietet in den Einzelsprachen folgende Reflexe¹:

awar.	/tʃ/	ing.	/tʃ/
and.	/tʃ/	bats.	/tʃ/
botl.	/tʃ/	lak.	/tʃ/
ghod.	/tʃ/	darg.	/tʃ/
karat.	/tʃ/	ud.	∅
achw.	/tʃʰ/	artsch.	/tʃ/
bag.	/tʃ/	chin.	/tʃ/
tind.	/tʃ/	lesg.	/tʃ/
tscham.	/tʃ/	tab.	/tʃ/

did.	/tʃ/	aghul.	/tʃ/
chwarsch.	/tʃ/	rut.	/tʃ/
hin.	/tʃ/	zach.	/tʃ/
besch.	/tʃ/	krys.	/tʃ/
huns.	/tʃ/	bud.	/tʃ/
tschetsch.	/tʃ/		

Diese Entsprechungen sowie einige Abweichungen von den Entsprechungen lassen sich aus folgendem Material ersehen:

1. »Feuer«

awar.	ça	ing.	çi
and.	čaj	bats.	çe
botl.	čaj	lak.	çu
ghod.	çaji	darg.	ça
karat.	čaj	ud.	ar-ux
achw.	çari	artsch.	oç

1. Vgl. Trubetzkoy, *Caucasica*, fasc.8 (1931); E. A. Бокарев, *Введение в сравнительное изучение дагестанских языков* (1961); Т. Е. Гудава, *Консонантизм андийских языков* (1964); Д. С. Имнаишвили, *Историко-сравнительный анализ фонетики нахских языков* (1977); Б. К. Гигинейшвили, *Сравнительная фонетика дагестанских языков* (1977); Т. Е. Гудава, *Историко-сравнительный анализ консонантизма дидойских языков* (1979); Б. Б. Талибов, *Сравнительная фонетика лезгинских языков* (1980); ი. ცერცვაძე, ა. შაპოშვილი, *მაცნე, ენისა და ლიტერატურის სერია* 1992 /2/, 101–112.

bag.	čaj	chin.	čă	achw.	činurul'a	zach.	ačas
tind	čaj	lesg.	čaj				
tscham.	ča	tab.	čaj				
did.	či	aghul.	ča				
chwarsch.	ča	rut.	čaj				
hin.	če	zach.	ča				
besch.	čo	krys.	čă				
huns.	čy	bud.	ča				
tschetsch.	čje						

2.»Braue«

did.	čeç	artsch.	darčan
tschetsch.	čoçqam	lesg.	riçam
ing.	čaçqam	tab.	ulçam
lak.	ittaçani		

3.»füllen«

awar.	çeze	besch.	boçal
and.	biçidu	huns.	byça
botl.	hibçu	lak.	buçin
	»füllte sich«		
ghod.	beçi	darg.	irçis
	»füllte sich«		
karat.	beçe	ud.	buj-besun
	»füllte sich«		
achw.	beçurul'a	artsch.	abças
bag.	beci	chin.	çiri
	»füllte sich«		
tind.	beço	lesg.	açun
	»füllte sich«		
tscham.	biç	tab.	açuz
	»füllte sich«		
did.	biça	aghul.	aças
chwarsch.	beça	rut.	açyn
hin.	biça	zach.	gjaça:s

4.»hüten, bewahren, wissen, erfahren«

awar.	çunize	bag.	çuniri
			»bewahrte«
and.	çinnu	tind.	çinijo
			»bewahrte«
botl.	çimdu	tscham.	çin
	»bewahrte«		»bewahrte«
ghod.	çinni	lak.	buvçin
	»bewahrte«		
karat.	çije	rut.	a:çyn
	»bewahrte«		

5.»frisch, neu«

awar.	çijab	tschetsch.	çena
and.	çiwu	ing.	çena
botl.	çiu	bats.	çin
ghod.	çiju	lak.	çu-ssa
karat.	çijob	darg.	çub
achw.	čidabe	ud.	ini
bag.	činub	artsch.	maça
tind.	çihub	lesg.	çeji
tscham.	çihub	tab.	çiji
did.	eçun	aghul.	çejeç
chwarsch.	eçnu	rut.	çindy
hin.	eçendiju	zach.	çedin
besch.	iç-ço	krys.	çijad
huns.	ÿçu		

6.»tauen«

and.	biçoni	lak.	bavçan
botl.	biça	darg.	biçes
ghod.	biça	artsch.	baças
karat.	biç a	lesg.	çurun
bag.	biça	tab.	erçuz
tind.	biço	aghul.	içwas
tscham.	iç	rut.	jeçin

7.»Heuschrecke«

tschetsch.	çwoz	tab.	çiçar
ing.	çwoz	rut.	çyç
darg.	çirç	zach.	çit.
chin.	çiçin	krys.	çylçäng
lesg.	çiç	bud.	çig

8.»rot«

did.	çuda	tschetsch.	çee
hin.	çuddu	ing.	çe
besch.	čuddo	bats.	çegë
huns.	çundu		

9.»Wolf«

awar.	baç	chwarsch.	boça
and.	boço	hin.	boçe
botl.	baça	besch.	baço
ghod.	baça	huns.	ba:çy
karat.	baçe	tschetsch.	bworç
achw.	baça	ing.	bworç

bag.	baça	bats.	bəwərc	Die intensive präalveolare glottalisierte Affrikate / <i>*çç</i> / bietet in den Einzelsprachen folgende Reflexe:
tind.	baça	lak.	barç	
tscham.	baça	darg.	biç	
did.	boçi			

10. »zehn«

awar.	anç-	ing.	itt
and.	hoço-	bats.	itt
botl.	haçada	lak.	aç-
karat.	haçada	darg.	viç-
achw.	aça-	ud.	viç
bag.	haçara	artsch.	vaça-
tind.	haçaja	chin.	ja:z
tscham.	açada	lesg.	çu-
did.	oçino	tab.	jiç u-
chwarsch.	üçan	aghul.	jiçu-
hin.	oçeno	rut.	jiçu-
besch.	açyna	zach.	jiç-
huns.	a:çyn	krys.	jycyd
tschetsch.	itt	bud.	jiçyr

Abweichend von den oben angegebenen regelmäßigen Phonementsprechungen zeigt das Hinuchische im Anlaut des Wurzelmorphems vor Vokal bisweilen /*ç*/, was auf die Nähe des palatalen Vokals /i/ bzw. den (wahrscheinlichen) Ausfall von /j/ zurückzuführen ist. Ähnlich bietet Lakisch in der Position zwischen /v/ und /i/ das Phonem /*ç*/, während im Anlaut des uralischen Wurzelmorphems /**ç*/ völlig geschwunden ist, hat es sich in der Auslautposition dagegen erhalten (vgl. *viç* »zehn«). Durch den Einfluß von später geschwundenem /j/ wird im Chinalughischen aus /**ç*/ die postalveolare Affrikate /*ç*/ (čä »Feuer«, vgl. tschetsch. *cje*), während im Tabasaranischen durch den Einfluß von nachfolgendem /w/ gleichfalls das Phonem /*ç*/ entsteht, wobei /w/ später wieder schwinden kann. Im Auslaut nachischer Wörter bleibt /*ç*/ nach dem Sonor /r/ im Batsischen erhalten, während es im Tschetscheno-Inguschischen stimmhaft wird. In der Position nach Vokal findet dagegen Desaffrizierung statt.

awar.	/çç/	ing.	/ç/
and.	/çç/	bats.	/ç/
botl.	/çç/	lak.	/ç/
ghod.	/cc/	darg.	/ʔ/, /z/
karat.	/çç/	ud.	/ç/
achw.	/çç/	artsch.	/çç/
bag.	/çç/	chin.	/ç/
tind.	/cc/	lesg.	/ʔ/
tscham.	/çç/	tab.	/cc/
did.	/c/	aghul.	/tt/
chwarsch.	/c/	rut.	/d/
hin.	/c/	zach.	/d/
besch.	/c/	krys.	/z/ (Auslaut)
huns.	/c/	bud.	/z/ (Auslaut)
tschetsch.	/ç/		

Diese Entsprechungen ergeben sich aus dem Material:

1. »Name«

awar.	çar	tschetsch.	çe
and.	çer	ing.	çi
botl.	çeri	bats.	çe
ghod.	cceri	lak.	ça
karat.	çeri	darg.	'u, zu
achw.	çeri	ud.	çi
bag.	çer	artsch.	çcor
tind.	ccera	chin.	çu
tscham.	ççe	lesg.	tar
did.	ci	tab.	ččwur
chwarsch.	cā	aghul.	ttur
hin.	ce	rut.	dur
besch.	cā	zach.	do
huns.	cā ru		

2. »Nabel«

awar.	çcino	besch.	.coṭaa
and.	çcunni	huns.	cōṭor
botl.	çcuni	tschetsch.	çonga
ghod.	ccūi	ing.	çong
karat.	çcundu	lak.	çun

achw.	çcū	ud.	čan	did.	čan	rut.	çih
bag.	çcuni	artsch.	çčan	chwarsch.	can	zach.	çe'e
tind.	ccū	chin.	çum				
tscham.	çcūi	lesg.	tan				
did.	citori		»Erstmilch«				
chwarsch.	cețuna	rut.	ufnițan				
hin.	čuto	zach.	vux~nindan				

3.»sauer«

awar.	çcekķ-	tscham.	çcikwi				
and.	çcikķu	did.	ceqiw				
botl.	çcikķu	chwarsch.	caqu				
ghod.	ccikku	hin.	cequ				
karat.	çcikķub	artsch.	çcek-				
achw.	čcikķudabe	rut.	dygy-				
bag.	çcikķub		»bitter«				
tind.	ccikķub						

4.»schmerzen«

lak.	çun	tab.	iccuz				
artsch.	açcis	aghul.	ittas				
chin.	çat	rut.	jadal				
	»krank«		»Krankheit«				
lesg.	tax~un						

5.»Stern«

awar.	çcwa	did.	ca				
and.	çça	chwarsch.	ca				
botl.	ççaj	hin.	ca				
ghod.	ccaji	besch.	cā				
karat.	ççwaj	huns.	ca				
achw.	ççari	lak.	çuku				
bag.	ççwara	darg.	ur'i, zuri				
tind.	ccara	chin.	pxunç				
tscham.	ççâ						

6.»Ziege«

awar.	çce	hin.	can				
and.	ççija	besch.	can				
botl.	ççinal'i	huns.	can				
ghod.	ccinal'l'u	ud.	vel				
karat.	ççinal'l'o	artsch.	çcej				
achw.	ççinal'l'o	chin.	çol				
bag.	ççenel'l'	lesg.	çeh				
tind.	ccenal'l'	tab.	çih				
tscham.	ççenal'l'	aghul.	çeh				

7.»sauber, rein«

awar.	baçcadab	ing.	çena				
and.	berçcom	lak.	març-				
karat.	baçcadob	darg.	um'u, umzu				
achw.	maçcadabe	ud.	açar				
bag.	baççalhila	artsch.	marçç-				
tind.	baccahl'a	tab.	marccib				
tscham.	baççahla	aghul.	martte-				
besch.	jācō	rut.	ma:ti				
huns.	āccrū	zach.	ma:tti:-				
tschetsch.	çena						

8.»Honig«

awar.	hoçco	tschetsch.	mwo3				
and.	hunçci	ing.	mwo3				
botl.	hunçci	bats.	moç				
ghod.	huncci	lak.	niç				
karat.	hunçce	darg.	war'a				
achw.	ūçci	ud.	uç				
bag.	hūçç	artsch.	imçç				
tind.	hūcci	chin.	nūç				
tscham.	hūçç	lesg.	wirt				
did.	noci	tab.	jiččw				
chwarsch.	noco	aghul.	ütt				
hin.	nuce	rut.	it				
besch.	nuco	zach.	ut				
huns.	nucu						

9.»Zunge«

awar.	maçç	ing.	mwott				
and.	miççi	bats.	moııı				
botl.	miççi	lak.	maz				
ghod.	micci	darg.	miz, mecc				
karat.	maççi	ud.	muz				
achw.	miççi	artsch.	mac				
bag.	miçç	chin.	miç				
tind.	micci	lesg.	mez				
tscham.	miçç	tab.	mez				
did.	mec	aghul.	mez				
chwarsch.	mec	rut.	miz				
hin.	mec	zach.	miz				
besch.	mic	krys.	mez				
huns.	myc	bud.	mez				
tschetsch.	mwott						

10.»süß«

and.	miçça	lak.	naçu-	and.	borçci	ing.	butt
botl.	miçça	darg.	mur'-	botl.	purçcu	bats.	butt
ghod.	micca	ud.	muçça	ghod.	purccu	lak.	barz
karat.	miçcab	artsch.	iz-dut	karat.	borçco	darg.	barz
achw.	miçça-	chin.	çin	achw.	boçço	artsch.	bac
bag.	miçcab	lesg.	werçi	bag.	boçcw	chin.	waç
tind.	miccab	tab.	iccib	tind.	boccu	lesg.	warz
tscham.	miçcab	aghul.	itte-	tscham.	boçç	tab.	waç
tschetsch.	merza	rut.	it-	did.	buci	aghul.	waz
ing.	murza	zach.	uttu-	chwarsch.	buca	rut.	waz
bats.	maçī			hin.	buce	zach.	waz
				besch.	buco	krys.	bāz
				huns.	buco	bud.	woz

11.»Ecke«

tschetsch.	mā'ig	lesg.	met
ing.	mi'ing	tab.	murčcw
lak.	murçu	aghul.	murt
artsch.	meççe		

12.»Tür«

awar.	nuçça	did.	wac
and.	hinçcu	chwarsch.	âc
botl.	hinçcu	hin.	ac
ghod.	hinccu	besch.	âc
karat.	hinçcu	huns.	âcu
achw.	îçço	tschetsch.	ne'
bag.	hūçç	ing.	ne'
tind.	hīccu	lak.	nuz
tscham.	hīçç	darg.	unza, uncca

13.»Laus«

awar.	naçç	huns.	nâcy
and.	noççi	tschetsch.	meza
botl.	naççi	ing.	maza
ghod.	nacci	bats.	maç
karat.	naççe	lak.	naç
achw.	naççi	darg.	nir',niz
bag.	naçç	ud.	neç
tind.	nacci	artsch.	naçç
tscham.	naçç	chin.	nimç
did.	noci	lesg.	net
chwarsch.	nuc	tab.	necc
hin.	noce	aghul.	nett
besch.	naco		

14.»Mond«

awar.	moçç	tschetsch.	butt
-------	------	------------	------

15.»Tenne«

awar.	hoçcu	artsch.	ççi
and.	hinçcu	lesg.	rat
tschetsch.	hett	tab.	racc
ing.	hett	aghul.	ratt
lak.	ttaraçalu	rut.	rat
darg.	ur'a	zach.	atta
ud.	eç		

Von den regelmäßigen Entsprechungen des Phonems /**çç*/ weichen mehrere Belege ab. So zeigt das Achwachische in der Anlautposition vor palatalem Vokal und nachfolgendem velaren Abruptiv anstelle von /*çç*/ die Lautung /*čč*/ (vgl. Beispiel »sauer« und das Material and. *ççekir* »Zicklein«, karat. *ççiķer*, tscham. *ççeçi*, aber: achw. *čēke*). Unklar bleibt, warum das Didoische bei dem Wort für die »Ziege« anstelle des zu erwartenden /*c*/ den Postalveolar /*č*/ bietet². Auch das Hinuchische zeigt bei dem Wort für den »Nabel« den Anlaut /*č*/, ohne daß die Ursache hierfür ersichtlich wäre³. Im Udischen schwindet anlautendes /*c*/ in der Position vor /*v*/. Noch verwirrender als im Anlaut erscheint das Bild der lautlichen

2. Vielleicht liegt das daran, daß, wie Гудава, Историко-сравнительный анализ, 158 vermutet, das didoische Wort gar nicht mit dem anderen Material zu verknüpfen ist.

3. Vgl. dagegen Гудава, ebenda 158 f.

Entsprechungen im Auslaut der Wurzel-
morpheme. Hier ist erst in Ansätzen ge-

klärt, warum so viele Abweichungen von
den Grundentsprechungen auftreten.

LITERATUR

Steffi Chotiwari-Jünger

Neue Dokumente zur Herausgabe des Romans »Das Schlangenhemd« von Grigol Robakidse in Deutschland

Im letzten Jahr habe ich mich verstärkt dem Leben und Werk Grigol Robakidses in Deutschland gewidmet. Neben neuen Dokumenten zu seinen Studienjahren in Leipzig und etwa einem Dutzend Briefen aus der Schweiz nach Deutschland aus den letzten Lebensjahren des Schriftstellers konnte ich eine Reihe von Briefen ausfindig machen, die mit der Herausgabe des Romans »Das Schlangenhemd« im Eugen Diederichs Verlag Jena 1928 zusammenhängen. Mit dem gefundenen Material kann ziemlich genau geklärt werden, wie diese vorbereitet wurde und welche Personen Robakidse bei der Herausgabe und Übersetzung besonders unterstützten.

In der georgischen Presse erschienen über diese Frage seit der Perestroika verschiedene Artikel. So wurde in der Zeitung »Literarisches Georgien« vom 25.11.1988 behauptet, die Übersetzung des Buches hätten R. Tschackert und R. Meckelein angefertigt; diese waren jedoch erst die Übersetzer eines späteren Romans von Robakidse (»Megi, ein georgisches Mädchen«). In der Zeitung »Kommunisti« vom 3.6.1990 bezieht sich E. Eremschwili auf eigenes Wissen und auf einen am 19.8.1988 im »Literarischen Georgien« abgedruckten Brief Robakid-

ses an Micheil Dshawachischwili, in dem von zwei Phasen der Übersetzung gesprochen wird. In der ersten Phase habe ein Freund Robakidses, Nikolos Asatiani (1899–1937), der in den 20er Jahren Deutschland bereiste und hier Ökonomie studierte, auf Bitten Robakidses eine Rohübersetzung ins Deutsche angefertigt. Nach dieser Grobübersetzung erfolgte ein zweiter Schritt: gemeinsam mit Richard Meckelein, dem Berliner Georgisch-Kenner, sei der Text monatelang mit Robakidse geschliffen worden.

Bei meinen eigenen Recherchen stieß ich zunächst auf den Namen von Adam Kuckhoff, der im Eugen Diederichs Verlag tätig war, seit 1927 als leitender Mitarbeiter, seit 1928 als Schriftleiter in der in diesem Verlag erscheinenden Monatschrift »Die Tat«. Nach G. Wiemers soll er bei der Bearbeitung des Romans mitgewirkt haben.¹

Doch wird seine Beteiligung an der Herausgabe des Romans durch andere Dokumente in Frage gestellt. Im Diederichs

1. G. Wiemers, Adam Kuckhoff – Ein Stück Wirklichkeit mehr (1968) 102: »1928 Mitarbeit von Adam Kuckhoff an Grigol Robakidses: Das Schlangenhemd (sprachliche Bearbeitung)«.

Verlag standen mir ein Vertrag und 21 Briefe von und an Grigol Robakidse aus der Zeit vom 30.9.1927 bis 21.12.1928 zur Verfügung, die vor allen Dingen einen Herrn Bergmann (Dr. C. Bergmann 1881–1951), einen langjährigen Mitarbeiter des Diederichs Verlags, in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken. Von den 21 Briefen sind nur 2 an Robakidse, 19 von ihm. Der erste Teil dieses Briefwechsels bezieht sich auf die Städte Berlin (wo Robakidse sich mindestens vom 30. 9.1927 bis 15.10.1927 aufhielt) und Jena (Arbeitsstelle Bergmanns).

In diesen Briefen geht es vor allem um die Korrektur des von Robakidse vorgelegten Textes. Offensichtlich hatte sich Herr von Wesendonk bereit erklärt, den Text zu redigieren, doch Robakidse scheute sich vor seinen zu selbständigen Eingriffen und wollte deshalb nicht nach Bayern fahren. Daraufhin erklärte sich Bergmann in seiner Antwort vom 3.10.1927 bereit, die stilistische Bearbeitung zu übernehmen (die inhaltliche sollte von Robakidse selbst geleistet werden). Er schlug vor, Herrn Wesendonk seine Entscheidung mit Reisedispositionen zu erklären, was Robakidse auch tat.

Der zweite Themenkreis der ersten fünf Briefe betrifft Stefan Zweig. Es wird klar, daß dieser bereits in jener frühen Phase mit Robakidse bekannt (zumindest in Briefkontakt) war und sich mit der Absicht trug, ein Vorwort für dessen Roman zu schreiben, den er zu diesem Zeitpunkt noch nicht kannte. Robakidse zitiert aus einem Brief Stefan Zweigs: »Seien Sie nun auf das allerherzlichste beglückwünscht, dass Sie einen so grossen und angesehenen Verleger so rasch für Ihr Werk gefunden haben und freuen Sie sich gebührend darüber.« (Brief vom 2.10.1927) Daneben berichtet Robakidse Herrn Bergmann, daß sein Roman auch in England/Amerika bei George Allen&Unwin, London erscheinen soll und dieser Ver-

lag auf Vorschläge von Diederichs wartet. Schließlich spielt das Befinden Robakidses eine Rolle: er fühle sich schlecht, nach der Anspannung übermüsse ihn eine ungeheure Abspannung, er könne nicht schlafen. Auch habe er seit Mai aus Tbilisi keinen Pfennig erhalten.

Am 27.10.1927 trifft in Jena der erste Brief aus Georgien ein, wohin der Autor inzwischen zurückgekehrt ist. Robakidse begeistert sich am wunderschönen Herbst und beabsichtigt, der Familie Diederichs zwölf Flaschen georgischen Wein zu schicken. Er dankt Herrn Bergmann für die Ratschläge und seinen so menschlichen Charakter.

In einem Brief vom 29.3.1928 fragt Robakidse bereits ungeduldig an, warum sein Buch erst im Herbst und nicht, wie besprochen, im Frühjahr erscheine. Ihn befallen Zweifel und Schmerz. Nach einer uns nicht vorliegenden Antwort von Bergmann scheint Robakidse jedoch seine innere Ruhe wiederzufinden. Robakidse berichtet außerdem, daß Stefan Zweig erst im Herbst nach Georgien zu reisen gedenke, daß er oft schreibe. Jedoch beängstige ihn, daß Zweig das Vorwort erst schreiben wolle, wenn die Fahnen zum Buch vorlägen, denn Zweig habe bekanntlich eine »nomadische Natur«.

Am 26.5.1928 berichtet Bergmann, daß sich Robakidses Buch bereits in der Druckerei befinde, daß er aber leider von verschiedenen Seiten Beanstandungen wegen der Übersetzung gehört habe, so daß man über die Übertragung eines zweiten Werkes Robakidses noch einmal sprechen müsse. »Es ist sicher schwer, weil es wenig Menschen mit künstlerischem Sprachgefühl und gleichzeitig Kenntnis der georgischen Sprache geben wird«, schreibt Bergmann. Gleichzeitig bittet er um einige kurze biographische Notizen über den Lebensweg des georgischen Dichters.

Als Robakidse seinen Antwortbrief vom 27.7.1928 an Herrn Bergmann formuliert, befindet er sich in Gelendzhik am Schwarzen Meer, wo er seit dem 20. Juli wohnt und bis zum 9.9.1928 bleibt. In dieser Zeit erwartet Robakidse mit Ungeduld die Herausgabe seines Buches in deutscher Sprache und antwortet auf einzelne Restfragen. Interessant scheinen die biographischen Angaben. Robakidse notiert, er sei am 1.11.1884 in Georgien geboren. Hier gibt er ein anderes Geburtsdatum an als in seiner Studentenzeit: Tag und Monat stimmen überein, jedoch ist er nun 4 Jahre jünger. »Meine Autoren«, so schreibt Robakidse weiter, »sind Goethe, Nietzsche, Dostojewski, Tolstoi. Meine schöpferischen Wurzeln – im Orient (babylonisch-iranische Linie), schöpferische Technik – im Westen (etwas umgeformt)... In der Lyrik – kosmisches Bewußtsein. Weltanschauung – Platonische Linie. Anschauliche Form der Weltanschauung – Goethe (Gestalt und Mythos).« (Brief vom 10.8.1928)

Robakidse bedankt sich im gleichen Brief auch für die Zusendung des Waschzettellentwurfs und macht dazu eine Bemerkung bezüglich seines Namens: In dem Entwurf stand vermutlich, daß der Name Robakidse (abgeleitet von Irubakidse – so der Name der Hauptfigur im »Schlangenhemd«) der Name eines in Georgien sehr alten Geschlechts sei. Auf dem Waschzettel könne man das schon schreiben, bloß auf dem Umschlagblatt sei es »aber zu vermessen zu betonen«.

Eine weitere wichtige Bemerkung betrifft den Romantitel. Robakidse betont, daß ihm der Titel »Ekbatana« (so hieß die iranische Stadt Hamadan früher) viel besser gefalle, da er fast magisch sei. Außerdem würde in Rußland der Roman schon unter diesem Titel »proclamiert«. Falls es nicht möglich sei, das Buch so zu benennen, dann sollte wenigstens das erste Kapitel so heißen. (Im Roman wurde das ver-

wirklicht.) Außerdem teilt Robakidse noch ein Gespräch mit Andrej Bely mit. Dieser sei von der inneren Komposition (er könne nur die Komposition begeistern, so daß er gesagt habe: »Was Nietzsche nur geahnt hat – die Idee der ewigen Wiederkehr – soll hier, in der Linie des iranischen Orients (Zoroastr = Zarustra) kopernikanisch gestaltet sein... Selbstverständlich ist diese Äußerung von Übertreibung (und welche!), aber als Zeichen ist sie interessant. Überhaupt muß ich sagen, daß viele russische Schriftsteller das Erscheinen meines Romans spannend erwarten...«

Im September 1928 nahm Robakidse an den Tolstoi-Tagen in Moskau teil. Von hier schreibt er an Bergmann einen Brief, in dem er vom wohl ersten Zusammentreffen mit Stefan Zweig berichtet. Von ihm erfuhr er, daß das Vorwort bereits an den Verlag abgesandt wurde, daß Zweig jedoch von einem »jungen Dichter« schrieb, weil er dachte, Robakidse sei 30 bis 33 Jahre alt, und nun stellte sich heraus, daß sie fast gleichaltrig waren. Robakidse bittet, dieses Wort »jung« vielleicht aus dem Vorwort zu streichen (wie aus dem uns vorliegenden Buch ersichtlich wird, hat der Verlag dieser Bitte entsprochen). Gleichzeitig bat er um Zusendung des Vorworts, das ihn sehr interessiere. Und wieder über seinen Zustand und seine Pläne: »Im Dezember will ich nach Deutschland kommen... In diesen Tagen fahre ich nach Tiflis zurück... Bin müde... Sehr...«

In den nächsten Briefen geht es zum größten Teil um die Verteilung der im Vertrag ausgewiesenen Freixemplare. Mit Karten sollen sie verschenkt werden an: Familie Diederichs, F. Bergmann, M. Linke, Stefan Zweig, Romain Rolland, B. Kellermann, Thomas Mann, M.E. Jacob, Karl Federn, Hans Rosenkranz, R. Meckelein, Martin Buber, Adolf Neumann, Heinrich Auerbach, Ludwig Kla-

ges. Das Exemplar für Stefan Zweig wird der Verlag in Leder binden. Die restlichen Bücher läßt sich Robakidse nach Georgien senden, wo sie eine schnelle Verteilung finden.

Inzwischen erhält Robakidse noch einen Brief von Stefan Zweig, in welchem jener bittet, nicht zu streng zu sein wegen des Vorworts: »Ich erzählte Ihnen ja, dass ich es in einem Zug mit Bleistift hinschrieb, ganz spontan, ehe ich mich in die Eisenbahn setzte, denn sonst hätte Ihr Buch eine Verzögerung von 3–4 Wochen erfahren.« Robakidse aber findet das Vorwort glänzend: es sei wie ein Sonett kurz und mächtig. Allerdings habe Zweig in der Eile im Vorwort anstatt Hamadan Taschkent geschrieben. (Diese Verwechslung konnte im Buch nicht mehr bereinigt werden.)

Am 21. oder 22. 10.1928 hält Robakidse seinen Roman in deutscher Sprache erstmals in den Händen, er findet den Einband monumental und wirksam gemacht. Der Schriftsteller ist begeistert. »Für das georgische Volk ist dieses Werk ein historisches Geschenk.« Zugleich weist er auf einige Fehler im Buch hin und schlägt vor, ein Exemplar für die neue Auflage, zu der es erst viel später (1944) kommen sollte, zu korrigieren. »Je mehr man darin liest, desto mehr zeigt sich das Ganze (zum erstenmal nicht). Das ist die Stärke des Werkes, aber auch seine Schwäche – die Leute haben doch keine Zeit.«

Im November 1928 erhält Robakidse eine Rezension für die »Deutsche Allgemeine Zeitung« zugesandt. Er schätzt sie als herzlich geschrieben und als bedeutend für den Erfolg des Buches ein. Jedoch hat er Einwendungen gegen zwei Stellen: als von Übersetzungshärten die Rede ist und daß noch ein anderes modernes georgisches Werk genannt wurde. Aus dem Brief geht nicht hervor, wer den Artikel verfaßte und welcher georgische Schriftsteller gemeint ist, jedoch sind an

der rechten Oberkante des Briefes in einer anderen Handschrift zwei Namen vermerkt, die uns Aufklärung geben könnten: Wesendonk und Gamsachurdia. Robakidse interessiert außerdem, warum im Buch nicht vermerkt wurde, daß es sich hier um eine autorisierte Übersetzung handele. Die Erklärung Bergmanns liegt uns nicht vor, Robakidse überzeugte sie jedoch vollständig, wie er im nächsten Brief schreibt.

In fast jedem der 19 Briefe übermittelt Robakidse Grüße an Frau und Herrn Diederichs und an Herrn Max Linke (Max Ernst Otto Linke, geb. 10.12.1892, war ab 1913 als Prokurist des Verlags beschäftigt). Manchmal wird in den Briefen auch ein Herr Hausmann genannt (über ihn war im Verlagsarchiv nichts bekannt). Die Post von Georgien nach Jena war übrigens nicht länger als in den 80er Jahren unterwegs, eher kürzer.

Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen des Romans Robakidses in deutscher Sprache ließ Adam Kuckhoff das »Georgische Wesen« in einem Beitrag O.G. Wesendonks in der Zeitschrift »Die Tat« vorstellen. Dieser schreibt: »Die führenden Köpfe des zähen, lebensstarken Volkes sind sich der Bedeutung Kart'weliens bewußt in seiner Stellung zwischen Asien, Rußland und Europa, allen dreien verbunden, allen dreien viel verdankend und doch dabei selbständig bleibend in Wesen und Art. Krieger und Dichter, gläubiger Seher und tiefer Denker vermag der Georgier zu sein, aber gleichfalls Landwirt und Techniker, tief bohrender Mann der strengen wissenschaftlichen Forschung und politischer Organisator. Selten sind bei einem so kleinen Volk so reiche verschiedenartige Begabungen vereinigt zu finden. Keine grausige Erfahrung der Vergangenheit hat den Lebenswillen der Söhne des Kart'los zu bezwingen vermocht. Darin liegt die sichere Gewähr für die Zukunft« – so das Fazit des Autors.²

In einem weiteren Artikel der gleichen Nummer der Zeitschrift wird der Roman *Robakidses von Wilhelm Kann* besprochen. Der Autor ist vom georgischen Roman fasziniert. »Vom ersten Wort ergriffen, vom letzten ergriffen losgelassen«, – so faßt er seine Eindrücke zusammen. Und er bemüht sich, hinter das Geheimnis dieser Ergriffenheit zu kommen. »Hier hat Leib und Seele eines Volkes nicht im Ausschnitt, sondern in seiner ganzen räumlichen und zeitlichen Erscheinung Gestalt gefunden, für deren Ganzheit man in der neueren Literatur kaum ein Beispiel finden dürfte.« Und was schließlich zum Roman führte, obwohl das Werk eher Entscheidung, Epos und Lyrik darstelle als ein Roman in westeuropäischen Sinne. Leider ist es nicht möglich, den gesamten Wortlaut der Buchbesprechung hier zu zitieren, die mit den Worten schließt: »Sicher aber, daß ein Buch unserer Wirklichkeit, das nicht nur die Oberfläche erfaßt, aus derselben Allweite zu Zeit und Geschichte, Volkstum und Menschheit hervorgehen müßte.«³ Anschließend wurde in der Zeitschrift ein Abschnitt des Romans »Das Schlangenhemd« (viereinhalb Seiten aus dem »Stadt-Schiff«) abgedruckt. Diese Einführung des deutschen Lesers in den Roman und die Werbung für ihn in der »Tat« sind um so höher einzuschätzen, wenn man weiß, daß diese in der damaligen Zeit eine der wichtigsten kulturpolitischen Zeitschriften darstellte.

Der Roman »Das Schlangenhemd« hat also sehr gute Startbedingungen in Deutschland gehabt, jedoch scheint der Verlag vom nachfolgenden Absatz ein wenig enttäuscht zu sein. In einem Brief vom 21.11.1928 bezieht sich Robakidses auf eine schriftliche Mitteilung von Bergmann: »Leider kann ich Ihnen noch nicht von einem guten Absatz Ihres Buches berichten.«

In der letzten Zeit hatte ich in verschiedenen Bibliotheken unterschiedliche deutsche Ausgaben des Buches »Das Schlangenhemd« in der Hand und war verwundert. Bereits von den ersten 4000 Exemplaren der ersten Ausgabe (Jena 1928) sind mir zwei Varianten bekannt: die erste Variante mit einem dreiseitigen Geleitwort von Stefan Zweig (einzusehen: Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität), die zweite Variante ohne dieses Geleitwort (einzusehen: Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin). Bisher konnte nicht geklärt werden, in wie vielen Exemplaren das Vorwort erschien. Daß die Ausgabe ohne Geleitwort aber keine Ausnahme oder Versehen darstellt, beweist die Tatsache, daß beide Varianten auch in der Deutschen Bücherei in Leipzig aufbewahrt werden.

Im Jahre 1944 wurde vom Roman »Das Schlangenhemd« eine zweite Auflage von zusätzlichen 5000 Exemplaren als Frontbuchhandelsausgabe für die Wehrmacht herausgegeben. Der Inhalt des Romans ist noch der gleiche wie 1928. Während bei den anderen Büchern Robakidses aus dem Eugen Diederichs Verlag stets Zitate aus Buchbesprechungen von Zeitungen und Zeitschriften mit abgedruckt wurden, verzichtete man hier darauf; genannt werden nur die übrigen in deutscher Sprache erschienenen Werke des Autors, wobei das Büchlein über Adolf Hitler die Liste anführt. Neben dem Titel der Bücher wird in einigen Fällen ein Hinweis auf den Inhalt der Werke gegeben. So steht hinter dem Titel »Hüter des Grals« in Klammern (Ein Roman vom Freiheitskampf Georgiens), hinter »Die gemordete Seele« (Ein Roman von der Dämonie des Bolsche-

2. Wesendonk, Georgisches Wesen, Die Tat. Nr. 10/1928, 655.

3. Kann, Ein georgischer Roman, Die Tat. Nr.10/1928, 658/59.

wismus), hinter »Der Ruf der Göttin« (Ein Roman aus dem georgischen Volksleben).

Die Rezeption des georgischen Romans ist nach seinem Ersterscheinen in Deutschland 1928 mit Hilfe einiger Ausschnitte aus Rezensionen in Ansätzen nachvollziehbar. Diese Stimmen wurden in späteren Jahren als Werbetexte anderen Romanen des georgischen Schriftstellers nachgestellt. Es handelte sich um Einschätzungen von Rezensenten wie Hans Franck (Hannoverscher Kurier), Werner Deubel (Frankfurter Nachrichten), Otto von Taube (Neue badische Presse), Joachim Maaß (Hamburger Fremdenblatt) und solchen ohne Namen aus der »Deutschen Allgemeinen Zeitung«, dem »Hannoverschen Kurier«, der »Täglichen Rundschau«, der »Gelsenkirchner Allgemeinen Zeitung«, dem Berliner »Tag« und aus »Die Neue Literatur«.

Bereits die Vielzahl der Presseäußerungen läßt auf ein großes Interesse der Öffentlichkeit an diesem Roman schließen. Die Intention ist einheitlich: der Roman sei in seiner Art etwas Neues. »Es ist wohl der eigenartigste Roman, der in der letzten Zeit in Deutschland erschienen ist«, so Werner Deubel. Das Neue, das Eigenartige, sei nicht nur der Umstand, daß dieser Roman das erste Denkmal des georgischen Schrifttums in einer europäischen Sprache ist, sondern mehr der Roman selbst: daß scheinbar der georgische Volksstamm den Roman mitgedichtet habe. Es begeistern das ursprüngliche Mythos, die magischen Gewalten, die Wurzeln des Lebens, die Urwahrheiten und das Urleben. Dennoch sei die Vergangenheit mit dem heutigen Leben verbunden, genauso, wie der Orient (die persische Landschaft) mit dem Westen verkoppelt sei und so die Einheit allen Seins vermittele. Das zwingt in den Bann des Romans, mehrere Erkenntnisse und vertiefe das Gefühl.

Seltener werden in den abgedruckten Rezensionen inhaltliche und literarische Einzelfragen angesprochen wie von Joachim Maaß: »Da gibt es Kindheitserinnerungen, wahre Gedichte in Prosa: ein Kind, das die untergehende Sonne als Ball begehrt; Liebesszenen von einer Schüchternheit und Reinheit des Herzens, wie sie Francis Jammes zu dichten weiß; Legenden, Volksmärchen des Orients, wie eben nur der Orient sie hervorzubringen vermag, so voll üppigster Phantasie; dann wieder Berichte über Wüstenfahrten, die ganz unvermittelt die trostlose Unabsehbarkeit der Steppe aufzaubern; eine Nachricht über den Tod eines Kamels in der Karawane, das Schönste, Humanste vielleicht, was wir über den Tiertod gelesen zu haben uns entsinnen; und Schilderungen des Basars in Kasbin von unvergeßlicher Fülle und Buntheit des Lebens.«

Bis zum Ende des Jahres 1928 lagen Robakidse noch nicht alle Rezensionen zu seinem Roman vor, die in der Presse erschienen waren. Begeistert äußert er sich über eine Besprechung aus einer Berliner Zeitung. »Die Besprechung aus dem Berliner »Tag« finde ich außerordentlich interessant. Sie ist spenglerisch geschrieben« (Brief vom 21.12.28). Oder: »Wer ist dieser D.R., der meinen Roman so tief verstanden hat?« (Brief vom 24.11.1928)

Mit den neu aufgefundenen Dokumenten zur Herausgabe und den verschiedenen Auflagen des Romans »Das Schlangenhemd« sowie anderer Romane Robakidses kann eine neue Runde in der Forschung eröffnet werden: In Zukunft wird die Rezeption des georgischen Romans »Das Schlangenhemd« in Deutschland im Mittelpunkt stehen. Für deren Bearbeitung müssen alle zur Verfügung stehenden Zeitungs- und Zeitschriftenrezensionen aufgespürt und genauestens studiert sowie die Rolle ihrer Publikationsorgane dargelegt werden.

Wascha Pschaweldä

Der Schlangenesser

Aus dem Georgischen übertragen von Ruth Neukomm (Teil 2)

Die Berghänge trockneten, tosend
stürzten die Gießbäche hinab,
in den Schluchten begannen
die Drachenleiber der Lawinen
hinzuschmelzen.
Auf die Pestwurz tropft
kristallener Tau,
auf den Auen schimmern die Blumen,
Augen Tamars, der Königin!
Die scharlachrote Sommerwurz,
am Rande des Felsen erwachsen,
grüß ich mit zärtlichem Herzen!
Von jenseits der Berge, unversehrt,
kommen Reisende herüber,
die Flanken der Berge
sind mit Schafen und Kühen
wie eine schöne Frau
mit Tupfen geziert.
Es atmen auf Gebirg und Tal
nach den Qualen des Winters.
Auf Erden sind viele zu beklagen,
viele erbarmenswürdig,
sehen wir einen von ihnen,
so haben unsere Augen
noch viele andere nicht gesehen!
In den Dörfern ist Lärmen
und lautes Rufen zu hören:
»Bringt in Erfahrung, wo Mindia,
der Schlangenesser, ist!
Das Heer der Khisten ¹ naht,
bei Archuni haben sie
die Brücke zum Einsturz gebracht.
Der Angriff auf den Feind, ihr Männer,
hängt nur noch von uns ab!«

wohin du auch schautest,
da blitzten Schwert und Gewehr.
Recht lange hatten die Chewsuren
nicht mehr ihren Feind niedergemäht
und dessen verwüstetes Lager
erbarmungslos verheert.
Ausgehungert nach Krieg
vermochten sie kaum
den Morgen zu erwarten,
alle mit nur dem einen im Sinn,
wer wohl den Anführer der Feinde töten,
wer ihm das Haupt und die Rechte
abschlagen und ruhmbedeckt
nach Hause kehren würde.
Zur Belohnung wird ihm am Heiligenfest
eine Trinkschale mit Kerzen überreicht,
und sein Name bleibt für immer
mit Ruhm bedeckt.
Weiber und Kinder gehen
in die befestigten Türme hinein,
sie halten für Männer und Söhne
die Taschen voll Wegzehrung bereit.

*

Die Nacht bricht herein,
die dunklen Schluchten
werden finsterschwarz,
dem Auge erscheinen sie,
als wären sie erkrankt.
Die hohen Berge, die Felsen,
selbst der verwegene Aragwi-Fluß
sind alle, seh ich, gramerfüllt
und weinen leise vor sich hin.

Groß waren die Vorbereitungen,
das Volk erregt wie das Meer,

1. Mohammedanisches Nachbarvolk der Chewsuren im Norden des Kaukasus.

Nur Boten rufen kühn
im Lauf von Dorf zu Dorf:
»Wer immer morgen beim Heere fehlt,
der soll zugrunde gehen!«
Nirgends mehr ist Feuer zu sehen,
noch ein Pfeifen der Hirten zu hören,
in den Häusern bleibt nicht einmal
der Wert einer Nadel zurück.
Jeder begibt sich ins Dorf
an seinen Ort, in den Schutz
der befestigten Türme,
und Schafe, Kühe und Schätze
verbergen sie an geheimem Ort.

Ein blasser Lichtschein war
beim Heiligtum von Chachmati zu sehen,
Kerzen brannten auf der Schutzmauer,
der Flammenschein
fiel auf die Eschen,
bald leuchtete er
wie der Morgenschein,
bald wurde er schwach
und war am Erlöschen.
Er glich einem Kranken,
der mit dem Tode rang
und unter Weh und Qualen starb.
Menschenöhne sind keine zu sehen
außer zweien, die auf dem Anger stehen,
der eine mit blutigem Dolch
und mit Blut auf der Hand,
vor ihnen das geopfte Tier,
auf die Seite gestürzt,
ein junger Stier.

Berdia, der Oberpriester:
»Gott gewähre dir seine Gnade, Mindia,
wie und mit welchem Herzen,
in welchem Geiste du auch opferst
und auf die Hilfe Gottes hoffst!
Möge dein Name unbescholten bleiben,
solange dir das Schwert umgürtet ist!
O du Hoffnung Chewsuriens,
das Kreuz von Chachmati
möge dir gnädig sein,
stets siegreich mögest du
das Heer in die Schlacht
und wieder nach Hause führen!

Mir scheint, an die zehn Tiere
hast du geopfert dieses Jahr,
hast viele Rinder getötet.
Was erfleht du so sehr,
was hast du für Sünden begangen?
Ein Tier ist die Regel, auch zwei,
dein Flehen und Opfern aber
geht über die Maßen.
Möge ich Gott nicht erzürnen
mit dem, was ich da sag.«

Mindia:
»Zwei Joch Ochsen habe ich noch,
drei oder vier Kühe,
auch sie gelobe ich zu opfern,
wenn bloß meine Wunden heilen.«

Berdia:
»Was für eine Wunde, Mindia?
Bei dir hat noch keiner
von einer Wunde je gehört!
Du heilst doch die anderen,
wenn sie verwundet, zu tausenden,
wie mich bedünkt.«

Mindia:
»Es geht um etwas anderes, Berdia,
leicht kann ich darüber nicht sprechen.
Wir Menschen mögen ja nicht
vom eigenen Mißlingen reden,
rasch aber sprechen wir
von dem der anderen.
Öffnen denn jene, welche Geld haben,
so schnell den Beutel?
Morgen oder übermorgen
werdet ihr es begreifen,
wenn der Bote
von den Bergen herabkommt.«

Berdia:
»Du bist unsere Hoffnung,
auf dir liegt Chewsuriens Heil!
Du weißt doch, wir sind überzeugt,
dir sei gegeben, mit Gott zu reden.
Ja, die Gottheit wird dich
zum Siege geleiten,
das weiß man allerorts.

Möge dein guter Stern
über dir bleiben
durch des heiligen Georg Kraft,
und der Herr mög uns bewahren,
indem er dir seinen Schutz verleiht.«

Berdia hob die Schale
und begann abermals:
»Gepriesen sei der heilige Georg
und Gnade sei über dir!
Mögen dir alle Heiligen helfen,
die Gott erschuf,
und von allen deinen Gegnern
keinen am Leben lassen!
Morgen oder übermorgen
ist uns der Kampf
mit dem Feinde gewiß,
doch solange du lebend
unter uns bist,
was könnte er uns denn schaden?!«

Nachdem er solches
zu dem Betenden gesprochen,
füllten Mindias Augen
mit heißen Tränen sich.
Daß jener es nicht bemerke,
wandte er sich ab und
wischte mit der Hand über die Augen.
Er warf sich vor dem Heiligtum
zu Boden, gleich einem von der Sense
hingemähten Halm, oder wie Reisig,
das wieder gebündelt werden muß.
Er betete, die Augen voller Tränen,
doch was er betete,
verstand man nicht.
Einen so inbrünstig Flehenden
hatte Berdia noch niemals gesehen.
Tief in Gedanken versetzte ihn,
daß es mehr aus Qual und Trauer
geschah statt einer
aus friedlichem Herzen
steigenden Bitte um Gnade.
Die Tränen flossen,
ersticktes Schluchzen mischte sich
dem Klirren des Panzers bei,
betend lag er auf seinen Knien,
und viel der Zeit verging.

»Erhöre ihn, o Kreuz von Chachmati«,
sprach Berdia über ihn,
»lasse sein Flehen nicht unerfüllt,
lasse zum Guten es ihm gedeihn!«

*

Um Mitternacht begann
ein heftiger Regen,
Gießbäche stürzten herab,
brachen durch, wo immer
ein Eingang zu Felsschluchten war,
und brachten nicht unbeschadet zu Tal,
was ihnen die Berge mitgegeben.
Dicht legte sich auf die Gräser
der Wolken Tränennaß,
erloschen waren und ohne Schimmer
die Kerzen auf Chachmatis Felsen,
nirgends mehr
war der Priester zu sehen,
nirgends der weinende Beter.
Einsam stand
die Schutzmauer des Heiligtums,
ein Anblick des Schreckens,
und zwischen den Felsen stürmte
der Aragwi mit tosendem Ungestüm.

*

Am Morgen schiefen
mit gefalteten Flügeln,
noch verweint von der Nacht,
die Nebel auf den Bergen
in weiße Baumwolle gehüllt.
Bisweilen erfreuen sie uns
mit belebender Feuchte,
zu Zeiten aber lassen sie uns
durch ihr übles Tun
das Schicksal verfluchen.
Die Auen und Schluchten,
gestern noch unter Lawinen,
erfreuen sich heute des Lebens
blühend schön vor Grün,
doch tief in Gedanken
schaut der Wehrturm
in die Schlucht hinab.
Im Turme sind Frauen zu sehen,
wahre Blumen der Berge!
Ob die Chewsuren den Feind

besiegen oder nicht,
 das ist ihre einzige Rede.
 Durch die Schießscharten spähen sie
 ruhlos aufs Feld hinab
 und erlehen für ihr Heer
 Gottes und der Heiligen Kraft.
 Von hier aus ist alles gut zu sehen,
 die Berge und jeder Paß,
 ein Insekt gar kann sich
 dem Auge nicht verstecken,
 noch sonst ein Lebewesen.
 Einige Frauen sitzen beisammen,
 ratschlagend, das Strickzeug in Händen,
 auch sie flehen für die Heimat
 mit heiligen Gebeten.

Sandua, eine Frau:

»O Msia, dir ist banger ums Herz
 als allen anderen!
 Dir tut's wohl leid um den Gemahl,
 du Waldhuhnäugige,
 kannst ihn nicht für den Tod hingeben.
 Weißt du denn nicht, daß Mindia
 das Kämpfen als Glück betrachtet
 und daß noch keine Mutter
 den Mann auferzog,
 der ihn zu töten vermag?
 Was sollte ich denn sagen!
 Von all den Meinen sind viele
 in den Krieg gezogen:
 Mein Mann und dreie
 meiner Brüder fehlen nicht
 bei ihren Kampfgenossen.
 Deinen Gemahl vermag doch
 keiner zu besiegen,
 wenn er wie einst
 seine Taten vollbringt.
 Wie früher oftmals,
 wird er auch jetzt
 den Feind zu Schaden bringen.
 Wer einmal einen Hirsch erlegt,
 der wird stets wieder
 einen Hirsch erjagen!«

Msia:

»Weh mir, daß er
 nicht mehr so tapfer ist!

Er hatte Träume wie etwa,
 daß er ein ganzes Jahr
 einem Leichnam glich
 und mit den Zähnen
 am eigenen Fleische nagte.
 »Umbringen werd' ich Weib und Kind«,
 rief er bisweilen, obwohl er es
 auf keine Weise wagte.
 Er sucht Hilfe
 bei unserem Heiligen,
 opferte ihm all unser Vieh
 und kam dann nach Hause
 und wollte nichts essen,
 wie sehr ich ihn bat.
 Oft sah ich ihn sitzen,
 ganz allein
 und wie ein Kind
 leis vor sich weinen.
 »Ich habe für immer
 einen teuren Schatz verloren«,
 sagte er vor sich hin.
 Nachts saß er stets auf der Zinne
 und starrte zum Himmel empor.
 Und wer da kam und ging,
 zu keinem sagte er ein Wort,
 auch wollte er keine Gäste,
 ja nicht einmal uns mehr sehen.
 Sind nicht in dieser kurzen Zeit
 ihm Haar und Bart
 vor Kummer grau geworden!
 Oft schaute ich verstohlen
 im Dunkeln stumm auf ihn,
 doch konnte mein Herz den Grund
 seiner Einsamkeit nicht verstehen.
 Nur, daß er sich und sein Volk
 beweinte, das konnt' ich vernehmen.
 »Ich bin dem Lande
 von keinem Nutzen mehr«,
 klagte er verstohlen vor sich hin.
 Zu Weib und Kindern aber
 verhielt er sich
 mehr und mehr feindlich.«

Sandua:

»Das wußten wir nicht,
 zum ersten Male höre ich dergleichen,
 für mich ist Mindia stets noch

der Sonne zu vergleichen.
 Solches, und wenn du es
 tausendmal sagst, wird dir
 kein Mensch im Lande glauben.
 Mich wundert, warum er das,
 was du sagtest, nicht auch
 mit anderen besprach?
 Was für ein Wissen beklagte er.
 um welches Wissen jammerte er?
 Und ihr, was hattet ihr verschuldet?
 Schmerzte ihn denn das Herz so sehr,
 daß es die Hand zum Schwert ihm zog,
 um Weib und Kind zu töten?»

Msia:

»Auch sagte er noch:
 ›Bei ihrem Leben, ich will
 nichts Unrechtes sagen‹,
 und legte die Hände auf die Kinder,
 die ihm zur Seite standen,
 ›daß ich euret wegen
 in Sünde geriet und Taten beging,
 die nicht zu begehen waren.
 Ich habe Holz geschlagen
 und Wild getötet,
 als wäre nichts dabei,
 die Blumen reden nicht mehr mit mir,
 noch in der Nacht die Sterne.
 Das große Wissen, das mir Gott verlieh,
 und all die Kraft, sie gingen mir,
 da ich dir gehorchte,
 völlig verloren.
 Weshalb ist meiner Hüfte
 das Schwert noch umgürtet? ›
 warf er mit Schaum auf den Lippen
 mir vor, ja einige Male entrann ich
 knapp dem Tode durch sein Gewehr.
 Er hatte wohl noch Hoffnung,
 flehte die Heiligen an,
 arbeitete hart,
 zugleich erbarmte er sich unser
 und brachte uns deshalb nicht um.«

Sandua:

»Wenn es wahr ist, was du sagst,
 daß er um dich in Sünde geriet,
 müßte man dir

die Zunge herausschneiden,
 dich hoch an einen Haken hängen
 und Feuer unter dir entfachen,
 an dessen Flammen dich verbrennen! . .
 Du hast dich an unserem Lande
 versündigt, leben wir doch allein
 aus Mindias Kraft!«

Msia:

»Ja, wenn mich irgendeine Schuld
 trifft, dann bin ich auch
 der Strafe würdig,
 doch warum sollte es Sünde sein,
 sich um die Seinigen zu sorgen?
 Will ein Mann Weib und Kinder,
 so soll er auch imstande sein,
 für deren Wohl zu bürgen.
 Wir Frauen verstehen unser Werk,
 doch was verstehen wir von Rüstung
 Das hätte er selber bedenken müssen,
 ein Mann ist dafür Mann.
 Wenn einer dem andern nichts angetan
 und nichts ihm geraubt,
 warum sollte dann jener ohne Fehl,
 der keine Sünde beging,
 schuldig sein?
 Für des einen Sünde
 soll ein anderer büßen,
 und das soll gerecht sein?
 Irgend etwas Schlechtes
 empfand er jedoch, der Arme,
 und litt darob und ließ an uns
 zuletzt seinen Zorn aus,
 denn er sah die Dinge im voraus.
 Gestern hatte ich einen bösen Traum,
 weh, was wird noch alles geschehen!«

Sandua:

»Was sahst du, Msia, sage es mir,
 vielleicht bedeutet's Gutes
 und hat uns der Herr nicht
 dem Untergang geweiht.«

Msia:

»Übles sah ich im Traum, o Sandua,
 Entsetzliches, das Herz Durchbohrendes,
 Seele und Leib Erregendes,

den Geist Erschreckendes:
 Gießbäche stürzten hernieder
 wie schnaubende Riesen
 und rissen Berg und Tal mit sich
 unter Krachen und Getöse,
 als würden Himmel und Erde zerstört,
 so gewaltig war das Dröhnen.
 Die Spitzen der Berge brachen ab
 und stürzten tief in die Schluchten,
 und zusammen mit den Bergen
 krachten die Felsen los wie Gewehre.
 Der Himmel wurde schwarz wie Pech,
 finster wogend und sausend,
 Pech regnete auf die Erde nieder,
 glühende Tropfen fielen,
 immer schrecklicher
 tosten die Gießbäche hernieder,
 waren nicht mehr einzudämmen,
 und rings schrieten die Menschen:
 ›Hilfe, wir gehen zugrunde!‹
 Und wahrhaftig sah ich,
 daß die Wasser sie mit sich rissen,
 Menschen, Schilde und Schwerter.
 Überall stürzten die Wehrtürme ein,
 an den Ringmauern die Häuser,
 in all dem großen Jammer
 fehlten nur noch die Klageweiber.
 Uns zwar schien nichts zu geschehen,
 es war, als blieben wir verschont,
 dann aber sah ich, auch wir wurden
 samt Haus und Hof hinweggeschwemmt.
 Eine Flut kam herabgestürzt,
 untergrub den Turm und riß ihn mit,
 hinab zu des Aragwi felsigem Ufer.
 Auch das Haus riß sie mit
 samt Obergeschoß
 und mitsamt uns allen.
 Ich wollte um Hilfe schreien,
 doch die Stimme versagte mir.
 Die Kinder drückte ich ans Herz,
 flehte unseren Heiligen an,
 versuchte, aus allem heraus
 ans Ufer zu gelangen, und bedeckte
 der Kinder Gesicht
 mit schwarzem Schleier.
 Doch so oft wir dem Ufer nahten,
 traf ich auf grob Gestein,

und Männer mit Gesichtern,
 schwarz wie Pech, stießen uns
 wieder zurück in die Fluten
 und riefen mir nach:
 ›Wohin willst du? Fort,
 folge dem Strom,
 so lautet Gottes Gebot!‹
 Und alsbald sah ich vor uns,
 wie die Fluten unseren Mindia
 mit sich trugen.
 Er wandte sich zu mir und sprach,
 seine Stimme war lieb und sanft:
 ›Verzeih mir, Msia, ich bitte dich,
 daß ich dich schmähete und erzürnte.
 Was du mir widerfahren siehst,
 das habe ich verdient
 und mir geschieht es recht.
 Lasse den Kindern nichts geschehen,
 ich bitte dich, behüte sie gut!‹
 Weh, was ich gestern litt,
 als diesen Traum ich sah!«

Sandua:
 »So kamst du nicht heraus?
 Trug euch das Wasser fort?«

Msia:
 »Ja, Sandua, es trug uns fort
 die Mutter und die Kinder, uns alle.«

Sandua:
 »Möge euch nichts Böses geschehen,
 möge euch Gott vor Leid behüten!«

Alle Frauen gemeinsam:
 »Sie kommen, es naht das Heer!
 O Gott, hilf ihnen!
 Msia, steh auf und schau,
 da kommt dein Mann einher
 mit den Fahnenträgern
 Schulter an Schulter
 wie der aufgehende Mond!«

Eine Frau:
 »Da kommen unsere Tapferen,
 der Mutter Segen sei auf ihren Armen!
 Weh mir, wie schön sie sind,

wer vermöchte sie sich
als Tote vorzustellen!
Gott verhüte, daß ich solches
in meinem Leben schauen muß!«

Eine andere Frau:
»Sieh, mein Jüngster
ist auch unter ihnen!
Wie schön sie einherreiten!
Der Mutter Segen
sei auf ihrer Brust!«

Ein Mädchen:
»Der Schwester Segen sei auf Totia!
Ich kann ihn unter den anderen
kaum erkennen.
Jetzt habe ich ihn gesehen,
habe ihn endlich wiedererkannt
an seiner wiegenden Bewegung,
an seiner Gestalt.
Sein Hengst beißt aufs Gebiß,
vom Zügeln sind Totias Arme gespannt «

Ein anderes Mädchen:
»Unser Uschischa reitet ihm zur Seite,
wie spornt er seinen Blauschimmel an!
Wenn es zum Kampfe kommt,
wird er nicht feig in der Ecke stehn,
dann möchte ich sehen,
wie er seinen Schild ergreift.«

Das erste Mädchen:
»Ich könnte meinem Bruder
nicht zuschauen,
das Atmen fiel mir schwer,
das Antlitz müßte ich abwenden,
könnt' nicht mehr hinsehen!«

Das andere Mädchen:
»Ich nicht! Des Bruders Tapferkeit,
sein Wohlergehen und Ruhm
wünsche ich ebenso, Sekua,
wie in der Dunkelheit eine Kerze,
wie ein Ermüdeter und Hungriger
die Ruhe und das Essen.
Schön ist's, wenn des Bruders
Tapferkeit in aller Munde ist!«

Das erste Mädchen:
»Wer wünschte das nicht, o Schwena,
wer wäre so töricht?

~~Doch einer Schwester~~
verbrennen die Augen,
wenn sie den Bruder
in Gefahr sieht.«

Das andere Mädchen:
»Wie kommt er zu Ruhm,
wenn er nicht tut,
was zu vollbringen ist?«

Alle gemeinsam:
»O Gott, steh ihnen bei,
ihr Heiligen, führt die Krieger an!
Laßt sie uns unversehrt wiedersehen,
wie sie uns jetzt vor Augen stehn!«

Vieler Herzen waren
von tausend Ängsten erregt.
Keiner mög darob staunen!
Uns Menschen ist es eigen,
daß wir in der Gefahr
um den geliebten Menschen bangen.

*

Das Heer zog bergwärts,
auf einer Ebene sich zu versammeln,
das Funkeln der Waffen
gleich dem Blitzen der Sonne.
Die von den Hufen der Pferde
gelösten Steine stürzten
in die Tiefe hinab.
Dort oben hielten sie Rat,
auf welche Weise
dem Feind zu begegnen sei:
Sollten sie in die Niederung hinab
oder ihn auf der Höhe treffen?
Alle standen sie,
die Hand am Schwert,
aller Augen waren
auf Mindia geheftet
und erwarteten
eine Antwort von ihm.
Und als er schwieg,
sagten die Chewsuren

einstimmig zu ihm:

»Stets war uns
dein Rat am teuersten
und er gereichte uns zum Wohl!
Wie sollen wir handeln,
rate uns,
deine Antwort
kommt doch bald?!«

Mindia:

»Ich kann euch keinen Rat erteilen,
ihr Chewsuren,
ich taue nicht mehr dazu.
Damals war eine andere Zeit,
ein ander Wissen,
heut aber wird euch mein Rat
kaum mehr von Nutzen sein.
Erwägt es doch selbst,
ihr seid ein Heer,
faßt eure Gedanken
zu einem Ganzen!
Ich muß nur kämpfen,
dafür zog ich ins Feld.
Das Volk hat mich doch nicht
für alle Ewigkeit
zum Führer gewählt!«

Das Heer:

»Gott und die Heiligen zürnen dem,
der ohne deinen Rat
den ersten Schritt zum Kriege tut,
selbst wenn mit Fäusten man
aufs Haupt ihm schlägt:
Sterben muß er
und sein Mund
sich mit dem Lehm
des kalten Grabes füllen.«

Mindia:

»Wohlan – was bleibt mir anderes,
doch wünschte ich nicht,
an eurem Rate teilzuhaben.
Ich werde es nun sagen,
da ihr mich solchermaßen
in Schwüre und Verwünschungen
verstrickt. Doch kann ich euch
nichts anderes raten,

als daß ihr den Khisten
in der verhaßten Schlacht
begegnen sollt.«

Die Krieger erhoben
ein mißfällig Gemurmel,
der Ort, die Khisten zu treffen,
erweckte ihre Kummernis.
Was aber sollten sie entgegenen?
Rein nichts, denn sie hatten
gesagt und geschworen,
das Heer müsse gehorchen,
es müsse an den Ort gehen,
den Mindia ihnen
als Stätte des Kampfes gewiesen,
selbst wenn kein einziger es überlebte
und alle dort zugrunde gingen.
Sie sagten nichts mehr davon
und zogen aus, die Fahne hoch voran,
leichtfüßig trabten sie dahin
so schnell wie Falkenvögel
und nahmen die Sonnenstrahlen,
die auf den Spitzen ihrer Speere
glänzten, mit.

*

Zwei Tage schon ist Krieg
jenseits des Bergs
und großes Leid.
Gar heftig ist der Kampf,
Tiger ringen mit Löwen,
eine blutige Spur
reicht bis ins Tal hinab.
Die Gottheit kann nicht beiden
zugleich ihre Gnade erweisen,
nur einem kann sie
den Sieg verleihn.
Fünf oder sechs Chewsuren
mit finsterem Gesicht
trugen einen Mann,
der an beiden Händen
mit einem Baschlik
gefesselt war.
Sie brachten ihn
auf diese Seite
des Berges herüber,
warfen ihn nieder aufs Feld

und mit Zorn auf den Lippen
 sagter die Chewsuren zu ihm:
 »Was bringst du, Mindia,
 gewaksam dich um!
 Warum, mit aller Gewalt
 ersehst du den Tod?
 Wenr du dich mitten
 in die Feinde stürzest,
 siehst du dann, was sie tun?
 Bis heute haben wir
 sie immer vernichtet,
 jetzt über fallen sie
 über uns her.
 Aber vielleicht, Mindia,
 werden auch wir
 noch etwas verrichten,
 werden versuchen, da uns
 die Dämmerung zuvorkam,
 in dieser Nacht
 einer Sieg zu erringen.«
 So sprachen sie, und alsbald
 wanceten sie sich um
 und eilten wie Diebe davon,
 die Schwerter gezückt,
 den Speer in der Hand
 Schwer sind die Augenblicke
 zwischen Leben und Tod,
 wenn wir es recht bedenken.
 Was aber blieb ihnen übrig?
 Wenn sie in Schande gerieten,
 wäre es schlimm.
 Man würde ihnen Frauenkleider
 überziehn, den Kopf
 mit einem Schleier bedecken,
 den Helm ihnen nehmen,
 wenn sie wie Feiglinge
 und Schlechte
 sich nicht als tapfer erwiesen.
 Der Gefangene knirscht
 mit den Zähnen, versucht,
 die Hände zu befreien.
 Lange Zeit quält er sich,
 wälzt sich hin und her,
 vor Leide brennend.
 Mit den Brüdern will er sterben,
 die nicht mehr zu retten sind
 und in großer Not

und denen kein Heer mehr
 Hilfe bringt.
 Die Nacht war
 immer finsteter geworden;
 der Wunsch, die Hände zu befreien,
 ging dem Gefangenen in Erfüllung.
 Erschöpft erhob er sich
 und sah
 die Dörfer all in Flammen.
 Dies war ein übel Zeichen,
 und er begriff,
 was da geschehen,
 einen Hellscher brauchte er nicht.
 Er blieb erstarrt und totenblaß,
 doch keine Tränen
 traten in seine Augen.
 Sie hatten in seinem Herzen
 sich gestaut,
 die Arme ihm gelähmt.
 Er nahm den Helm ab,
 kein Wort vermochte er zu sagen.
 Er führte die Hand zum Schwert,
 er zog es aus der Scheide
 und stürzte sich mit dem Herzen
 in die Spitze der Klinge hinein.
 Aus seiner Brust
 sprang das Blut
 wie ein Quell hervor.
 Der Mond ging auf
 hinter den Bergen,
 wo die Steinböcke sind,
 und starrte blaß
 wie ein Klageweib
 hernieder auf ihn,
 der Hand an sich gelegt.
 Eine Brise flog hin und her,
 sorglos und leise singend,
 umflügelte die Spitze
 des bloßen Schwertes,
 des rotgefärbten
 vom Blut aus dem
 Herzen des Mannes,
 und tänzelte leicht
 über das Wiesengrün
 heiter säuselnd dahin.

Agnes Korn, Manana Salaze

Nachdichtungen georgischer Lyrik

Elene Dariani

Die Wärme macht mich verrückt!
Ich kann die Brokatdecke nicht mehr ertragen.
von mir

Ich habe die letzte Hülle abgestreift,
Die schweigenden Schultern stellen sich eine langsame Berührung vor.
Auf dem Weg der Sehnsucht liegt Dunkelheit, niemand zeigt sich,
Das letzte Traumgebet habe ich schon gesungen.
Ich schlafe ein... das träge Räkeln findet ein Ende;
Und es beruhigt sich meine noch unberührte Brust.
Im Schlaf liebkost ein Unbekannter meinen Bauch mit seinen Lippen,
Und vor Verlangen zittern mir die Knie.
Das Aufblühen der Sonne entreißt mir den glühenden Menschen,
(Meine Verliebtheit wächst noch an Trauer!)
Und an den Kuß, seinen taufeuchten Kuß,
Erinnert mich Betrübte die warme Katze mit ihrer rosigen Zunge.

Valerian Gaprindašvili

Interieur

Mit erschöpfter Hand entzünde ich eine Kerze vor Wrubels Bild,
Ich schlage Baudelaire auf und lese seine »Einsamkeit«.
Die Schatten, unbekannte Schatten, sagen zu mir: »Wir erwarten dich,
Komm zu uns, Freund, wir grüßen dich brüderlich!

»Wir haben uns in dein Gesicht verliebt, so bleich wie unseres,
In deinen hoffnungslosen Traum, dein krankes Gefühl.
Unser nachtfarbenes Rascheln, unsere Liebkosung, unser Zittern,
Unsere ferne Stimme sollen dich nicht erschrecken!«

»Heute begrüßt dich aus der Finsternis unser Chor,
wir flehen Dich an: Glaube unsere Geschichte,
Lösche das Feuer, kehre in die Heimat zurück –
Du hörst, wie der Wind aus der Gruft der Ewigkeit weht!«

»Versuche nur, dich abzuwenden von diesem schweren Sein,
 Vom Licht der Sonne und dem Kreislauf der Tage,
 Und du wirst verstehen, was der Duft des Mondes ist,
 und du wirst sehen, was das Leben der Schatten ist!«

Ich öffne die Augen, und die Wolke der Schatten entschwindet
 (Vor mir Baudelaire, aufgeschlagen wie ein Gebetbuch),
 Irren Auges sieht mich mein Wubel an –
 Es wird mir schwer, in die Wirklichkeit zurückzufinden.

Terenti Graneli

Gebet an den Mond

Unter Trauergeläut trägt mich die weiße Kutsche fort.
 Und wehklagend kommt meine Seele ins Paradies.
 An den Gartentoren zerfallen die Winterrosen –
 Unter Trauergeläut trägt mich die weiße Kutsche fort.
 Die Ungestalt der häßlichen Vergangenheit will sich mir nähern.
 Ich erwarte das Schreckliche, das mir als Trugbild erscheinen wird.
 Unter Trauergeläut trägt mich die weiße Kutsche fort.
 Und wehklagend kommt meine Seele ins Paradies.

Ivane Qipiani

Sonett

Der Mond betrachtete das Kreolenland durch die Silbernacht,
 Mit ihrem Duft wärmten die weißen Rosen die Lüfte,
 Der glitzernde See lauschte dem Rascheln des Schilfs,
 Die Barden der Nacht spielten die Frühlingshymne.

Mit flammenrotem Mund zeichnete ich blaue Veilchen auf deine Wangen,
 Mit lachender Hand öffnete ich dir die stummen Knöpfe,
 Zu einer Samtwiese breitete ich dir meine eherne Brust aus:
 Lächelnd schmiegtest du dich schüchtern an meine Lippen;

Deine heißen Arme umschlangen mich mit feenhafter Leidenschaft.
 Du hast mir mit der weißen Sonnenglut Arabiens das Herz verbrannt...
 Leise bebten deine Brüste – zwei Tauben auf einer Kristalltafel...

Verblaßtes Schweigen stand für uns Wache.
 In der Seele tanzte der blauäugige Frühling,
 Und über dem brennenden Feuer der Leidenschaft bebten unsere Körper.

Galaktion Tabize

Mond über dem Heiligen Berg

Noch nie wurde ein so leiser Mond geboren!
 Die Harfe der Dämmerung ist mit Schweigen bekleidet.
 Einladend weht sie die blauen Schatten herbei und webt sie in die Bäume.
 Einen so zarten, friedlichen Himmel sah ich noch nie!
 Der lilienweiße Mond glänzt im blassen Perlenlicht. . .
 Und wie ein leichter Traum von ferner Erinnerung
 Zeigt sich weiß schimmernd der Fluß und die Kirche.
 Oh! Nie wurde ein so weißer Mond geboren!
 Hier in meiner Nähe schläft Akaki seinen königlichen Schlaf:
 Das fröhliche Funkeln der Sterne verbreitet sich
 Über Rosen und Margeriten des heimatlichen Friedhofs;
 Hier ging Barataschwili gern einsam spazieren.
 Und wie ein betrübter Schwan möchte auch ich singend sterben,
 Wenn ich nur sagen könnte,
 Wie der Mond in meine Seele hineingesehen hat,
 Wie Traumwelten blaue Segel
 Als Flügel von Himmel zu Himmel ausgebreitet haben,
 Wie die Nähe des Todes der rosenströmenden Melodie
 Des sterbenden Schwans andere Farben verleiht,
 Wie dieser Rosenstrom das Ufer des Sees und die Wälder erreicht
 Und Silberflüsse in Todesnebel hüllt,
 Und wie ich fühle,
 Daß für die Seele – von diesem Meer aufgezogen –
 Der Todesweg nichts anderes ist als ein roenfarbener Weg,
 Daß auf diesem Weg die Kühnheit der Dichter ein Märchen ist,
 Daß die Nacht noch nie so still war,
 Daß ich, ihr Geister, in eurer Nähe den Tod erwarte,
 Daß ich König bin und Dichter und singend sterbe,
 Daß meine Harfe dieses Jahrhundert zu euch hin begleiten wird. . .
 Noch nie wurde ein so leiser Mond geboren!

Die Nachdichtungen stammen aus dem Band »Ein Schluck aus dem blauen Trinkhorn«, Gedichte des georgischen Symbolismus, übersetzt von Agnes Korn und Manana Saladse, Wien 1994.

RELIGION

Annegret Plontke-Lüning

Über die Traditionen zum Gewand Christi in Mxeta und Trier*

(Taf. 8)

Mxeta in Georgien und Trier in Deutschland verweisen auf die am reichsten ausgeprägten Überlieferungen zum Gewand Christi. Die Traditionen zu etwa zwanzig weiteren Gewändern in Ost und West treten demgegenüber deutlich zurück.¹

Beide, Mxeta und Trier, waren in der ersten Hälfte des 4. Jh.s, für welche die Überlieferungen wesentliche Ereignisse um die Reliquie mitteilen, Städte von hohem Rang. Mxeta war seit hellenistischer Zeit die blühende Hauptstadt des kaukasischen Iberien mit umfangreichen internationalen Beziehungen; das Zentrum des römischen Gallien, Trier, seit 286 Residenz römischer Kaiser, erlebte unter der konstantinischen Dynastie den Höhepunkt seiner Existenz. Beide Städte nahmen im 10./11. Jh. nach weniger glanzvollen Zeiten einen neuen Aufschwung im politischen, wirtschaftlichen und religiösen Bereich. Die in dieser Zeit zusammengefaßten historischen Überlieferungen wurden entsprechend ausgestaltet, um den Hegemonie-Anspruch aus der Vergangenheit heraus zu unterstreichen. In beiden Städten spielte dabei die der jeweiligen Situation angepaßte Tradition zum Gewand Christi eine wichtige Rolle.

Diese beiden voneinander auf den ersten Blick weit entfernten Legenden werden hier in ihrem historischen und künstlerischen Kontext vorgestellt und miteinander verglichen, wobei ausführlicher auf die weniger bekannte Mxetaer Überlieferung eingegangen wird.

* Dieser Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Aufsatzes in der Festschrift zur Trierer Heiligrockausstellung 1996.

Neben den üblichen Abkürzungen der Archäologischen Bibliographie werden die folgenden verwendet:

RGG: Die Religion in Geschichte und Gegenwart

LThK: Lexikon für Theologie und Kirche
Bekehrung: G. Pätsch, Die ›Bekehrung Georgiens‹, BediKart 33 (1975) 288–337

Chronik: G. Pätsch, Das Leben Kartlis, eine Chronik aus Georgien (1985).

Natroev: A. Natroev, Mchet i ego sobor Sveti Cchoveli (1901)

1. RGG 5³ (1963) 1133 s.v. Rock, der heilige (W. Sucker); LThK 8³ (1963) 1348ff. s.v. Rock, der heilige (E. Iserloh); Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche 17³ (1906) 58ff. s.v. Rock, heiliger; J. Gildemeister, H. v. Sybel, Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke² (1845).

Das Gewand Christi, der ›ungenähte Rock des Erlösers‹ (*chiton arraphos, tunica inconsutilis*) war den Kirchenvätern Symbol der unzerstörbaren, unteilbaren Kirche und des eucharistischen, von allen ungeteilt zu empfangenden Christus,² lange bevor die Überlieferungen zu den Gewandreliquien einsetzen. Voraussetzung aller Mitteilungen zum Gewand Christi ist das in Psalm 22,19 prophezeite Losen um das Gewand, auf das sich die Evangelien in ihren Kreuzigungsberichten (Mt 27,35; Mk 15,24; Lk 23,34; Joh 19,23) beziehen.

Das literarische Interesse am ›dinglichen‹ Gewand Christi wird erstmals faßbar im späteren 4. Jh. bei Ephräm dem Syrer, der fragt, ob es nicht noch existiere.³ Kyrill von Jerusalem hatte sich um die Mitte des 4. Jh.s noch nicht sonderlich interessiert an der Bekleidung des Gekreuzigten gezeigt; er erwähnte nur, daß der Rock im Unterschied zum Mantel unzerschnitten blieb und von den Soldaten verlost wurde.⁴ Die im 5. Jh. verfaßte Vita des Shenute von Atripe weiß von einem Teil des Gewandes ›in den Schätzen des Königs‹⁵, nach Gregor von Tours wurde das Gewand in der zweiten Hälfte des 6. Jh.s in einer galatischen Stadt verehrt.⁶ Die zu Beginn des 7. Jh.s verfaßte Chronik des Fredegar berichtet, das Gewand sei 590 in Zafar gefunden und nach Jerusalem gebracht worden.⁷

Als Thema der bildenden Kunst erhalten ist das Gewand Christi erstmals in dem bekannten Kreuzigungsbild des 586 im syrischen Kloster Zagba geschaffenen Rabula-Kodex⁸, das direkt auf die monumentale Apsiskomposition der Jerusalemer Grabeskirche zurückgehen dürfte.⁹ Dargestellt sind als Interpretation der Kreuzigungsberichte in den Evangelien die unter dem Kreuz um das Gewand losenden Soldaten. Diese ›historische‹ Darstellung scheint für die Apsis der Grabeskirche wahrscheinlicher als der ›re-

präsentative‹ Typus des über Kreuz und Tod triumphierenden Gottessohnes.¹⁰ Der Pilgerbetrieb war auf solche konkreten Darstellungen geradezu angewiesen, um die immer wiederkehrenden Fragen nach dem Kreuzigungsgeschehen möglichst anschaulich beantworten zu können. Ob das Apsisprogramm, das zweifellos von führenden Theologen bestimmt war, die Frage nach dem Verbleib des Gewandes und damit auch die Gewandlegenden angeregt hat, muß wohl dahingestellt bleiben. Das Gewand Christi bleibt insgesamt eher ein Randthema in der Kunst des Mittelalters in Ost und West.¹¹

2. Vgl. LThK 8, 1348.

3. Hymni et sermones, Lamy 1, 509.

4. Cyr.Cat. 13,26 (PG 33, 804). Vgl. dazu P. Maser, Die Entstehung des Kreuzigungsbildes (Diss. Halle 1968) 169f. Anm. 638.

5. TU 13 (1895) 16, 27.

6. In Glorian martyrum c. 7, MGSS rer.Mer. 1, 492f.

7. MGSS rer. Mer. 2, 126f.

8. Florenz, Biblioteca Laurenziana, Cod. Plut. I 56, fol. 13 recto.

9. Zur Frage der Monumentalmalereien im Heiligen Land als Vorbild für Darstellungen in anderen Kunstgattungen, v. a. auf den Eulogien: Engemann, JbAChr 16 (1973) 22ff.; Weitzmann, DOP 28 (1974) 41; Kötzsche-Breitenbruch, JbAChr Erg.bd. 9 (1984) 233f.

10. C. Ihm, Die Programme der Apsismalerei der frühchristlichen Kirchen vom 4. bis zum 8. Jh. (1960) 85. 93. Für das Rabula-Bild mit den historischen Fakten (Longinus, Stephaton und ›Würfler‹) vermutet sie ein Vorbild in der syrisch-mesopotamischen Monumentalmalerei.

11. Zu den wenigen frühen Beispielen gehören. Stauriothek von Pliska (um 600), Abb. bei A. Effenberger, Frühchristliche Kunst und Kultur (1986) Abb. 177; Kreuzigungsikone Sinai (8. Jh.), Abb. bei K. Weitzmann u. a., Frühe Ikonen (1972) Taf. 6; Kreuzigungsbild im Chludow-Psalter fol. 20r, Abb. bei A. Čepkina, Miniatury Chludovskoj Psaltyri (1977). Zur Abhängigkeit des Chludow-Psalters von der Jerusalemer Liturgie vgl. Sevrugian, RQ 85 (1990) 86ff.

Mcxeta – Legende und Tradition

Die *Mcxetaer Legende* zum Gewand Christi ist erstmals ausführlich geschildert in der ›Bekehrung Kartlis‹ (*Mokcevaj Kartlisaj*), deren Fixierung aus älteren Überlieferungen allgemein für die zweite Hälfte des 9. Jh.s angenommen wird. Die älteste erhaltene schriftliche Fassung gibt der in das Jahr 973 datierte Šatberti-Codex.¹² Die ›Bekehrung‹ wurde mit einer Reihe von Umstellungen und Ergänzungen als eigenes Kapitel in die georgische Chronik ›Das Leben Kartlis‹ (*Kartlis cxovreba*)¹³ eingegliedert.

In der ›Bekehrung‹ ist die Gewandgeschichte mit der Erzählung über die Mission der Heiligen Nino in Kartli-Iberien in der ersten Hälfte des 4. Jh.s verknüpft, wobei Nino gerade wegen des Gewandes von Jerusalem nach Georgien wandert. Am ausführlichsten sind die Mitteilungen im 7. Kapitel der ›Bekehrung‹, »das eine jüdische Frau mit Namen Sidonia, die Tochter des Priesters Abiatar, aufgezeichnet hat.«¹⁴

Die junge Kappadokierin Nino wird in Jerusalem von ihrer armenischen Dienstherrin im Christentum unterwiesen. Dabei erfährt sie auch, daß unter dem Kreuz das Los um das Gewand Christi »auf die Nördlichen, die Bürger Mcxetas« gefallen sei. Nino erkundigt sich, wo dieses Land liegt. Sie hört weiter von den in Jerusalem verborgenen Kreuzen, die »nach Gottes Willen zum Vorschein kommen werden.« Nun teilt Nino ihr Vorhaben, die noch im Heidentum verharrende Kaiserin Helena zum Christentum zu bekehren, mit. Auf dem Weg zum Kaiserhof trifft sie die vornehme Armenierin Ripsime mit ihrem Gefolge. Nino unterweist die armenischen Damen im christlichen Glauben und tauft sie. Dem Martyrium der heiligen Jungfrauen kann Nino als einzige entkommen. Die Reise zur Bekehrung der Helena ist nun vergessen.

Nino wandert nach Georgien, um dort zu missionieren. Nach Wunderheilungen und der wunderbaren Rettung des Königs aus einer Finsternis erfolgt die Bekehrung von Königshaus, Hof und Volk zum Christentum. Der König erbittet auf Ninos Vorschlag Priester und Baumeister von Kaiser Konstantin. Nino forscht in Mcxeta neben ihrer Missionstätigkeit unter den Juden nach dem Gewand Christi. Von dem jüdischen Priester Abiatar hört sie über das Gewand.¹⁵ Diese Gewandgeschichte ist in einem eigenen Kapitel der ›Bekehrung‹ wiedergegeben.¹⁶ Elios, ein Mcxetaer Jude und Vater(!) des Abiatar, geht zusammen mit allen Juden Kartlis nach Jerusalem¹⁷, um an der Verhandlung des Hohen Rates gegen Christus teilzunehmen. Seine Mutter fleht ihn an, sich nicht an dem Unrecht zu beteiligen. Die Juden aus Kartli kommen zur Kreuzigung, in Mcxeta hört Elios' Mutter das Einschlagen der Nägel und stirbt darüber vor Kummer. Das Gewand Christi fällt durch Los an die Mcxetaer, Elios bringt es nach Hause, seine Schwester nimmt das Gewand an sich und stirbt aus Kummer über den Tod Christi, den Tod ihrer Mutter und über ihren Bruder, der mitschuldig geworden ist am Tod Christi. König Amataer und die Bevölkerung Mcxetas

12. Übersetzung: Bekehrung

13. Übersetzung des Gesamtwerks nach der georgischen Akademie-Ausgabe von 1959/60: Chronik. So weit die Übersetzung der Šatberti-Handschrift reicht, wird dieser hier als dem älteren Zeugnis der Vorzug gegeben.

14. In der Gesamtausgabe läuft das Kapitel als »Erzählung desselben Priesters Abiathar über das Gewand unsres Herrn Jesus Christus« (Chronik 153–163). Zur Figur des Abiatar, die widersprüchlich ist, vgl. Peradze, OrChr 32 (1927) 169f.

15. Bekehrung 302ff.; Chronik 131ff.

16. Bekehrung 315; Chronik 153f.

17. Chronik 154: Elios geht mit Longinus von Kars.

sind über das Geschehen höchst verwundert, der König möchte das Gewand gern an sich nehmen, doch kann es der Toten nicht entwunden werden. So wird sie mit dem kostbaren Stück beigesetzt, an einem Ort, »den der Herr kennt.« Dieser Ort befindet sich »nahe der Zeder, die vom Libanon gebracht und in Mxeta eingepflanzt wurde.«¹⁸

Diese Zeder hat ihre eigene wunderbare Geschichte: die aus ihr gefertigte Säule für die erste Kirche, die König Mirian nach seiner Bekehrung erbauen läßt, kann von den Arbeitern nicht an ihrem Platz versetzt werden; erst nach dem Gebet der Nino senkt sich die in ein Lichtkleid gehüllte Säule an ihren Platz und wirkt Wunder.¹⁹ In diesem Zusammenhang ist allerdings vom Gewand in der Nähe der Zeder keine Rede, so daß die Verbindung der beiden Heiligtümer zumindest für die Frühzeit nicht konsequent ist.

Die Gewand-Erzählung ist offensichtlich als selbständige Überlieferung in die Nino-Geschichte eingearbeitet worden. So erfährt König Mirian eher zufällig, daß sich die kostbare Reliquie in seiner Stadt befindet: erst als er sich betrübt zeigt, weil der aus Konstantinopel erbetene Bischof Johannes die mitgebrachten Herrenreliquien für Kirchen in der Provinz verwendet, tröstet Nino den König, Mxeta habe ja das Gewand des hochgelobten Herrn.²⁰

Die Frage der zeitlichen Einordnung der in der »Bekehrung Kartlis« überlieferten Erzählungen und speziell der Nino-Vita, deren älteste Fassung in der Šatberti-Handschrift erhalten ist, verbindet sich mit einem ganzen Netz von kirchenhistorischen und christologischen Problemen. Für die erste Fassung der Nino-Vita wird allgemein die zweite Hälfte des 9. Jh.s angenommen.²¹ Das erscheint erstaunlich spät, da die Geschichte der Bekehrung Iberiens durch eine – namentlich nicht genannte – gefangene Frau bereits von

Rufin in seiner 403 verfaßten Kirchengeschichte und dann in den Kirchengeschichten des Sokrates, Sozomenos und Theodoret erzählt wird und noch in die Chronik des Theophanes Eingang fand.²² In georgischen und armenischen Quellen erscheint hingegen seit dem 6. Jh. Gregor der Parther, mit dem die Bekehrung Armeniens verbunden wird, auch als »Erleuchter« Georgiens.²³

Daß die Geschichte der Bekehrung Iberiens durch Nino erst spät offiziellen Charakter erhielt, ist mit Überlegungen zur kirchenpolitischen Situation im orientalischen Bereich erklärt worden. Die Wende Georgiens zur byzantinischen Orthodoxie im Jahr 605 setzte den engen Beziehungen zur monophysitischen armenischen Kirche ein Ende; die armenische Kirche anathematisierte 607/8 die georgische Kirche. Mit dieser Trennung, welche die Abkehr vom gesamten monophysitischen Orient bedeutete, ging das auch durch den Druck der Araberherrschaft geförderte Erwachen des georgischen Selbstbewußtseins, der *Kartveloba*, einher, das Suchen nach eigener Identität im religiösen wie im staatlichen Bereich gegenüber dem mächtigeren Partner Byzanz.²⁴

18. Bekehrung 318; Chronik 160.

19. Bekehrung 321ff.; Chronik 163ff.

20. Bekehrung 295 Anm. 31; Chronik 173f.

21. Vgl. dazu M. Tarchnišvili, Geschichte der georgischen kirchlichen Literatur (1955) bes. 406–410; ders., ByzZ 40 (1940) 48–77; Pätšch, BediKart 32 (1974) 180–212; dies., Vorwort, Chronik, 5–49.

22. Rufin, HE X 11; Sokr. HE I 20; Sozom. HE II 7; Theodoret ed. Parmentier, 74–76; Gelas. Cyz. ed. Loeschke-Heinemann, 150–159; Theoph. ed. de Boor, 24.

23. Tarchnišvili, ByzZ 40 (1940) 48; Pätšch, Chronik 26.

24. Tarchnišvili, ByzZ 40 (1940) 57ff. hat eine weitere Erklärung für die Zurücksetzung der Nino in der Frühzeit vorgetragen: Nino gehörte zum weiblichen Geschlecht, dem bis auf

G. Pätsch hat darauf verwiesen, wie behutsam die neue Sicht der Geschichte in der »Bekehrung« ihren Platz fand; Nino wird in Jerusalem von einer Armenierin im Christentum unterwiesen, unterwegs aber unterweist sie die Armenierin Ripsime. Hingegen ist die Gregor-Tradition völlig verdrängt.²⁵

Die Tradition zum Gewand Christi, die den frühbyzantinischen Kirchenhistorikern im Unterschied zur Bekehrungsgeschichte nicht bekannt ist, erlangte ebenfalls mit dem Erstarken der *Kartveloba* wachsende Bedeutung. Kekelize sah im Mxetaer Gewand eine gewisse Rivalität gegenüber dem Gewand der Gottesmutter, das angeblich um 860 aus Jerusalem nach Konstantinopel gelangte und die Stadt aus arabischer Belagerung gerettet haben soll²⁶, und ordnete so die Gewandgeschichte ein in die allgemeine Rivalität gegenüber Byzanz.

Das Mxetaer Heilige Gewand erscheint erst seit dem 11. Jh. häufiger in der christlichen georgischen Literatur, im späten Mittelalter erlangte es sogar große Popularität. Katholikos Nikolos (1149–60) zeichnete liturgische Gesänge für die lebenspendende Säule und das Gewand Christi zu ihrem gemeinsamen Feiertag am 1. Oktober auf.²⁷ Kirche, Säule und Gewand werden mit der Trinität verglichen, die Säule »ist wie ein Schrein erbaut, der auf das Gewand herabblickt.« Das Gewand liegt nun unter der Säule.²⁸

Zugleich wendet sich Katholikos Nikolos gegen Zweifel am Gewand unter der Säule, dem zahlreiche Wunder verdankt würden, und teilt mit, die Frau eines türkischen Sultans, die das Gewand habe sehen wollen, sei von innerem Feuer verzehrt und die von ihr bestellten Grabungsarbeiter seien durch unsichtbare Kraft an ihrem Werk gehindert worden.

Zur Zeit Timurs soll ein ehrwürdiger Mann das Grab der Elioschwester dann doch geöffnet und das Gewand heraus-

genommen haben, das bis zur Wiederherstellung der durch Timur zerstörten Kirche in der ersten Hälfte des 15. Jhs in der Schatzkammer der Katholikoï aufbewahrt, dann in die Kirche zurückgeführt und dort im Kreuz verwahrt worden sei.

Am 25. Februar 1526 überreichte Ursan-Beg, ein Gesandter des Schahs Abbas, dem Moskauer Patriarchen Philaret »das Heilige Gewand aus Georgien«, das der Schah während seines Feldzuges durch Georgien aus dem Mxetaer Kirchenkreuz entnommen hätte.²⁹ Möglicherweise war im Kirchenkreuz ein Gewand aufbewahrt worden, zu dem die Geschichte der Graböffnung zur Zeit Timurs gehörte. Jedenfalls kam ein älteres kostbares Gewand im Auftrag des Schahs nach Moskau, wo es nach einigen Zweifeln und Erkundigungen – selbst die Archäologische Expedition der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ist noch mit Untersuchungen beauftragt worden³⁰ – für echt befunden und in der Uspenski-Kathedrale ausgestellt wurde. In den Jahren von 1658 bis 1668 entstand im Auftrag des Patriarchen Nikon das Neu-Jerusalem-Kloster bei Istra. Die Auferstehungskirche, in die das Gewand überführt wurde, stellt

Königin Tamar (1184–1213) noch ein niedrigerer Rang zugemessen wurde; zudem war sie eine Gefangene, womit die Bekehrungsgeschichte in den bohrenden Fragen der Königin Salome, warum sich Nino als Gefangene ausbebe, immer noch zu kämpfen hat.

25. Chronik 25f.

26. Nach Pätsch, *BediKart* 32 (1974) 49.

27. Natroev 99. 102 Anm. 1.

28. Nikoloz I (1149–1160) *Kartlis katolikosi-patriarxis sakitavi ...* ed. V. Karbela vili (1908) 23 und 52. Für die Durchsicht und Übersetzung der betr. Stellen danke ich sehr herzlich Tina Dolize, Tbilisi.

29. Zur »Geschichte« des Gewandes: Natroev 99–102.

30. Akten der archäologischen Expedition der Kaiserlichen Akademie 3 (1836) 246f.

im Grundriß eine fast maßstabsgerechte Kopie der Grabeskirche dar.³¹

Die Geschehnisse um das Gewand in Moskau beförderten die Popularität des Heiligtums in Georgien. Wiederholt wurde darauf hingewiesen, daß sich das Gewand nach wie vor unter der lebenspendenden Säule befinde.³² Im frühen 18. Jh. erscheint als neues Ikonenthema die Darstellung der unter der Säule begrabenen Frau mit dem vor der Brust festgehaltenen heiligen Gewand (Taf. 8,1). Diese Interpretation der alten Überlieferung wird gern herangezogen, um gegenüber der ›Zweifelhaftigkeit‹ des Moskauer Gewandes die ›Echtheit‹ desjenigen von Mxeta hervorzuheben.³³ Zur gleichen Zeit findet das Gewand Christi als Unterpfand des georgischen Christentums und Staates auch Eingang in die georgische Heraldik. Das Vorrecht, den Heiligen Rock im Wappen zu führen, hatte neben dem König selbst nur das Geschlecht Bagrationi-Kartveli von Muxrani in Kartli, ein Zweig der königlichen Familie. Leier und Schleuder verweisen daneben auf die mythischen Abstammung der Bagratiden von König David (Abb. 1).³⁴

Kunstgeschichtliche Aspekte

Zu fragen ist nun nach der künstlerischen Ausgestaltung des Ortes, an dem die Reliquie in Mxeta verehrt wurde. Da in der späteren Überlieferung Gewand und Säule *Sveti Cxoveli* in der gleichnamigen Kathedrale miteinander verbunden sind, soll zunächst die Gestaltung des Heiligtums der Lebenspendenden Säule betrachtet werden. In den Berichten über die frühe Ausgestaltung der Anlage bei der Säule spielt das Gewand keine Rolle, was wohl als Hinweis auf die erst später einsetzende gemeinsame Verehrung der beiden Heiligtümer verstanden werden darf.

Die erste Nachricht über die bauliche Ausstattung für die Säule verzeichnet die ›Bekehrung Kartlis‹. Danach ließ König Mirian noch während des Baus der ältesten, ›hölzernen‹ Kirche, deren Spuren V. Cincaze unter der heutigen Sveti-Cxoveli-Kathedrale erkannt hat³⁵, die Säule durch eine Holzverkleidung den Blicken der Menschen entziehen.³⁶ Unter Mirians Enkel, König Mirdat, wurde, nachdem das Volk der Säule zahlreiche Reliquienpartikel entnomme hatte, aus der Säule ein großes Kreuz angefertigt, das auf dem Stumpf aufgestellt wurde; anschließend wurde die Ummantelung der Säule erhöht.³⁷ Eine erneute Ausstattung des Heiligtums überliefert Juanšer für König Vaxtang Gorgasal (446–502) in Zusammenhang mit dem Bau der steinernen Basilika³⁸, die in Teilen in der Kreuzkuppelkirche des 11. Jh.s erhalten ist.

Nach einem Guržar des Königs Bagrat Kuropalat (826–876) stattete dieser die Kirche in reichem Maße aus; die Lebenspendende Säule schmückte er mit Gold und Silber; das Gewand wird noch immer nicht erwähnt.³⁹ Ähnlich verhielt sich Katholikos Melxisedek während des Baus

31. H. Faensen, *Siehe die Stadt die leuchtet* (1989) 332. 342.

32. Natroev 101 Anm. 1.

33. Marr, *Chiton gospoden v knižnyh legendach armjan, gruzin i sirijcev*, in: *Sbornik stat'ej učenikov V.I. Rozena* (1897) 70.

34. Brosset, *Journal Asiatique* 10 (1832) 185ff. mit Abb.; M. Vadbol'skij, *Wappensymbolik Georgiens* (georg. mit russ. Res.; 1980) 75f. Abb. 143. 136–138. Dem russischen Resümee ist leider nicht eindeutig zu entnehmen, wem welches Wappen zuzuordnen ist.

35. Cincaze, *Kartuli Xelovneba* 9 (1987) 15–25.

36. *Bekehrung* 325; *Chronik* 170.

37. *Chronik* 187.

38. *Chronik* 267. Zur Basilika des Vaxtang: W. Beridse u. a., *Die Baukunst des Mittelalters in Georgien* (1980) 20.

39. Natroev 216.



Abb. 1: Wappen der georgischen Könige mit dem Heiligen Rock (nach: Vadbol'skij, Wappensymbolik Georgiens (1977) Abb. 134, 138

der großen Kathedrale (1010–1029) im Jahr 1020.⁴⁰ Nach der Verheerung durch die Scharen Timurs ließ König Alexander (1413–1442) die schwer beschädigte Kirche wieder instandsetzen⁴¹ und zweifellos auch die Anlage bei der Säule erneuern.

Die heutige Gestalt des Säulenheiligtums im östlichen Südschiff der Sveti-Cxoveli-Kathedrale stammt aus dem Ende des 17. Jh.s. Auf einem würfelförmigen Unterbau aus Stein erhebt sich ein von Bogen getragener steinerner Baldachin. Die Malereien, die der Inschrift zufolge von Grigol Gulžavaraxišvili geschaffen wurden⁴², zeigen Szenen aus dem Leben der Heiligen Nino und anderer Heiliger. Um den Bau befand sich im 19. Jh. ein Gitter, das einen Metallbaldachin trug und mit zwei kleinen Türen an der Nord- und Südseite versehen war. Die Tür der Nordseite, aus Nußholz, etwa

75 cm hoch und 80 cm breit, trug einen Silberbeschlag, der das im 18. Jh. eingeführte Thema zeigte (Taf. 8,1): Die im Grab liegende Schwester des Elios hält das Gewand Christi vor der Brust fest, aus dem Grab wächst die von einem Engel gehaltene Säule, die von Nino und König Mirian verehrt wird. Die Inschrift teilte mit, daß der Prinz und Patriarch von Georgien Antonius (1745–1755) diese Ausschmückung des Ortes der Niederlegung des Gewandes besorgt habe.⁴³ Seit der Restaurierung der Kathedrale in den Jah-

40. Zu Melxisedek: Natroev 107 Anm. 2 zitiert G. Žordania, *Chroniki i drugie materialy po gruzinskoj istorii* (1897) [mir nicht zugänglich].

41. Beridse u. a., a. O. 118.

42. P. Zakaraia, *Pamjatniki vostočnoj Gruzii* (1983) 62.

ren 1968 bis 1974 ist dieses nur durch gläserne Schranken geschützte Heiligtum Ort ständiger Verehrung.

Die gemeinsame Verehrung von Säule und Gewand steht seit der Mitte des 12. Jh.s, als Katholikos Nikolos die Gesänge für beide verfaßte (s.oben S. 99) außer Zweifel. Für die frühere Zeit ist dies hingegen sehr fraglich; die Berichte über die frühen Anlagen bei der Säule erwähnen das Gewand jedenfalls nicht. Da das Gewand aber mindestens seit dem 10. Jh. verehrt wurde, ist eine eigene künstlerische Ausstattung der Reliquie zu vermuten.

In diesem Zusammenhang lenkt ein bisher wenig beachtetes Ausstattungsstück im Südschiff der Sveti-Cxoveli-Kathedrale zwischen den beiden westlichen Mauerzungen, nur wenige Meter von dem Baldachin der Lebenspendenden Säule entfernt, die Aufmerksamkeit auf sich. In den letzten Jahren befand sich hier ein Abstellraum für altes Mobiliar und Geräte, seit 1990 eine kleine Kapelle. Es handelt sich um einen Bau aus Blöcken unterschiedlicher Größe (Taf. 8,2). Ein Unterbau von quadratischem Grundriß trägt über einer eingezogenen quadratischen und einer wiederum eingezogenen runden Platte einen achtseitigen Oberbau. Die als Schaufront ausgebildete Nordseite des Unterbaus zeigt eine aus der Mittelachse verschobene Tür und zu deren Seiten je ein Fenster. Das Obergeschoß, vom Untergeschoß nicht zu erreichen, wird durch acht schmale Fenster ›beleuchtet‹. Tür und Fenster beider Geschosse werden von ornamentierten Arkaden gerahmt. Je zwei gedrehte Säulchen auf angedeuteten Basen mit ebensolchen Kapitellen tragen die gedrehten doppelten Arkadenbögen; die innere Zone der Arkadenbögen ist mit Flechtbandmotiven geschmückt. Die Rahmungen der Tür und des östlichen Fensters sind in grober Arbeit ausgebes-

sert. Den oberen Abschluß der rechteckigen Platte unter dem Oktagon schmückt ein erhabenes, gedrehtes Band. Auf den Kanten des Oktagon sitzen am oberen Abschluß reliefierte Knäufe, die relativ grob gearbeitet sind. Sie sind denen am Kuppeltambour der Sveti-Cxoveli-Kathedrale vergleichbar, die von König Alexander in der ersten Hälfte des 15. Jh.s erneuert wurden. Eine Reparatur der Kapitelle im Zusammenhang mit der Restaurierung König Alexanders nach dem Mongolensturm dürfte wahrscheinlich sein.

Dieser Bau hat bisher wenig Beachtung, dabei aber vielfältige Deutung gefunden.⁴⁴ Am Ende des 19. Jh.s galt er als Kapelle über dem Ort, an dem Nino bei der heiligen Zeder betete.⁴⁵ J. Strzygowski vermutete in dem Bau einen Heiliggrabbau. Er hielt ihn für verwandt mit dem nicht erhaltenen Grabbau für Gregor, den Erleuchter Armeniens.⁴⁶ In den zwanziger Jahren erhielt Fridtjof Nansen vom Bischof von Sveti Cxoveli folgende Erklärung zu der Kapelle: »Sie wurde gegen Ende des 5. Jh.s n. Chr. gebaut und enthielt die Gebeine eines Mannes, der Zeuge der Kreuzigung Christi gewesen war. Nach einer anderen Überlieferung soll sie an der Stätte errichtet sein, wo der Leibrock Christi gefunden war, den dieser Jude von Golgatha mitgebracht haben soll. Wieder andere endlich behaupten,

43. Erwähnt nur bei Natroev 103f., Abb. gegenüber 86.

44. Die Kapelle wird in keinem der Bildbände zur georgischen Architektur erwähnt (R. Mepisaschwili u. a., *Die Kunst des alten Georgien* [1977]; Beridse u. a., *Die Baukunst des Mittelalters in Georgien* [1980]; A. Alpago Novello u. a., *Art and Architecture in Medieval Georgia* [1980]; R. Mepisaschwili u. a., *Georgien, Kirchen und Wehrbauten* [1986]).

45. Natroev 184f.

46. *Die Baukunst der Armenier und Europa* 2 (1918) 648.

die heilige Jungfrau Nino habe den Leibrock Christi aus Jerusalem mitgebracht⁴⁷. A. Mšvenievaze hält den Bau – ohne Datierung – für ein Kirchenmodell, das später als Kirche verwendet worden sei.⁴⁸

Der Bau hat in der Architektur Transkaukasiens keine Parallele. Die gesamte Gestalt und die Anordnung der Bauelemente der Mxetaer Kapelle ähneln aber in erstaunlicher Weise der Darstellung des Grabbaus auf der um 400 entstandenen Reiderschen Elfenbeintafel in München⁴⁹ mit einer der frühesten Darstellungen der Frauen am Grabe Christi (Taf. 8,3). Dieser ist als Architektur mit quadratischem Untergeschoß und rundem, erheblich kleinerem Obergeschoß dargestellt und ist so repräsentativen römischen Grabbauten wie dem von S. Maria di Capua Vetere vergleichbar.⁵⁰

Da Iberien-Kartli in den Austausch von Schatzkunst mit Rom bzw. Byzanz einbezogen war⁵¹, mag eine entsprechende Darstellung auch in Mxeta bekannt gewesen sein und als mögliches frühes Vorbild für die Kapelle gedient haben, um auch im monumentalen Bereich auf die reichen Traditionen des frühchristlichen Georgien hinzuweisen.

Veranlaßt hat den Bau wohl Katholikos Johannes V. Okropiri (*Chrysostomos*, 1042–1063), von dem die anonyme Lebensbeschreibung König Bagrat IV. (1027–1072) in der ›Chronik Kartlis‹ berichtet: »Und er erbaute in der südwestlichen Ecke der überaus heiligen und katholischen Kirche eine Kapelle aus geheiligtem Stein, weiß und schön behauen.«⁵² Ob die ›Kapelle‹ einen älteren Vorgängerbau ersetzte, ist gegenwärtig nicht zu klären.

Trier – Legende und Tradition

In Trier erscheint die Tradition zum Gewand Christi ausgeprägt in der *Gesta Tre-*

verorum, die zwei Überlieferungen verbindet: Helena, die Mutter Konstantins, schenkte dem Trierer Bischof ihren Palast für den Bau der Bischofskirche. Nach der Auffindung der Kreuze Christi und der Schächer in Jerusalem schenkt Helena der neuen Kirche das Gewand Christi, das durch den Bischof Agritius in die Stadt gebracht wird.

Die umfangreiche Forschung hat die Überlieferungen gründlich untersucht. Die Geschichte der Palastschenkung wird erstmals faßbar in der um 880 von dem Mönch Altmann von Hautvillers verfaßten *Vita der Heiligen Helena*. Das 11. Jh. weiß, daß Helena den Palast dem Bischof Agritius geschenkt hat, der den prunkvollen Bau in eine christliche Kirche umwandelte.⁵³ In der um 1060 verfaßten *Vita Agricii* wird erstmals eine in der Mauer der Ostapsis verborgene Tuchreliquie erwähnt, über deren Bedeutung noch unterschiedliche Auffassungen – *tunica inconsutilis*, *purpurea vestis* oder *caligae* – bestehen. Der mit der Öffnung beauftragte Mönch verliert dabei sein Augenlicht, die Reliquie bleibt unberührt.⁵⁴ Thiofrid von Echternach weiß in seinen vor 1110 verfaßten *Flores epitaphii sanctorum*, die er dem Erzbischof Bruno von Trier widmet, noch nichts von einer Trierer Gewandreliquie; er wiederholt die Version der Chronik Fredegars von der

47. F. Nansen, *Betrogenes Volk* (1928) 82.

48. *Zodčestvo drevnej Gruzii* (1969) 72.

49. W. F. Volbach, *Elfenbeinarbeiten der Spätantike und des frühen Mittelalters* (1952) Nr. 110 Taf. 33.

50. Volbach a. O. 58.

51. Vgl. dazu Plontke-Lüning in: *Akten des 13. Internationalen Kongresses für christliche Archäologie*, Bonn 1991, *JbAChr. Erg.bd.* [im Druck].

52. *Chronik* 369.

53. J. Zink in: F. Ronig, *Der Trierer Dom* (1980) 18 mit Quellen- und Literaturnachweisen.

54. *Acta SS Ian. I* (1734) 776 n.17.

Auffindung des Gewandes 590 in Zafad und der Übertragung nach Jerusalem.⁵⁵

Daß Helena das Gewand Christi nach Trier geschickt habe, teilt schließlich das Silvesterprivileg mit, das um 1124 in die nach 1101 verfaßten *Gesta Treverorum* eingefügt wurde.⁵⁶ Das Silvesterprivileg ist seit langem als eine Fälschung im Dienste Trierer Hegemonialbestrebungen erkannt.⁵⁷ Die Helena-Geschichte, welche die Mutter des Christenförderers Konstantin als »Sponsorin« des Bistums ausweist, war für den Kampf, den das Trierer Bistum im 12. Jh. mit dem Hinweis auf die glorreiche Vergangenheit der Stadt um den Primat in Deutschland führte, besonders geeignet.⁵⁸ Trier hatte in der Völkerwanderungszeit seinen einstigen Glanz als Metropole eingebüßt. Erst im 11. Jh. begann die allgemeine Konsolidierung der Stadt, die mit der Besinnung auf die herausragende Rolle Triers in der Antike einherging.

Die Domgrabungen 1945/46 und 1968–74 können die Überlieferung der Palastschenkung allerdings bestätigen. Sie erbrachten die Reste einer mehrfach umgebauten Palastanlage, deren herausragendster Teil der Raum mit der zwischen 317 und 326 entstandenen großartigen Kassettendecke ist.⁵⁹

Eine nur in Ansätzen festgestellte, in die Zeit zwischen 328 und 337 datierte und als »zwölfseitige Anlage« rekonstruierte Struktur im Zentrum der konstantinischen Nordkirche bezeichnete der Ausgräber, Th. T. Kempf, als maßstäbliche Kopie des Heiligen Grabes in Jerusalem⁶⁰, in dem eine Herrenreliquie aufbewahrt worden sei; Kempf nimmt bereits für das 4. Jh. das Gewand Christi an und sieht hier eine »ungebroche Tradition seit dem 4. Jh.«.⁶¹ Dieser Bau habe in Verbindung gestanden mit Konstantins letztem Aufenthalt in Trier im Jahr 328. Diese Rekonstruktion beruht auf zahlreichen Hypothesen, so daß ihnen zumindest bis

zu einer endgültigen Publikation der durchaus nicht eindeutigen Befunde mit Skepsis zu begegnen ist.

Für die Einführung einer Herrenmemorie in Trier lassen sich aber einleuchtende Gründe anführen. Die Residenz brauchte eine kostbare Memorialanlage, die den kaiserlichen Bauten an den Orten der Märtyrerverehrung in Rom und vor allem an den *loca sancta* zur Seite treten konnte. Konstantins Apostelkirche in Konstantinopel, das wie Trier keine Märtyrertradition hatte, wurde mit den Kenotaphen der Apostel ausgestattet. Daß hier zumindest zur Zeit Konstantins »dingliche« Reliquien nicht für erforderlich gehalten wurden⁶², darf aber wohl als Parallele für Trier herangezogen werden.

1196 ist die Trierer Gewandreliquie schließlich im Altar des Ostchors niedergelegt worden, wo sie bis zur ersten »Ausstellung« im Jahr 1512 verblieb.⁶³ Eine Bulle Papst Leos X. im Jahr 1515 trat für die Echtheit der Reliquie ein, Martin Luther schimpfte empört: »Was thät die neue Bescheißerei zu Trier, mit Christus Rock? Was hat hie der Teufel großen Jahrmart gehalten in aller Welt, und so unzählige Wunderzeichen verkauft!«⁶⁴

55. PL 57, 375f.

56. Knaus, Vor Rom stand Trier (1948); LThK 8, 1349.

57. E. Zenz, Die Taten der Trierer (1955) 81 (Anm. 6 zu Kap. 18) mit weiterführender Literatur.

58. Knaus a.O. 6 und 8ff.

59. Kempf, Archäologisches Korrespondenzblatt 7 (1977) 147ff.; W. Weber, Constantinische Deckengemälde aus dem römischen Palast unter dem Trierer Dom (1984).

60. Zitiert bei Zink in F. Ronig, Der Trierer Dom, 24 Anm. 85.

61. Kempf, a.O. 22.

62. Stockmeier, JbAChr. Erg.bd. 8 (1980) 105–113.

63. Zur hier zusammengefaßten Geschichte der Reliquie vgl. LThK 8, 1349ff.

Festgelegt durch die päpstliche Bulle fanden ab 1515 alle sieben Jahre »Ausstellungen« statt, die seit der zweiten Hälfte des 16. Jh.s seltener wurden.⁶⁴

Während der französischen Revolution war die Reliquie ins rechtsrheinische Gebiet ausgelagert worden. Eine erneute Ausstellung fand 1810 anlässlich der Rückführung nach Trier statt. Zur Ausstellung von 1844 pilgerten 1,1 Millionen Menschen, Wunderheilungen wurden in großer Zahl vermeldet. Die Ausstellung führte zur Entstehung der religiös-sozialpolitischen Bewegung des Deutschkatholizismus und beförderte durch die Herausforderung der protestantischen Kritik⁶⁵ die Forschungen zur Geschichte Triers. Weitere Ausstellungen wurden 1891, 1933 (2 Millionen Pilger) und 1959 (1,7 Millionen Pilger) veranstaltet.

Kunstgeschichtliche Aspekte

Auch für die Trierer Reliquie soll nun die künstlerische Ausstattung betrachtet werden. In den Jahren von 1687 bis 1710 erbauten der Bildhauer und Architekt Johann Wolfgang Fröhlicher und sein Nachfolger Philipp Ravenstein im Auftrag des Erzbischofs Johann Hugo von Orsbeck die barocke Heilumskammer in der Ostpartie des Doms. Die hohe Fassade, zu der zwei seitliche Treppenaufgänge führen, ist durch Säulen gegliedert und mit reichem Skulpturenschmuck ausgestattet. Der Blick führt durch eine von Wolken und Engeln gesäumte Öffnung in die Kapelle, in der das während der französischen Revolution zerstörte kostbare barocke Silberreliquiar in Form eines Schreines mit der Gewandreliquie stand. Diese wird heute in einem einfachen gläsernen, stets verhüllten Schrein aufbewahrt.

Die Skulpturen der Fassade konzentrieren die Trierer Tradition: Konstantin und Helena an den Treppenaufgängen gelei-

ten die Pilger zum Heiligtum, zwei Leuchterengel halten Wache. In der oberen Nische stehen die Skulpturen der für das 1. Jh. überlieferten Gründerbischöfe der Trierer Gemeinde, Eucharius, Valerius und Maternus, flankiert von den beiden Johannes. Bekrönt ist die Fassade von der Mutter Anna mit Maria und dem Christuskind, die Gebälkzone ist bevölkert von musizierenden Putten.⁶⁶ Die Heilumskammer, welche die Reliquie in unerreicher Nähe verwahrt, ist als ideelles und architektonisches Zentrum von allen Punkten des Domes aus sichtbar.

Ausblick

Die Traditionen zum Gewand Christi in Mexeta und Trier erwachsen in Städten, die im 4. Jh., für das entscheidende Ereignisse um die Reliquie mitgeteilt werden, in ihrem jeweiligen Land von höchstem Rang waren. Sie werden eng verknüpft mit der Lokalgeschichte.

Die Mexetaer Tradition bleibt dabei dicht an der biblischen Überlieferung, indem sie bis zur Kreuzigung und dem in den Evangelien überlieferten Losen um das Gewand Christi zurückgeht; sie verknüpft dies durch die Elios-Episode geschickt mit der Lokalgeschichte. Durch ihre Einbettung in die Erzählung über die Bekehrung Kartlis durch die Heilige Nino im 4. Jh. wird die Gewandlegende zudem mit einem Kulminationspunkt der georgischen Geschichte verbunden.

Die Trierer Tradition bezieht die biblischen Berichte über das Geschehen in Je-

64. Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche 17³ (1906) 61.

65. Bereits 1844 erschien in Düsseldorf in erster Auflage H. Gildemeister, H. v. Sybel, Der heilige Rock in Trier und die zwanzig anderen ungenähnten Röcke.

66. Zur Heilumskapelle: F. Ronig, Der Trierer Dom.

rusalem nicht ein, aber sie kann sich auf die Protagonisten der Geschichte berufen. So beschränkt sie sich auf die Geschichte des 4. Jh.s, die mit der Förderung des Christentums unter der konstantinischen Dynastie ihren Höhepunkt erreicht; sie handelt von Bischof Agritius und Helena mit der Geschichte der Kreuzauffindung, in der allerdings vom Gewand Christi keine Rede ist, also von für Jerusalem mitgeteilten Ereignissen wiederum des 4. Jh.s.

Einander nah sind beide Überlieferungen in der historischen Situation und dem daraus erwachsenden politischen Anspruch, in dem sie faßbar werden. Die Geschichte in Mxeta wird in die Bestrebungen um Autonomie des erstarkenden Georgiens gegenüber Byzanz – ihre Parallelität zur Kreuzauffindung durch Helena zielt auf die Gleichstellung Georgiens mit Byzanz – und die Bekräftigung der Autokephalie der georgischen orthodoxen Kirche nach den christologischen Problemen der Frühzeit mit hineingenommen. Besondere Bedeutung erlangt sie in der Auseinandersetzung mit der russischen Kirche im 18. Jh. Erst in diesem Zusammenhang wird das Gewand zu einem Thema der georgischen Kunst. Die Trierer Geschichte wird einbezogen in die Ansprüche auf den Primat des Erzbistums Trier in Deutschland. Mit dem Beginn der Ausstellungspraxis wächst seit 1515 der Stadt zudem die Rolle eines Pilgerzentrums zu, dessen Bedeutung weit über die Region hinausgeht.

Die Reliquie in Mxeta bleibt den Gläubigen stets verborgen und wird so ein schwer anfechtbares Unterpfand des georgischen Christentums, während die Diskussionen um das Trierer Gewand seit Luther immer wieder aufflammen.

Es mag Zufall sein, daß die Trierer Tradition später greifbar wird als die von Mxeta. Dennoch soll hier eine Hypothese vorgestellt werden, die nur auf den

ersten Blick gänzlich abwegig erscheint. Der Anstoß zur Ausgestaltung der Gewandgeschichte kam über Erzbischof Poppo nach Trier. Von Poppo's Pilgerfahrt nach Jerusalem, die er zwischen 1028 und 1030 in Begleitung des späteren Heiligen Simeon unternahm, überliefern die *Gesta Treverorum* nur das blanke Faktum, über seine Erlebnisse und Kontakte im Heiligen Land erfahren wir nichts.⁶⁷ Auch über Simeons siebenjährige Tätigkeit als Pilgerführer im Heiligen Land teilt seine vom Abt Eberwin verfaßte Vita keine Einzelheiten mit.⁶⁸ In seiner Eigenschaft als Pilgerführer ist Simeon aber mit den in Jerusalem umlaufenden Geschichten bestens vertraut gewesen. In dieser Zeit spielten die Georgier eine nicht unerhebliche Rolle in der Heiligen Stadt.⁶⁹ Ihre Gewandtradition, selbst stark vom Jerusalemer Pilgerbetrieb geprägt, war zweifellos eine Werbung für das nördliche Land. Simeon, und über ihn auch Poppo, muß diese Geschichte gekannt haben. Nur wenige Jahre nach beider Tod – Simeon starb 1035, Poppo 1047 – beginnen in Trier die Reflexionen über die Gewandreliquie, unklar und vorsichtig zunächst: 1060 wird die geheimnisvolle Tuchreliquie in der Ostapsis erstmals erwähnt. Erst das Silvesterprivileg spricht

67. Zu Poppo: *Gesta Treverorum* cap. 30. 31 *Addimenta et continuatio* I, Ed. G. Waitz, MGSS 8 (1848) 171–200; F. Lesser, Erzbischof Poppo von Trier (1888); Jacobi, *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 13 (1961) 9–26; F. Pauly, *Aus der Geschichte des Bistums Trier*, II 18 (1969) 63ff.

68. *Vita Simeons des Eberwin*, AASS Junius I (1965) 89ff.

69. Die Beziehungen Georgiens zum Heiligen Land erreichten im 11. Jh. ihren Höhepunkt. In den vierziger Jahren wurde das Kreuzkloster in Jerusalem erbaut. Seit 1050 hatten die Jerusalemer Georgier einen eigenen Bischof für Golgatha und hielten den Schlüssel der Anastasis-Kirche (vgl. dazu Peradze, *Georgica* I (1937) 184 mit Anm. 7; 217.

dann fast siebzig Jahre später eine deutsche Sprache. Es ist also nicht völlig unmöglich, daß die Trierer Tradition auf diejenige von Mxeta zurückgeht.

Mxeta und Trier: zwei alte Städte in Ost

und West mit individuellen Traditionen zu einer Reliquie, die aus gemeinsamer Wurzel erwachsen sind. Beide sind bis heute stolz auf ihre Überlieferung und wissen viel zu wenig voneinander.

Nino Simonišvili

Die »Apostelkommunion« der Gottesmutter-Kirche von Qincvisi

(Taf. 9–12)

1.

Die Gottesmutter-Kirche von Qincvisi liegt drei Kilometer vom Dorf Qincvisi (Bezirk Kareli) entfernt. Zusammen mit der Kuppelkirche St. Nicolai gehört sie zum berühmten Klosterensemble von Qincvisi. Die Kirche scheint mehrfach vom Hochwasser des Flusses Qinvura betroffen worden zu sein; sie ist stark beschädigt. Von dem ursprünglichen, dem Darbasi-Typ angehörenden Kirchenbau sind nur die Apsis und Teile der Chorwände erhalten geblieben. Die dort erhaltenen Fresken liefern trotz ihrer Beschädigung aufgrund ihrer ungewöhnlichen Ikonographie wichtiges Material zur Erforschung der georgischen und der gesamten ostchristlichen Wandmalerei.

Auf den ersten Blick scheint die Wandmalerei der Gottesmutter-Kirche von Qincvisi ein weit verbreitetes ikonographisches Programm zu bieten. In der Konche befindet sich das Bild der Gottesmutter mit Erzengeln zu beiden Seiten; von letzterem sind heute nur noch Fragmente sichtbar. Das zweite Register der Apsis nimmt die »Apostelkommunion« ein, das dritte Register zeigt Kirchenväter (Taf. 9).

Bekanntlich breitet sich dieses Schema der Apsisdekoration seit dem 11. Jh. im byzantinischen Raum, auf dem Balkan und in Rußland aus. In Georgien etabliert es sich seit dem Beginn des 13. Jh. (St. Nicolai-Kirche in Qincvisi, Lixni, Zarzma, Martvili, Nabaxtevi u. a.). Gegenüber der traditionellen Ausführung dieses Apsisprogramms fällt jedoch dasjenige in unserer Kirche durch einige Besonderheiten auf:

- Die Gottesmutter ist als sitzende Hodegetria dargestellt. Dieses in der ganzen mittelalterlichen Wandmalerei seltene Motiv ist in der georgischen Monumentalmalerei nur noch in der Gottesmutter-Kirche von Varzia (Ende 12. Jh.) vertreten.

- Die traditionelle zweiteilige »Apostelkommunion« (Kommunion mit Brot und Kommunion mit Wein) ist durch eine zusätzliche dritte Darstellung Christi sowie durch die Darstellung eines Cheruben, eines Seraphen und einer Kirche erweitert. Unseres Wissens gibt es keine direkte Parallele zu dieser Komposition.

- Zu beiden Seiten der Apostelkommunion sind – auf den Resten der Chorwände – zwei Wunder Christi (»Die Stil-

lung des Sturms auf dem Meer« und »Die Auferweckung der Tochter des Jairus«) dargestellt. Die Wände des Chors sind gewöhnlich kein Ort für die Darstellung von Wundern.

Dem ikonographischen Programm dieser Fresken liegt fraglos eine theologische Konzeption zugrunde, die in der ungewöhnlichen Komposition der Apostelkommunion gipfelt. Das Ziel der vorliegenden Studie ist es, diese Komposition historisch und theologisch zu erhellen.

2.

Die Apostelkommunion nimmt, wie erwähnt, das zweite Register der Apsis ein. Im linken Teil des Freskos ist die »Kommunion mit Wein« dargestellt (Taf. 10,1): Christus reicht den Kelch Paulus, hinter dem die anderen Apostel dicht beieinander stehen. In derselben Szene ist Christus ein zweites Mal zu sehen. Er erhebt ein liturgisches Handkreuz und wendet sich einem Cheruben zu. Im Hintergrund dieses zweiten Christusbildes erkennt man eine Kirche vom Typ »Darbasi«. Hinter dem Cheruben und Christus stehen das Ciborium und der Altar mit Kelch und Diskos. Die Altardecke ist mit Kreuzen geschmückt. Das Gesicht des neben dem Cheruben dargestellten Seraphen wird von seinen Flügeln bedeckt. Neben dem Seraphen ist wieder – nun zum dritten Mal – Christus zu sehen. Diese Christusgestalt unter dem Ciborium gehört zur Szene der »Kommunion mit Brot« auf der rechten Seite der Apsis (Taf. 10,2). Vor Christus befindet sich hier der Altar mit Diskos und Kelch; er reicht das Brot Petrus, der es mit ausgestreckten Händen entgegennimmt. Hinter Petrus steht wieder eine Gruppe von Aposteln.

T. Velmans¹ hat bereits 1978 darauf hingewiesen, daß die außergewöhnliche Darstellung Christi mit dem erhobenen Kreuz in dieser Komposition an den Text des in die Basilius-Liturgie eingefügten Cheru-

binischen Hymnus erinnert, der am Karfreitag gesungen wird: »Stillschweige alles sterbliche Fleisch, und stehe mit Furcht und Zittern, und an nichts Irdisches denke es bei sich, denn der König der Könige und der Herrscher der Herrschenden kommt hervor, um geschlachtet zu werden und sich als Nahrung hinzugeben den Gläubigen. Ihm gehen voran die Chöre der Engel mit allen Herrschaften und Gewalten, die vieläugigen Cherubim und die sechsflügeligen Seraphim, die ihr Angesicht verhüllen und den Lobgesang rufen: Halleluja, Halleluja, Halleluja.«² Dieser Text betont sinnfällig die Bedeutung des zentralen Teils der orthodoxen Liturgie, der »eucharistischen Anaphora«, der »Darbringung der Gaben« von Brot und Wein als den Symbolen des erlösenden Opfers Christi am Kreuz.

Bekanntlich folgt der orthodoxe Gottesdienst insgesamt den heilsgeschichtlichen Ereignissen von der Erschaffung der Welt bis zur Vollendung der Geschichte in einer neuen Schöpfung. Im Kern stehen die heilsgeschichtlichen Ereignisse der Passion Christi – begleitet vom Cherubinischen Hymnus. Sie beginnen liturgisch mit dem sog. »Großen Einzug« der eucharistischen Gaben. Nach Theodoros von Andida erinnert z.B. »die Übertragung der heiligen Symbole des Leibes und Blutes des Herrn vom Rüsttisch und ihr Einzug zum Altar beim Gesang des Cherubshymnus ... (an) den Einzug des Herrn in Jerusalem von Bethanien her«³. Ihm folgen – im Evangelium wie in der Liturgie – die Einsetzung des Heiligen Abendmahls und die Kommunion, dort der Apostel, hier der Gläubigen. Was vor der Iko-

1. T. Velmans, Les fresques de l'église de la Vierge à Kincvisi, CahArch. 27 (1978) 154.

2. Zit. nach K. Onasch: Kunst und Liturgie der Ostkirche in Stichworten (1981) 436.

3. Zit. nach H.J. Schulz: Die byzantinische Liturgie (1964) 155.

nostase geschieht, hat sein Urbild in der Apostelkommunion, die in der Apsis angebracht ist.⁴ Wenn es richtig ist, daß der Maler in Qincvisi mit der besonderen Christusszene jenen Teil des Cherubinishen Hymnus illustriert, der die eucharistischen Gaben mit dem Christusopfer am Kreuz zusammenfügt, also zwei einander folgende heilsgeschichtliche Ereignisse bedeutungsgleich macht, dann hat dies fraglos seinen Grund.

Analoge Darstellungsverfahren finden sich in der byzantinischen Kunst auch schon vor ihm. V. Kepetziš weist z. B. darauf hin, daß in der bekannten Komposition der liturgischen Rolle von Jerusalem (Ende 11. Jh.; Taf. 11,1), die von A. Grabar als Illustration der Proskomidie erklärt wurde, fünf verschiedene Episoden der Liturgie vereinigt werden: »A coté des anges évenant les Dons déposés sur l'autel, la présence anachronique d'autres anges marginaux portant les Dons, enrichit la scène de communion non seulement du point de vue de la forme, mais aussi du point de vue sémantique, en juxtaposant deux étapes du rit qui se succèdent dans le temps«⁵. Die Forscherin betont, daß die Gestalten der Engel-Diakone, die auf die Prozession des Großen Einzugs hinweisen, auch im Cherubinishen Hymnus erwähnt sind, dessen Hauptthema die »réception du Christ par la Communion« ist.⁶

3.

Welches ist der Grund für jene besondere Illustration? Bereits seit dem 6. Jh. wird der Cherubinishen Hymnus in den liturgischen Diskussionen dann erwähnt, wenn sie sich mit der Frage beschäftigen, ob Christus in den Gaben realiter präsent ist. Dieselbe Frage ist auch im 10.–11. Jh. aktuell. Damals fanden dogmatische Diskussionen zu diesem Thema in Byzanz statt.⁷ 1156 wurde zum Beispiel bei einer Konzilssitzung folgende Frage gestellt:

»Kann das eucharistische Opfer dem dreieinigen Gott dargeboten werden, wenn Christus zugleich selbst das Opfer ist?« Die positive Antwort wurde mit folgender Stelle aus dem Cherubinishen Hymnus der Chrysostomos-Liturgie begründet: »Du bist selbst der Opferbringende Priester und die Opfergabe, Du nimmst selbst das Opfer und bist gleichzeitig die Opferspeise, Christus, unser Gott.« Das Konzil unter Leitung von Kaiser Manuel I. (1143–1180) entschied demgemäß, daß das eucharistische Opfer der ungeteilten Trinität geopfert wird. Damit erledigte sich auch die Aufregung, die der antiochenische Patriarchenkandidat Soterichos Pantoigenes in die Diskussion eingebracht hatte, als er mit der Bestreitung des eucharistischen Opfers für Christus das Dogma von der Einheit der drei trinitarischen Personen schlechthin in Frage stellte.⁸ Die Qincvisi-Komposition nimmt offensichtlich mit ihrer Zusammenfügung von Christusopfer und eucharistischen Gaben auf diese Diskussion Bezug.

Nicht weniger interessant für uns ist eine theologische Diskussion am Anfang des 13. Jh., als einer der bekanntesten Denker dieser Zeit, Michael Gluca, folgende Frage aufwirft: »War der Leib

4. Vgl. ebenda 110, 149.

5. Vgl. A. Grabar, *Un rouleau Constantinopoltain et ses peintures*, *Dumb Oaks Papers* 8 (1954) 174 fig. 10.

6. V. Kepetziš, *Tradition iconographique et création dans une scène de Communion*, *JÖBG.* 32/5 (1984) 447.

7. S. dazu G. Babic, *Les discussions christologiques et la décor des églises byzantines au 12^e siècle*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 3 (1968); A. Townsley, *Eucharistic Doctrine and the Liturgy in Late Byzantine Painting*, *OC.* 58 (1974) 147.

8. S. dazu Babic, a.O.; Townsley, a.O.; C. Walter, *Art and Ritual of the Church* (1982) 207, 209.

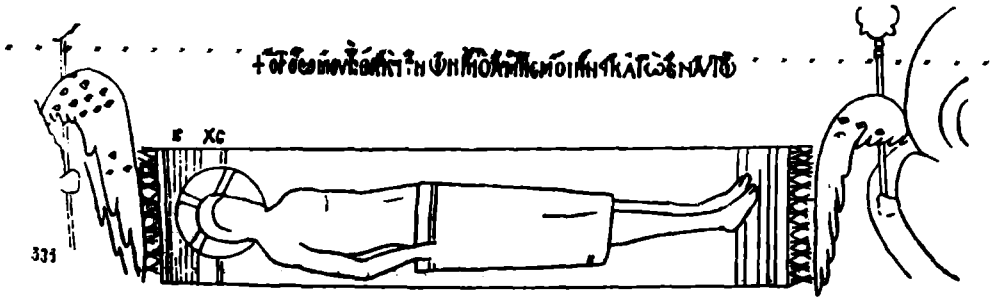


Abb. 1: Apsismalerei von Samara in Messenien (12. Jh.), nach CahArch 20 (1970) 183 Abb. 5

Christi verweslich wie der jedes sterblichen Teilnehmers an der Eucharistie?« Glucas zustimmender Antwort lag folgende Argumentation zugrunde: Das Mysterium der Eucharistie bildet das Ganze des dramatischen Lebens Christi ab, in dem erst durch die Auferstehung Christi menschliche Natur vergöttlicht wurde. Deshalb sei der Leib Christi am Anfang der eucharistischen Wandlung verweslich, im Augenblick der Kommunion der Gläubigen werde er jedoch unverweslich und vergöttlicht. Um diese Irrlehre zu verwerfen, die die unveränderliche Einheit der zwei Naturen in Christus, wie sie das Konzil von Chalcedon 451 dogmatisiert hatte, bestreitet, wurde eigens ein Konzil einberufen. Es verurteilte die Schriften Glucas. Die Qincvisi-Komposition scheint auch auf diese Diskussion Bezug zu nehmen, indem sie die Opfer-Gestalt Christi in gleicher Weise darstellt wie den Christus des Abendmahls.

Daß der Maler der Gottesmutter-Kirche nicht allein dasteht mit seiner realpräsen-tischen Antwort auf die Bedeutung der heiligen Gaben, zeigen einige Parallelen. So erwähnt z.B. V. Kepetzis eine Miniatur der Turiner Homilien von Gregor von Nazianz (11. Jh.).⁹ Hier hält ein Diakon (?) den Kelch in der Hand, in dem Christus zu sehen ist. Damit wird das Wort

»Gaben« im Sinne der Gegenwart Christi kommentiert. Nach Meinung der Forscherin hat die Darstellungsweise der Engel-Diakone in der Miniatur der liturgischen Rolle von Jerusalem dieselbe Funktion: »La juxtaposition de ces derniers a une scène de Communion-Institution du sacrifice eucharistique pourrait évoquer la présence du Christ dans les Dons et dans l'Eucharistie.«¹⁰

In diesem Kontext erscheint die Tatsache aufschlußreich, daß seit der Mitte des 12. Jh. in der byzantinischen Kunst auch die Komposition der »Opferhuldigung« (gr.: *melismos*) auftritt. Sie findet sich in der Regel im unteren Register der Apsis. Häufig wird hier die Trapeza mit dem Jesuskind abgebildet; von beiden Seiten ziehen Prozessionen der Kirchenväter dorthin (so z. B. in der Apsismalerei von Kurbinowo, Ende 12. Jh.; Taf. 11, 2).¹¹ Eine Darstellung des Opfers Christi finden wir auch in der Apsismalerei von Samara in Messenien (Ende 12. Jh.). Im zweiten Register – dort, wo sich traditionell die Apostelkommunion befindet – ist hier der Leichnam Christi auf dem Grabtuch ru-

9. G. Galavaris: The Illustrations of the Homilies of Gregory Nazianzenus (1969) Abb. 58.

10. Kepetzis, a.O. 450.

11. L. Hadermann-Misguich, Kurbinovo (1975) 67–90 Abb. 21.

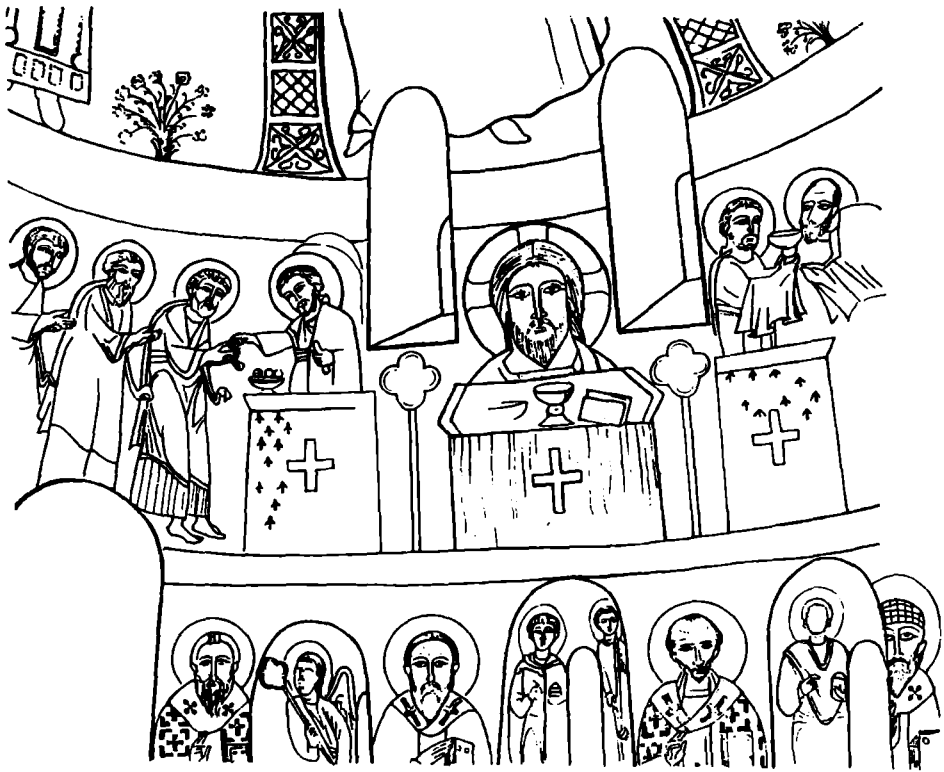


Abb. 2: Apsisgemäde der Kirche von Kobayr, nach CahArch. 29 (1980–81) 106.

hend dargestellt (Abb.1). Zu beiden Seiten neben ihm sehen wir Cheruben mit Repidien in der Hand.¹² Eine weitere Darstellung des Christus-Opfers finden wir in der Kirche von Kobayr (2. Hälfte 13. Jh.). Im zweiten Register ihrer Apsisgemälde erkennen wir die beiden traditionellen Szenen der Apostelkommunion. In der Mitte zwischen ihnen ist hinter der Trapeza ein betont großes Brustbild Christi dargestellt (Abb.2). Auf beiden Seiten der Trapeza stehen Repidien; auf der Trapeza liegen Kelch, Diskos und das Evangelium.¹³ Diese Darstellung steht – auch zeitlich – der Qıncıvisi-Komposition fraglos am nächsten.

Das Zentralmotiv des Meisters der Gottesmutter-Kirche – der Hinweis auf Christus als das erlösende Opfer, das die Eucharistie vergegenwärtigt – ist also, wie

wir gesehen haben, in der Kunst des 11.–13. Jh. nicht neu. Neu ist jedoch die Art und Weise seiner Durchführung. Sie wird unterstrichen durch die Aufnahme der beiden Wunderdarstellungen in das Bildprogramm des Altarraums. An dieser

12. S. dazu H. Grigoriadu-Cabagnols, *Le décor de l'église de Samari en Nesène*, CahArch. 20 (1970) 177–196 Abb. 4 und 5.

13. Es gibt unterschiedliche Datierungen der Malerei dieser georgischen Kirche, die sich im heutigen Armenien befindet. Nach N. Thierry, CahArch. 29 (1981) 102–121 sind die Fresken im 11. Jh. entstanden. Nach Z. Sxirtlaze (T.S.U. romebi 1983, 175–197) gehört diese Malerei in die zweite Hälfte des 13. Jh.s. Unsere Forschungsergebnisse (N. Simonišvili, *Qıncıvisi ymrtism oblis eklesiis osatuloa, sakandidato disertacia*, Tbilisi 1994) bestätigen die Datierung Sxirtlazes.

Stelle sind derlei Darstellungen bekanntlich unüblich. Wenn die »Stillung des Sturms auf dem Meer« und die »Auferweckung der Tochter des Jairus« an so exponierter Stelle neben der Apostelkommunion angebracht werden, darf dahinter eine dezidierte theologische Absicht vermutet werden. Angesichts der theologischen Kontroversen des 12. und 13. Jh. ist deutlich: Wunder Christi – und hier exemplarisch sowohl ein Naturwunder als auch das umfassendste der Heilungswunder – zu Zeiten seines irdischen Lebens sollen die orthodoxe Zwei-Naturen-Lehre herausstellen und damit noch einmal die gottmenschliche Realpräsenz im eucharistischen Geschehen. Mit dieser Unterstreichungs steht die Gottesmutter-Kirche von Qıncıvisi einzigartig da.

4.

Bleibt die Frage, ob ihr Meister für seine zentrale Gestalt des kreuzerhebenden Christus vor dem Cheruben Vorlagen besaß. T. Velmans hat dazu bemerkt, daß die Christusgestalt eine starke Ähnlichkeit mit Bischofsfiguren aufweist, die in den Darstellungen der sog. »Kreuzerhebung« auf den Miniaturen des Dionysos-Lektionars und des Basilius-Menologion zu finden sind (beide 11. Jh.; Taf. 12,1).¹⁴

Wir möchten jedoch besonders auf eine Darstellung hinweisen, die sich in den Homilien des Jakob Kokkinobaphos findet, einer bekannten Handschriftenillustration der Konstantinopler Schule des 12. Jh. (Taf. 12,2).¹⁵ Es gibt zwei Manuskripte dieser Homilien (Vat. grec. 1162 und Paris gr. 1208), die beide analog illustriert sind. Unsere Aufmerksamkeit gilt speziell einer Illustration der »Vision des Jesaja«. Hier sehen wir Gott mit der segnenden Rechten auf dem Thron sitzend, umgeben von Seraphen. Im linken Teil des Bildes vor einem Altar mit Ciborium steht der einem Cheruben zugewandte Prophet. Die ganze Haltung und Gestaltung der

Figur ist dem mittleren Christus des Qıncıvisi-Freskos sehr ähnlich. Im rechten Teil des Bildes ist die Vision noch einmal dargestellt. Diese Komposition ist nach dem Schema entstanden, welches das Malerhandbuch vom Berge Athos beschreibt: »Ein Haus, in ihm viele Wolken und Licht. In der Mitte sitzt Christus auf einem hohen und erhabenen Throne, wie ein König; mit der Rechten segnet er, mit der Linken hält er ein Blatt und sagt: »Wen werde ich senden und wer wird gehen zu diesem Volke?« (Jes. 4,5). Um ihn herum sechsflügelige Cherubim, welche rufen und sprechen: »Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit.« Auf der rechten Seite der Ikone der Prophet Isaias, allein, zitternd. Es heißt auf einem Blatt: »O ich Unglücklicher, da ich, ein Mensch seiend und unreine Lippen habend, den König, den Herrn Zebaoth gesehen habe mit meinen Augen« (Jes. 4,7). Vor ihm hält ein Engel mit seiner Rechten eine Zange mit glühender Kohle und bringt sie zu seinem Munde. Mit der Linken hält er ein Blatt, auf dem steht: »Siehe, dies hat Deine Lippen berührt und nimmt hinweg Deine Übertretungen, und reinigt Deine Sünden.« Auf der linken Seite der Ikone steht (nochmals) der Prophet Isaias, voller Furcht und (man) liest auf einem Blatt: »Siehe, hier bin ich, sende mich« (Jes. 4,3).«¹⁶

Nach unserer Meinung besteht zwischen der Qıncıvisi-Komposition und der Miniatur in den Homilien von Jakob Kokkinobaphos aber nicht nur ein formaler, sondern auch ein dichter sachlicher Zusammenhang: Denn die Vision wird jedesmal während des Großen Einzugs der

14. Vgl. Velmans, a. O. 156.

15. Biblioteca Apostolica Vaticana, Liturgie und Andacht im Mittelalter (1992). Vat. gr. 1162, folg. 119v.

16. Malerhandbuch vom Berge Athos (1960) 63.

eucharistischen Gaben und Geräte vergegenwärtigt, sobald der Chor den Cherubinischen Hymnus anstimmt und sich damit symbolisch selbst in die Schar der Cherubim verwandelt. Der Abendmahls-Löffel wird zur Zange mit glühender Kohle, die die Lippen der Empfangenden reinigt. Der Löffel jedoch, der Christus als Abendmahls-gabe aufnimmt, symbolisiert auch die Gottesmutter, die das Christus-kind in sich trug. Damit steht die Vision Jesajas auch im Zusammenhang mit der in der Konche dargestellten Gottesmutter, die den Christus-Immanuel über ihrem Herzen trägt. Der Name ›Immanuel‹ stammt ebenfalls aus dem Jesajabuch: »Darum wird euch der Herr selbst ein Zeichen geben: Siehe, eine junge Frau wird schwanger und gebiert einen Sohn, und sie wird ihm den Namen Immanuel geben, d. h. ›Gott mit uns‹« (Jes. 7,14). So schließt sich der Kreis: Jungfrauengeburt und Christusopfer fügen sich ineinander, bringen Erlösung für den sündigen Menschen, vergegenwärtigt im eucharistischen Geschehen.

Und doch ist damit noch nicht alles gesagt. Denn der Christus-Immanuel auf dem Arm der Gottesmutter trägt die Symbole des Archiereus, des ewigen Hohepriesters: das purpurfarbige Leinengewand, das mit Bändern geschmückt ist (vgl. Ex. 39,22–26). Der dreifache Gürtel aber, der das Gewand umschließt, weist

auf die Trinität hin.¹⁷ Diese Darstellung Christi erscheint seit dem 11. Jh. in der byzantinischen Apsismalerei und steht ihrerseits in direktem Zusammenhang mit der Komposition der Apostelkommunion. Der ewige Hohepriester feiert die Liturgie in der himmlischen Kirche; ihr Abbild und Vorschein sind die irdische Kirche und ihre Feier.¹⁸

5.

Fassen wir zusammen. Es steht fest, daß die Apsismalerei der Gottesmutter-Kirche von Qincvisi, die in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s entstanden ist¹⁹, ein bedeutendes theologisches Konzept enthält, welches zentrale theologische Gedanken des 11.–13. Jh. widerspiegelt. Durch die einzigartige Komposition der Apostelkommunion mit ihrer Entfaltung in die Konche und in die Chorwände wird das erlösende Opfer des in der irdischen Liturgie vergegenwärtigten himmlischen Christus dem Beschauer vor Augen geführt.

17. Lidov, Zograf 17 (1986) 17.

18. Lidov, a. O. 6. Ausführlich dazu s. D. Pallas, Die Passion und Bestattung Christi in Byzanz, der Ritus – das Bild (1985).

19. S. dazu T. Virsaladze, Osnovnye etapy razvitiya Gruzinskoj monumental'noj živopisi (1977); Simonišvili a. O.

Turakz Gersamia

Deutsche Baumeister in Tbilisi in der zweiten Hälfte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts

(Taf. 13–16)

Die zweite Hälfte des 19. Jh.s ist für die Entwicklungsgeschichte der Hauptstadt Georgiens ein ebenso wichtiger Zeitraum wie für andere Großstädte West- und Osteuropas. Überall findet ein großer Bevölkerungs- und Geländezuwachs statt; viele Wohn-, Handels- und Industriebauwerke und zahlreiche technische Anlagen werden errichtet. In dieser Zeit nehmen an der Bautätigkeit in der Stadt auch Architekten deutscher Nationalität teil. Nach ihren Entwürfen ist eine bedeutende Zahl von privaten und öffentlichen Gebäuden errichtet worden, die damals zum architektonischen Äußeren der Stadt Tbilisi wichtige Elemente beigetragen haben. Mehr noch: Man kann sagen, daß diese Bauten bis heute das Bild zentraler Stadtteile der modernen Stadt Tbilisi weitgehend bestimmen.

Unter den Architekten jener Zeit war Albert Salzmann (1833–1897), Sohn eines reichen deutschen Kolonisten, der sich Anfang des 19. Jh.s in der Stadt angesiedelt hatte, wohl der bekannteste. Seine Fachausbildung erhielt er an der Petersburger Kunstakademie, die er mit Auszeichnung absolvierte. Von 1861 an wurden im Laufe von wenigen Jahrzehnten nach seinen Entwürfen viele Wohnhäuser und öffentliche Gebäude in Tbilisi errichtet, die der Metropole in städtebaulicher Hinsicht einen neuen Charakter verliehen. Zu den bedeutendsten öffentlichen Bauten Salzmanns gehören das Kaukasische Museum (1867–1870), das

Hauptgebäude der sogenannten Michailow-Klinik (1865–1868), die Katholische Kirche (1870–1877), das Mädchengymnasium (1873–1874), das Militärgeschichtliche Museum (Taf. 13,1) und der sogenannte Ruhmestempel (1880–1888). Alle diese Bauten, mit Ausnahme des Kaukasischen Museums, sind bis heute erhalten geblieben; ein Teil von ihnen hat jedoch ihre ursprüngliche Funktion verändert. Unter den Wohnhäusern sind zu erwähnen: die Häuser Tabize-Straße 9 (Ende der sechziger Jahre des 19. Jh.s), Tabuķařvili-Straße 18 (Ende der siebziger Jahre), Dadiani-Straße 10 (Mitte der achtziger Jahre), Paolo-Iařvili-Straße 15 (Ende der achtziger Jahre) sowie das Privathaus des Architekten im Davit-Aymařenebeli-Prospekt 115 (Anfang der siebziger Jahre). Besonders interessant ist das Wohnhaus Tabize-Straße 22, das aus den achtziger Jahren des vorigen Jh.s stammt und bei dessen Fassadenlösung traditionelle Motive der georgischen Architektur benutzt worden sind (Taf. 16,2). Das Gebäude gehört zu den frühen Vorbildern des sogenannten historischen Stils, d. h. zur Stilrichtung der georgischen nationalen Architektur jener Zeit, die sich bemühte, den Bauten ein eigenes nationales Kolorit zu verleihen. Salzmann fügte sich, wiewohl deutscher Abstammung, diesem Bestreben ein. Er war Mitglied des Kaukasischen Kunstkomitees sowie des Rates der Kaukasischen Abteilung der Russischen Kaiserlichen Techni-

schen Gesellschaft. Im Jahre 1867 erhielt er den Titel eines Akademiestandes. Er wurde mit russischen und ausländischen Orden ausgezeichnet. Während einiger Jahre war er auch Abgeordneter des Stadtrates von Tbilisi.

Leopold Bilfeld (1839–1919) gehörte ebenfalls zu den bekanntesten Architekten von Tbilisi im letzten Drittel des 19. und am Anfang des 20. Jh.s. Nach der Annahme der russischen Staatsbürgerschaft bezog er die Petersburger Kunstakademie und begann nach deren Absolvierung in Tbilisi seine Tätigkeit als Architekt. Viele Wohn- und öffentliche Gebäude in der Stadt sind sein Werk. Unter den Auftraggebern Leopold Bilfelds nahmen die in Tbilisi wohnenden deutschen Kolonisten (die Familie Wetzel, Mayer u.a.) einen bedeutenden Platz ein. Als charakteristische Beispiele der nach seinen Entwürfen errichteten Wohnbauten seien die Häuser am Davit-Ajmašenebeli-Prospekt Nr.46 und 77 (Mitte und Ende der siebziger Jahre des 19. Jh.s) sowie das bis vor kurzem erhaltene Privathaus des Architekten erwähnt. Unter den öffentlichen Bauten sind die wichtigsten: das ehemalige Hotel Wetzel (Ende der neunziger Jahre), die evangelisch-lutherische Kirche (die sogenannte deutsche Kirche, 1894–1897 mit Spenden der in Tbilisi wohnenden Deutschen gebaut; Taf. 13,2) und die neue Kvašveti-Kirche (1904–1910; Taf. 14,1), die ein hervorragendes Denkmal des nationalen georgischen Stils darstellt. Mit dieser Kirche leistete Leopold Bilfeld einen wesentlichen Beitrag zur Wiedergeburt dieser Stilrichtung über die Grenzen Tbilisis hinaus. Er war ordentliches Mitglied der Kaukasischen Kunstgesellschaft und der Kaukasischen Abteilung der Russischen Kaiserlichen Technischen Gesellschaft und wurde für seine Tätigkeiten mit mehreren Orden ausgezeichnet.

Paul Stern kam Ende der siebziger Jahre nach Tbilisi. Als Assistent des Architekten des Operntheaters W. Schröter leitete er die Vorarbeiten sowie den unmittelbaren Bau desselben bis zum Jahre 1882. Danach arbeitete er selbständig. Viele Wohnhäuser, die nach seinen Entwürfen entstanden, stehen noch heute. So z.B. sein Privathaus auf dem Davit-Ajmašenebeli-Prospekt 128 (1893–1894), die Wohnhäuser 117 und 161 ebendort (Mitte der neunziger Jahre), das Wohnhaus in der Kargareteli-Straße 6 (Mitte der neunziger Jahre) und das Wohnhaus in der Al.-Čavčavaže-Straße 3 (Ende der neunziger Jahre). Unter den Bauten, die für öffentliche Zwecke bestimmt waren, seien das »Haus für die Seidenraupenzucht« im Muschtaidgarten und das nach seinen Entwürfen in den Jahren 1882–1886 rekonstruierte Rathaus hervorzuheben (Taf. 14,2). Letzteres gehört zu den bedeutendsten Bauanlagen der Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s überhaupt. Noch heute dient es im Zentrum der Stadt am Platz der Freiheit als Rathaus von Tbilisi.

Neben diesen Baumeistern, deren Leben und Werk aufs engste mit Tbilisi verbunden waren, gab es auch auswärtige Architekten, deren Beteiligung sich auf die Errichtung einzelner, wenngleich bedeutender Bauten beschränkte. Zu ihnen gehört Davit Grimm (1829–1896), zu seiner Zeit einer der bekanntesten Architekten des Russischen Kaiserreiches. Grimm absolvierte ebenfalls die Petersburger Kunstakademie. Im Jahre 1849 kam er nach Transkaukasien, wo er drei Jahre lang die Baukunst Georgiens und Armeniens studierte. 1866 erschien als Ergebnis dieser Studien in Petersburg sein Buch: »Denkmäler der christlichen Sakralbaukunst Georgiens und Armeniens«. Danach machte er eine Studienreise nach Westeuropa. Grimm plante in der Hauptsache Sakralbauten. So wurden

nach seinen Entwürfen die orthodoxen Kirchen in Kronstadt, Genf, Kopenhagen, Gethsemane (bei Jerusalem) und die deutsche Reformationskirche in Petersburg gebaut. Er ist darüber hinaus der Autor des Plans für die Gruft der russischen Großfürsten in der Petropavlovsker Festung und eines Teils des Denkmals für Katharina II. in Petersburg. In Tbilisi wurde nach seinem Entwurf die Kathedrale der Kaukasischen Armee im Stadtzentrum gebaut (Taf. 15,2). Der Bau, der nach Ansicht der russischen Behörden »das Andenken an das Ende des Kaukasischen Krieges« verewigen sollte, wurde 1871 begonnen und 1897 abgeschlossen. Er ist nicht erhalten geblieben.

Viktor Schröter (1839–1901) spielte unter den Petersburger Architekten des vorigen Jahrhunderts ebenfalls eine bedeutende Rolle. Nach Absolvierung der Kunstakademie bezog er die Bauakademie in Berlin, wo er für sein Examen mit einer (für Ausländer seltenen) Goldmedaille ausgezeichnet wurde. Sicheren Quellen zufolge begann Viktor Schröter als erster im Russischen Kaiserreich unverputzte gebrannte Ziegel für die Fassadenverkleidung von Wohnhäusern zu verwenden. Unter den nach seinen Plänen errichteten öffentlichen Bauten sind zu nennen: die Theater in Kiew, Nishni-Nowgorod und Irkutsk, der Bahnhof in Odessa, aber auch die orthodoxe Kirche in Bad Kissingen (Bayern). Nach seinem Entwurf wurde das bekannte Mariiner-Theater in Petersburg renoviert und in Tbilisi, wie erwähnt, auf dem Rustaveli-Prospekt das Operntheater gebaut. Die Bauarbeiten begannen 1880, die erste Theatersaison eröffnete man 1896 (Taf. 15,1).

Robert Gedike (1829–1909), ebenfalls ein bekannter Architekt jener Zeit, stu-

dierte an der Petersburger Kunstakademie und danach auf längeren Studienreisen die Baukunst in Deutschland, England, Frankreich und Italien. Nach seinen Plänen wurden in Petersburg hauptsächlich öffentliche und Industriegebäude errichtet. In Tbilisi entstand nach seinem Entwurf das Gebäude des Transkaukasischen Fraueninstituts (das sogenannte Institut für adlige Töchter) im Zentrum der Stadt. Es ist ein vierstöckiger Massivbau mit einer Fassade aus unverputzten roten Ziegelsteinen, errichtet in den Jahren 1880–1890 (Taf. 16,1). Für die Baugeschichte der Stadt ist dieses Gebäude dadurch interessant, daß es ebenfalls zu den frühen Vorbildern des nationalen georgischen Stils gehört. Dessen charakteristische Architekturmotive sind hauptsächlich in der vorgerückten Mittelpartie der Hausfassade verwendet worden.

Nicht vergessen sei zuletzt auch der deutsche Architekt Karl Zaar, nach dessen Plan in den Jahren 1903–1905 das Privathaus des bekannten georgischen Großindustriellen und Mäzens Dawit Saradžiwili errichtet wurde (Taf. 16,3). Zur Zeit befindet sich hier der Schriftstellerverband Georgiens (Mačabeli-Straße 13).

Außer den deutschen Architekten arbeiteten in dieser Zeit an zahlreichen Baustellen der Stadt auch viele ortsansässige Bauarbeiter deutscher Nationalität. Sie waren häufig in deutschen Bauunternehmen angestellt, wie z. B. bei »Wils« und »Reisch«.

Sicherlich lassen sich durch zusätzliches Nachforschen nicht nur weitere Bauten und Pläne der erwähnten Architekten, sondern auch neue Namen von Baumeistern und Arbeitern deutscher Nationalität auffinden, die zur Entwicklung Tbilisis in der zweiten Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jh.s beigetragen haben.

REZENSIONEN

გამყრელიძე, თ.: წერის ანბანური სისტემა და ძველი ქართული დამწერლობა, ანბანური წერის ტიპოლოგია და წარმომადგენლობა, თბილისი: თბილისის უნივერსიტეტის გამომცემლობა 1989, 350 S. [Gamqrelize, T.: *Das alphabetische Schreibsystem und die altgeorgische Schrift*, Typologie und Herkunft der Alphabetschrift; Tbilisi: Universitätsverlag, 1989]. – Besprochen von Zurab Saržvelaze, Tbilisi.

In der Forschungsgeschichte der Genese des georgischen Alphabets versuchte man dessen Herkunft meist mit der Methode der graphischen Ähnlichkeit zu ermitteln. Vernachlässigt wurde dagegen das phonematische System der georgischen Sprache. Die Phoneme (Lauteinheiten), zu deren Wiedergabe die Grapheme (Buchstabenzeichen) geschaffen wurden, fanden bei der Untersuchung keine entsprechende Wertung. Der sprachwissenschaftliche Aspekt der Alphabetsanalyse stand bestenfalls in der zweiten Linie. Auch der historische Kontext, der die Entstehung der georgischen und anderer Schriften begünstigte, wurde nicht berücksichtigt, und so wurde der Prozeß der georgischen Alphabetsbildung gewissermaßen isoliert betrachtet.

T. Gamqrelize wertet die georgische Schrift hinsichtlich der Entsprechung zwischen den graphischen Symbolen (Buchstabenzeichen) und den phonematischen Einheiten der Sprache als eines der vollkommensten alphabetischen Schreibsysteme. Sie ist ein typisches Beispiel der Alphabetschrift, »wodurch sie in der Typologie der ältesten Schriftsysteme eine bemerkenswerte Stellung einnimmt« (S.23). Nach Ansicht des Verfassers war die Schaffung der georgischen Schrift

keine isolierte Erscheinung, sie war verknüpft mit der Entstehung von Schriften in den Nachbarländern, mit denen Georgien in engen Kontakten stand.

Das erste Kapitel der Monographie behandelt die altsemitische syllabische Konsonantenschrift (S.24–66) als älteste Form der Buchstabenschrift. Ihre Vorzüge gegenüber dem piktographischen und dem syllabischen System sind offensichtlich. Natürlich wurde dies erst möglich, als es gelang, die kleinsten Einheiten des Lautsystems der Sprache, die Laute, zu unterscheiden.

T. Gamqrelize führt die Begriffe der Paradigmatik und der Syntagmatik des Schriftsystems ein: »Die Erforschung der Paradigmatik des Schriftsystems beinhaltet [...] die Untersuchung der Beziehungen der graphischen Symbole in der Aufeinanderfolge, das Studium der Abfolge der Schriftzeichen im System. Im Unterschied hierzu beinhaltet die Syntagmatik des Schriftsystems die Regeln für die Verbindung der Zeichen im Wort, die Beziehungen der Schriftsymbole im Rahmen eines Wortes und die mit der Schreibrichtung verknüpften Gesetzmäßigkeiten im allgemeinen« (S.42–43).

Nach Meinung des Verfassers ist das Schriftsystem eine Struktur, die zwei Ebenen hat: eine Ausdrucksebene und eine Inhaltsebene. Die Ausdrucksebene des Schriftsystems umfaßt die Bezeichnungen der Grapheme, die Reihenfolge der Zeichen, die Prinzipien der Zeichenanordnung und die Schreibrichtung. Zur Inhaltsebene gehören die phonetischen und die Zahlenbedeutungen der Grapheme.

Kapitel II der Arbeit widmet sich Fragen der Herkunft und Entwicklung der griechischen Schrift. Als Prototyp stand

den Griechen ein Alphabet zur Verfügung, das eine ganze Reihe von Zeichen besaß, die lautliche Einheiten wiedergaben, für die das griechische keine Entsprechenden Laute (Phoneme) besaß. Der Schöpfer der griechischen Schrift verwendete diese Zeichen zur Wiedergabe der Vokale.

Für die griechischen stimmhaften Verschußlaute *b, d, g* verwendete man Zeichen, die auch im Semitischen die stimmhaften Verschußlaute *b, d, g* zum Ausdruck brachten. Die semitischen emphatischen Konsonanten werden im griechischen durch Aspiration wiedergegeben. Beispielsweise wird mit dem Zeichen, das dem semitischen emphatischen Konsonanten *ʔ* entspricht, den Gamqrelize auch als glottalisiert betrachtet, das griechische aspirierte *th* ausgedrückt (für die anderen Aspiraten *ph* und *kh* wurden später spezielle Zeichen geschaffen).

Vergleicht man die Paradigmatik des griechischen Alphabets mit der des semitischen, so ergibt sich, daß im Griechischen alle Buchstabenzeichen in der gleichen Reihenfolge vorliegen wie im Semitischen. Die einzige Ausnahme bildet das Zade, das das Griechische nicht übernommen hat. Auf diese Weise erhielt das Griechische 21 Symbole, denen es vom Semitischen abweichende phonetische Bedeutungen zuteilte.

Die Theorie von der Abstammung des georgischen Alphabets vom griechischen geht auf die siebziger Jahre des 19. Jh.s zurück. Zu verschiedenen Zeiten entwickelten V. Gardthausen, D. Bakraze, D. Karičšvili, K. Kekelize, A. Šaniže, P. Ingoroqva und andere diesen Gesichtspunkt weiter.

Kapitel III (S.118–205) beschäftigt sich mit der Beweisführung, daß das georgische Alphabet vom griechischen herrührt. »Dies ist das grundlegende Problem der Herkunft der altgeorgischen Schrift, reduziert auf eine ganz konkrete Aufgabe,

und zwar auf die Erforschung dessen, auf welches Schriftsystem sich die georgische Schrift als Muster, als prototypisches Modell, stützt, welches ihre Struktur und Paradigmatik bestimmt« (S.130).

Offenbar standen dem Schöpfer des georgischen Alphabets die altsemitische und die griechische Schrift als Prototyp zur Auswahl. Die altsemitische Schrift als Prototyp des georgischen Alphabets zu betrachten, ist schon deshalb nicht annehmbar, weil sie ein gemischtes »konsonantisch-syllabisches« Schreibsystem darstellt, »während in der georgischen Schrift streng und konsequent das alphabetische Prinzip des Schreibens angelegt ist, das erstmals in der Geschichte der Schrift im griechischen Schreibsystem realisiert wurde, nachdem das altsemitische System strukturelle Umgestaltungen erfahren hatte« (S.131–132).

Das griechische Alphabet als Prototyp des georgischen »zu betrachten, schafft ein klares Verständnis für die Struktur und Paradigmatik des griechischen Systems, für den Charakter seiner »grundlegenden« und seiner »zusätzlichen« Teile und seines Lautbestandes« (S.132).

Besonders bemerkenswert ist, daß all jene Besonderheiten der griechischen Schrift, durch die sich letztere von der altsemitischen unterscheidet, all jene spezifischen, für das eigentliche Griechisch charakteristischen strukturellen Merkmale, die im griechischen Alphabet bei seiner Schaffung vom semitischen und auch im weiteren Prozeß seiner Entwicklung entstanden, gänzlich im georgischen Alphabet vertreten sind, was die Herkunft der altgeorgischen Schrift vom griechischen (und nicht unmittelbar vom semitischen) System klar belegt« (S.132). Die Reihenfolge der Buchstabenzeichen, die die georgischen Lauteinheiten wiedergeben, folgt der Reihenfolge der Symbole, welche die Laute der griechischen Sprache bezeichnen.

Eingehend untersucht Gamqrelize die Paradigmatik der altgeorgischen Asomtavruli-Schrift im Vergleich zum griechischen und zum semitischen System (S.134–149) und weist überzeugend nach, daß der grundlegende Teil des georgischen Alphabets durch den Einfluß des griechischen bedingt ist. Wir stimmen der These des Autors völlig zu: »Wäre das semitische System als Vorbild für die Schaffung des georgischen Alphabets gewählt worden, hätte das georgische Alphabet eine ganz andere Ordnung und Struktur erhalten, die »grundlegenden« und die »zusätzlichen« Teile des Alphabets hätten eine ganz andere Zusammensetzung, als das in der altgeorgischen Schrift belegt ist« (S.132). Die Abhängigkeit des georgischen Alphabets vom griechischen ist auch daraus ersichtlich, daß die Reihenfolge und die Zahlenbedeutungen der georgischen Buchstaben dem Griechischen folgen. Nach Ansicht des Verfassers sind die georgischen Buchstaben von Ani bis Šini nach dem Griechischen angeordnet (S.149 ff.).

Zum Anhangsteil des georgischen Alphabets gehören die Zeichen für jene Lauteinheiten, die dem phonetischen System der georgischen Sprache im Verhältnis zum Griechischen spezifisch sind: *γ, q, š, č, c, z, ċ, x, q, ž, h* (S. 155). Die Paradigmatik dieser Zusatzzeichen stützt sich T. Gamqrelize zufolge auf keinen konkreten Schrift-Prototyp, sie wird »möglicherweise eher durch eine Struktur von Lauten, die nach einem bestimmten phonetischen Prinzip geordnet sind, bestimmt« (S. 154 f.). Dabei verweist der Autor auf einen äußerst bedeutsamen Umstand: »Das zentrale Glied des Anhangsteils des georgischen Alphabets verkörpert die stimmhafte Affrikate /ʒ/, zu deren Linken und Rechten (bzw. oben und unten) symmetrisch angeordnete Laute untergebracht sind, entsprechend

stimmlose (aspirierte) und stimmlose (glottalisierte) Affrikaten« (S. 155).

Hätte man das semitische Schreibsystem als Prototyp der georgischen Schrift gewählt, wären nicht Zeichen für die Konsonanten /q/, /š/ und /c/ in den »zusätzlichen« Teil gelangt.

Einen speziellen Abschnitt widmet Gamqrelize der graphischen Analyse der Symbole des Asomtavruli-Alphabets (S.159–169). Schon I. Žavaxišvili hatte darauf hingewiesen, daß die georgischen Buchstaben ein Netz bilden. Das bedeutet, daß das georgische Alphabet nach einem geometrischen Prinzip aufgebaut ist. In letzter Zeit wurde viel darüber geschrieben (E. Mačavariani, R. Pačarizə, T. Čxenķeli u. a. Besonders zu nennen ist W. Boeders Arbeit). Gamqrelize analysiert die Prinzipien des Baus der georgischen Buchstaben im Detail: Er gibt die Bildungsweise jedes einzelnen Graphems wieder.

Die äußerliche Ähnlichkeit der Buchstabenzeichen mit Symbolen eines anderen Systems hat an sich nur dann einen bestimmten Wert und eine Bedeutung, wenn die Herkunft der betreffenden Schrift von diesem System aufgrund wesentlicherer Gründe anzunehmen ist (S. 180). Die griechische kommt als Prototyp für die georgische Graphik in Betracht, da das georgische Schreibsystem im wesentlichen mit dem griechischen System (und nicht mit dem semitischen oder irgendeinem anderen System) in einer ganzen Reihe innerer struktureller Kennzeichen übereinstimmt (S. 180).

Da die Erklärung des Christentums zur offiziellen Religion eine umfangreiche Tätigkeit zur Übersetzung der Heiligen Schrift in die Nationalsprache mittels einer für diese Zwecke neu geschaffenen nationalen Schrift mit sich brachte, wurden mit diesem Ziel die koptische, gotische, armenische und slawische Schrift entwickelt (S.185). »Das gleiche muß der

Grund für die Schaffung der altgeorgischen Asomtavruli-Schrift gewesen sein«, schreibt Gamqrelize und unterstützt so die Annahme, daß die georgische Schrift im 4. Jh. entstanden ist.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß der Christianisierungsprozeß von Kartli in den georgischen Geschichtsquellen so detailliert beschrieben ist, daß es unmöglich scheint, daß ein so bedeutsames Ereignis wie die Einführung der nationalen Schrift übersehen worden wäre (auf diesen Umstand hat erstmals E. Xintibize hingewiesen). Wir meinen, daß die Schaffung der georgischen Asomtavruli-Schrift mit den christlichen Gemeinden zu verknüpfen ist, die es mit Sicherheit schon im 2.–3. Jh. gab (ähnlich wie in Griechenland). Für ihre Bedürfnisse muß das Alphabet eingeführt worden sein und müssen auch die für die Liturgie notwendigen Schriften übersetzt worden sein, die Erklärung des Christentums zur offiziellen Religion förderte dann in starkem Maße die Entwicklung des georgischen Schrifttums auf der Grundlage des nationalen Alphabets.

Erwähnung verdient auch, daß Gamqrelize nachweist, daß die Paradigmatik der Zusatzgruppe des Glagolica-Alphabets auf den Einfluß des altgeorgischen Asomtavruli-Alphabets zurückzuführen ist (S. 192).

Scharf grenzt sich Gamqrelize von der Theorie der armenischen Herkunft des georgischen Alphabets ab. Er weist darauf hin, daß Mesrop Maštoc das Georgische nicht kannte, was seine Beteiligung am Prozeß der Schaffung des georgischen Alphabets ausschließt. Gamqrelize vermutet, daß das georgische Alphabet einen gewissen Einfluß auf das armenische ausgeübt hat, so scheint die Bezeichnung des armenischen Zeichens *i* (in) aus dem Georgischen zu stammen (S. 158).

Wie gesagt, vertritt Gamqrelize die Meinung, das Asomtavruli-Alphabet sei im

Zusammenhang mit der Erklärung des Christentums zur offiziellen Religion eingeführt worden, aber er schließt nicht aus, daß in früherer Zeit ein anderes georgisches Schriftsystem existierte (S.198 f.).

Gamqrelizes Arbeit wird sicher einen Ehrenplatz in der Forschungsgeschichte der georgischen Kultur einnehmen. Unseres Erachtens hat der Verfasser die Herkunft der georgischen Schrift von der griechischen überzeugend nachgewiesen

Indogermanica et Caucasia; Festschrift für Karl Horst Schmidt zum 65. Geburtstag / hrsg. von Roland Bielmeier und Reinhard Stempel unter Mitarbeit von René Lanszweert; Berlin [u.a.]: Walter de Gruyter, 1994; 560 S. – Besprochen von Kora Singer, Jena.

Die vorliegende Festschrift wurde Karl Horst Schmidt zu seinem 65. Geburtstag im März 1994 von Schülern, Kollegen und Freunden gewidmet. Die umfangreiche *Tabula Gratulatoria* verdeutlicht den großen Bekanntheitsgrad des Jubilars, und die Auswahl der Aufsätze spiegelt seine vielfältigen Interessen wider. Mit »Indogermanica« und »Caucasia« werden die Eckpunkte im Schaffen des bedeutenden Sprachwissenschaftlers bezeichnet. Die Zusammenstellung der Beiträge zeigt den Einfluß von Karl Horst Schmidt auf die Keltologie und Kaukasiologie sowie seine Rolle in der allgemeinen Sprachwissenschaft und Indogermanistik. Dementsprechend ist der Band in drei Teile gegliedert: 1. Indogermanische und keltische Sprachwissenschaft, 2. Keltologie und 3. Kaukasistik. Eine umfangreiche Liste der Publikationen von Karl Horst Schmidt gibt am Ende einen Überblick über sein unermüdliches Schaffen.

Dieser Band spricht Sprachwissenschaftler aus verschiedensten Teilgebie-

ten an. Obwohl in Festschriften Probleme immer nur angerissen werden können oder auf Diskussionen an anderer Stelle verwiesen werden muß, bietet der Band doch vielfältige Einblicke in vorwiegend sprachwissenschaftliche Fragestellungen. Er weckt das Interesse des Lesers weniger durch seine Tiefgründigkeit als durch die Fülle seiner Themengebiete. So findet insbesondere der Kaukasiologe in jedem der drei Teile des Bandes Leckerbissen. Zum Beispiel diskutiert Thomas V. Gamkrelidze den Zusammenhang zwischen Sprachen des stativen/aktiven Typs mit Ergativ- und Akkusativsprachen, oder so nimmt Michael Job das Georgische als Hintergrund für seine Untersuchung der Trennung von Testimonialis und Evidentialis im Zusammenhang mit der Verwendung der Zeitformen im Rgveda. An anderer Stelle finden sich immer wieder Hinweise auf Überlegungen zur genetischen Sprachverwandtschaft oder der gegenseitigen Beeinflussung von Sprachen, in denen oft Brücken zu den kaukasischen Sprachen geschlagen werden, wie in Erich Neus Beitrag zu Modusbildungen im Hurritischen. Dieser jedoch steht der heutigen Hypothese der Verwandtschaftsbeziehungen des Hurritischen mit kaukasischen Sprachen skeptisch gegenüber. Roland Bielmeier widmet sich speziell der Frage von Entlehnungen in den Kartvelsprachen. Winfried Boeder findet eine erstaunliche Isomorphie der Klisis in den Kartvelsprachen und indoeuropäischen Sprachen, und Ketewan Lomtadze untersucht die Kategorie des Imperativs in den Kartvelsprachen und in den Abchasisch-Adyghischen Sprachen. Wolfgang Schulze-Fürhoff diskutiert, wie Xinalughisch von den bekannten funktionalen Strategien der anderen ostkaukasischen Sprachen abweicht, indem er auf der Grundlage einer funktionalen Typologie arbeitet. Guram V. Topuria beschäftigt

sich mit den grammatischen Klassen in den nachisch-daghestanischen Sprachen.

Einstimmig würdigen diese Sprachwissenschaftler das Verdienst von Karl Horst Schmidt, dessen Habilitationsschrift von 1962, Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache, grundlegend für die Kartwelologie war. In vielen Beiträgen beziehen sich die Verf. unmittelbar auf seine Werke, insbesondere auf seine Diskussionen zu syntaktischen Problemen der linguistischen Typologie. Aber man findet in dem Band auch Beiträge, die über die Sprachwissenschaft im engeren Sinne hianusgehen, wie C. Detlef G. Müllers Beitrag über die Georgier in Palästina.

Die Festschrift macht nicht zuletzt die große internationale Anerkennung des Jubilars deutlich und bietet einen Querschnitt seiner reichen Forschungsinteressen, unter denen die Kaukasiologie einen bedeutenden Platz einnimmt.

Georgij Klimov: Einführung in die Kaukasische Sprachwissenschaft / aus dem Russischen übersetzt und bearbeitet von Jost Gippert; Hamburg: Helmut Buske Verlag, 1994; 405 S. Besprochen von H. Fähnrich, Jena.

Mit der Herausgabe dieses Buches legt der Helmut Buske Verlag nach der 1971 erschienenen Übersetzung von G. A. Klimovs »Die kaukasischen Sprachen« durch W. Boeder bereits das zweite Werk des russischen Autors vor, dessen Arbeiten seit Jahrzehnten das Niveau der Kaukasiologie entscheidend mitbestimmen. Dank der Übersetzung und Bearbeitung des 1986 in Moskau erschienenen Buches durch J. Gippert erhält der Leser nicht nur eine deutsche Wiedergabe des Textes, sondern auch eine in vieler Hinsicht angereicherte und durch Literaturangaben auf den neuesten Stand gebrachte Arbeit, die das gewaltige Arbeitspensum von

Verfasser wie von Übersetzer gleichermaßen erkennen läßt.

Nach einem einführenden Kapitel über »Gegenstand und Geschichte der kaukasischen Sprachwissenschaft« gibt G. Klimov in drei gesonderten Kapiteln einen Überblick über die drei in Kaukasien autochthonen Sprachfamilien, wobei er es nie bei bloßer Beschreibung beläßt, sondern stets auch interessante wissenschaftliche Denkanstöße gibt. Die Darstellung der Sprachfamilien folgt der traditionellen Gliederung, zeigt aber auch Probleme und offene Fragen auf, die vor allem bei der inneren Gliederung der ostkaukasischen Sprachen bestehen. Für diejenigen, die mit Klimovs Buch erstmals Zugang zu den Sprachen Kaukasiens finden, werden die Kapitel »Genetische Beziehungen zwischen den kaukasischen Sprachen«, »Typologische Beziehungen zwischen den kaukasischen Sprachen« und »Areale Wechselbeziehungen zwischen den kaukasischen Sprachen« nicht nur reiches, sondern auch sehr anregendes Material vermitteln, das der Autor mit kritischem Blick und stets auf festem methodologischem Boden bietet. Der Übersetzer und Bearbeiter hat es verstanden, das Buch durch Hinzufügung einer umfangreichen Bibliographie, von Indizes, Transkriptionstabellen, einer Übersicht über die Gliederung der Sprachfamilien sowie von Sprachkarten zu einer wissenschaftlichen Fundgrube für den Leser zu machen, und sich damit um die Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse über die Sprachen Kaukasiens großes Verdienst erworben.

Pro Georgia, Prace i materiały do dziejów stosunków gruzinsko-polskich, Warszawa, 1 (1991) 68 S., 2 (1992) 72 S. – Besprochen von Otto Pondorf, Jena.

Die Zeitschrift »Pro Georgia« mit dem Untertitel »Arbeiten und Materialien zur georgisch-polnischen Geschichte« wurde nach langjähriger Unterbrechung 1991 von der Georgisch-Polnischen Gesellschaft als Jahresschrift mit einer Auflage von 1000 Exemplaren in Warschau wieder herausgegeben. Sie wendet sich an alle in Polen lebenden Georgier sowie alle Freunde und Sympathisanten Georgiens. Redakteur der Zeitschrift ist Dawid Kolbaja. Zum Redaktionskollegium gehören ferner J. Aroniszydze, R. Gloweli, J.I. Godzjaszwili, G. Lordkipanidze, S. Liszewski, A. Woźniak und M. Woźniakowa.

Die Zeitschrift, die 1922 erstmalig erschien, befaßte sich mit historischen und geographischen Studien zu Georgien, besonders in der Zeit der Unabhängigkeit von 1917 bis 1922 und zur Zeit der Unterwerfung Georgiens durch die Truppen der Roten Armee Rußlands, in der viele georgische Emigranten in Polen Zuflucht suchten.

Die Neuausgabe von »Pro Georgia« schließt sich an den Inhalt ihrer Vorgängerin an. Die ersten beiden Hefte sind in 4 Abschnitte gegliedert: 1. Artikel und Studien, 2. Dokumente und Erinnerungen, 3. Chronik und 4. Rezensionen und Besprechungen.

Heft 1 bietet im 1. Abschnitt Aufsätze von V. Krawczyk-Wasilewska über Schota Rustaweli und sein Werk, von M. Mądzik zur Geschichte der polnisch-georgischen Beziehungen in den Jahren 1918–1921, von W. Materski über die Mission des Tytus Filipowicz in Tbilisi im Jahre 1920 und von A. Woźniak über das »Tygodnik Polski« (Polnisches Wochenblatt), eine unbekannte Seite der polnischen Kolonie in Tbilisi, während der 2. Abschnitt auf die Unabhängigkeit Georgiens in den ersten Jahren der Wiedergeburt Polens nach dem 1. Weltkrieg eingeht, das Statut des »Georgisch-Polnischen Klubs« aus dem Jahre 1920

veröffentlicht und biographische Porträts georgischer und polnischer Persönlichkeiten entwirft. Hier finden sich Angaben über den Architekten, Journalisten und Lyriker Sergo Kuruliszwili (1894–1925), der als Vorsitzender des Georgisch-Polnischen Klubs für die Verbesserung der georgisch-polnischen Beziehungen wirkte, über A. Godzjaszwili (1897–1941), der nach dem Ende des 1. Weltkrieges in Warschau einen Tee- und Kaffeeladen mit Konditorei und Weinstube eröffnete, in dem er für die Sache der georgischen Emigranten warb, und über den Oberstleutnant W. Tewzadze (1892–1987), der gegen die Rote Armee kämpfte, als Emigrant in der polnischen Armee diente, 1939 an der Verteidigung Warschaws beteiligt war, sich später der polnischen Untergrundbewegung und der Nationalarmee anschloß und sich in Schlesien unter anderem Namen vor den sowjetischen Truppen verbarg.

Heft 2 publiziert Beiträge über die historischen, wirtschaftlichen, politischen und literarischen Beziehungen zwischen Polen und Georgien, darunter eine Beschreibung des Wirkens von J.T. Krusiński (1675–1757), einem polnischen Jesuiten, der als Missionar, Gelehrter und Diplomat in Persien und Transkaukasien tätig war und Aufzeichnungen über die Georgier hinterlassen hat.

Es ist zu wünschen, daß die verdienstvolle und informative Zeitschrift »Pro Georgia« viele interessierte Leser innerhalb und außerhalb Polens findet.

ევგენიძე, იუზა: ვაჟა-ფშაველა, თბილისი: თბილისის უნივერსიტეტის გამომცემლობა 1989, 485 S. [Evgeniǰe, Iuza: Važa-Pšavela, Tbilisi: Universitätsverlag, 1989]. – Besprochen von Heinz Fähnrich, Jena.

lich, alle Aspekte seines Lebenswerkes auszuloten, denn das Studium desselben begann schon zu Lebzeiten des Dichters und ist seither Forschungsgegenstand von Generationen von Wissenschaftlern geworden. Zahlreiche Monographien beschäftigen sich mit einzelnen Problemen seiner Dichtung. Demgegenüber stellt sich Iuza Evgeniǰes Monographie »Važa Pšavela« mehrere komplizierte und interessante Aufgaben.

In erster Linie untersucht er die Haltung der georgischen Öffentlichkeit zum Phänomen Važa Pšavelas und verdeutlicht die Meinungsunterschiede, die bei seiner Einschätzung in Erscheinung treten. Es ist allerdings zu vermerken, daß die Wertung des Dichters seit den sechziger Jahren des 20. Jh.s generell eine positive ist. Unterschiedliche Ansichten wurden vor allem bei der Erforschung der Grundlagen seiner Weltanschauung geäußert.

Sodann führt der Verf. die Geisteswelt Važa Pšavelas vor Augen, die von edelster Gesinnung gekennzeichnet ist. In dieser Hinsicht hat die Forschung I. Evgeniǰes unstrittig neue Erkenntnisse erbracht. Von großer Bedeutung ist auch die Analyse des schöpferischen Vorgehens des Dichters. Der Verf. veranschaulicht, wie, warum und in welcher Absicht Važa Pšavela die Texte gestaltet.

Recht eingehend untersucht die Arbeit schließlich die Struktur der Lyrik Važa Pšavelas und deckt dabei viele interessante Züge auf.

I. Evgeniǰes Monographie verkörpert so etwas wie eine wertende Zusammenfassung der Forschungen zu Važa Pšavelas Werk aus heutiger wissenschaftlicher Sicht. Ich gebe der Hoffnung Ausdruck, daß sie einen würdigen Platz in der Forschungsgeschichte der neugeorgischen Literatur einnehmen wird.

Važa Pšavelas einzigartige poetische Welt bezaubert den Leser. Es scheint unmög-

გიორგი ბარამიძე: ფანტაზია და მსოფლმხედველობა (ფენომენოლოგიურ-ჰერმენევტიკული ეტუდი), თბილისი: გონი 1993 [Giorgi Baramiz: Phantasie und Weltanschauung; phänomenologisch-hermeneutische Studie; Tbilisi: Goni 1993]. – Besprochen von Valerian Ramišvili, Tbilisi.

G. Baramizes ontotheologisches oder philosophisch-theologisches Traktat setzt eine in der westlichen Welt bestehende Tradition auf besondere Weise fort. In vielen Punkten übernimmt es zwar die Form der hermeneutischen Interpretation aus den Werken von E. Husserl, M. Scheler und M. Heidegger. Das gilt besonders für Heidegger. G. Baramize hat seine eigene hermeneutische Methode im Prozeß der Schaffung georgischer Entsprechungen zu Heideggers Denken entwickelt (s. seine Übersetzungen von Heidegger, *Der Ursprung des Kunstwerkes* [1992] und *Der Feldweg* [1992]). Auch der Terminus *Ontotheologie*, der bei jenem das Harmonisieren der eigentlich menschlichen mit der religiösen Dimension im Menschen deutet, ist von Heidegger entlehnt.

Das Neue ist aber, daß Baramizes Studie auf dem Prinzip der »Kompositionellen Spirale« aufgebaut ist. Sie besteht aus sechs Kapiteln. Jedes bildet einen Kreis von Problemen, die ihrerseits wieder in je sechs Ebenen umschrieben werden und schließlich den Anfang mit dem Ende vereinen. Die inhaltliche Achse, um die sich die kompositionelle Spirale dreht, ist einerseits die in der georgischen Sprache verborgene metaphysische Erfahrung, andererseits die grundlegend griechische Gestalt der Metaphysik. Bei letzterer stützt sich der Autor auf Beobachtungen und Erklärungen Heideggers, d. h., hier haben wir es mit dem griechischen Sprachgeist zu tun, der durch Heideggers Prisma des deutschen Sprachgeistes betrachtet wird. An den Schnittpunkten die-

ser beiden spezifischen sprachlichen Horizonte entsteht dem Verfasser zufolge eine besondere hermeneutische Situation, in der durch systematisches Problematisieren die Wörter selbst metaphysische Informationen liefern.

Hierin also besteht die Originalität der hermeneutischen Methode von Baramize. Aus methodisch belebten und zum Selbstreden gebrachten Wortphänomenen ist das Gerüst der Studie errichtet. Das heißt letztlich: der Autor stellt sich die Aufgabe, im aktuellen Sprachgeschehen des Georgischen unmittelbare phänomenologisch-hermeneutische Einsichten zu gewinnen. Seine Studie ist eine Analytik der Welt-Anschauung mittels derartiger »Praxis«.

Bei der Erhellung der ontotheologischen Dimension des metaphysischen Inneren der georgischen Sprache sind als »Quellen« von Baramizes Studie zwei große Vertreter des christlichen Neuplatonismus behilflich: Dionysios Areopagita und Proklos Diadochos, oder genauer die georgischen Übersetzungen dieser Werke, die im 11. Jh. von Ioane Petrici und Eprem Mcire gefertigt wurden.

Ontotheologie ist eine mystische Bezeichnung. »Prinzipiell geheimnisvoll« sind alle ihre Wesensmerkmale; sie sind also weder theologischer, noch esoterischer, noch agnostischer Natur. Welcher Art ist das ontotheologische Geheimnis dann?

Seit durch Zarathustras Mund den Menschen »der Tod der Götter« bekanntgegeben wurde, gewann die Thematik der Gottverlassenheit einen führenden Platz im abendländischen Denken. Jener Teil der Denker, der die Idee vom Übermenschen ablehnte, sich aber auch nicht mit dem passiven Warten auf eine neue Gotteserscheinung abfinden konnte, suchte die Spur Gottes im Schoß der Sprache zu finden. Diesen Weg beschreitet auch Baramize. Seiner Ansicht nach bestehen hier

viele Möglichkeiten, das Geheimnis des Seins (und Nichtseins) zu erfahren und in sich leben zu lassen. In diesem Geiste bemüht sich der Autor zum Beispiel, eine der Hauptaufgaben des modernen Denkens zu lösen: das Wort »Tod« positiv zu lesen. Dazu bietet er eine interessante Interpretation von Husserls »Kluft« und Heideggers »Abgrund« an, als deren Ergebnis die Unbegründetheit des Menschen als positive mystische Größe verstanden wird. Analoge Auslegungen folgen zu bekannten christologischen oder ekklesiologischen Begriffen. Zuletzt nimmt die Ontotheologie die Gestalt einer Metaphysik des Betens an.

Daß ein derartiges Buch heute in Georgien erscheinen kann, zeigt den Wandel des philosophischen Denkens, in welchem wir uns befinden.

Arčil Begiašvili, *Über die Natur der philosophischen Erkenntnis*; Tbilisi, 1989; Arčil Begiašvili, *Die Struktur der Metaphilosophie*, Tbilisi 1993 (beide in georgischer Sprache). – Besprochen von Važa Niblaže, Tbilisi.

Am 6. April 1994 fand an der Philosophischen Fakultät der Ivane-Žavaxišvili-Universität Tbilisi eine Diskussion über die beiden oben genannten Bücher A. Begiašvilis statt, an der sich die Philosophen der Universität sowie anderer philosophischer Zentren des Landes beteiligten. Die Teilnehmer schätzten die Bücher hoch ein und betonten, daß Begiašvili bestrebt sei, eine originelle Auffassung von der Natur der Philosophie zu entwickeln. Zugleich bemühe er sich, eine spezielle Wissenschaft unter der Bezeichnung »Metaphilosophie« zu schaffen, welche die Methodologie des philosophischen Denkens untersucht.

Ein Meinungsstreit erbrannte im wesentlichen um zwei Fragen:

1. Die Opponenten (S. Avaliani, V. Erkomaišvili, G. Sixaruli und andere) brachten vor, daß die Ergebnisse, die Begiašvili unter der Bezeichnung »Metaphilosophie« vorlegt, Wissen des gleichen Typs darstellen, wie das philosophische Wissen allgemein. Das aber führe notwendigerweise zu einem denkerischen *regressus ad infinitum*.

Dem trat Begiašvili mit folgenden Argumenten entgegen:

a) Die Forschung des »metaphilosophischen« Typs ist nicht die der allgemeinen philosophischen Wissenschaft. In diesem Fall haben wir es mit einem konkreten Fakt zu tun, nämlich der Tatsache, daß es die Philosophie schon viele Jahrhunderte gibt. Dennoch hat keines ihrer Grundprobleme bis zum heutigen Tag eine eindeutige und für alle annehmbare Lösung gefunden, ein Zustand, der vom spezifisch wissenschaftlichen Standpunkt aus unannehmbar ist. Die Bearbeitung dieses Tatbestandes ist das Forschungsfeld der »Metaphilosophie«. Sie stellt also keine Forschung gewöhnlicher wissenschaftlicher Art dar, versucht also nicht, Probleme zu lösen wie z. B. das Wechselverhältnis von Sein und Nichtsein, die Grundlagen der Welt, die Existenz oder das Wesen der absoluten Seele, die Existenz von »Dingen an sich« usw.

Die »Metaphilosophie« sei also ein Wissen vom Wissen der Wissenschaft und liege so vor jeglicher konkreten Philosophie.

b) Es sei eine Tatsache, daß sich fast alle großen Denker »metaphilosophischer« Forschung widmeten und ihre »metaphilosophischen« Thesen sich von jenen Thesen unterscheiden, mit denen sie ihre philosophischen Lehren formulierten. Beispielsweise stelle das Urteil des Aristoteles, die Philosophie sei möglich geworden, nachdem die Fachwissenschaften entwickelt waren, ein Urteil »metaphilosophischen« Typs dar, das sich prinzipiell

von seiner These unterscheidet, daß man das Ding und sein Wesen nicht voneinander trennen könne. Letzteres ist eine Überlegung philosophischen Typs.

2. Die andere Frage, um die der Meinungsstreit ging, war die Rolle der Wahl in der Philosophie. Gemeint ist damit das Problem, weshalb einzelne Denker einer bestimmten philosophischen Position den Vorzug gaben. Sollte es sich dabei um einen Anthropologismus handeln, so wäre dies mit dem traditionellen Verständnis der Philosophie als einer allgemeinen Wahrheit unvereinbar.

Gegen diese Überlegung wandte Begiašvili ein, daß die gegenwärtige Situation der Philosophie nicht zu verstehen sei ohne die Beteiligung eines solchen ontischen Faktors, wie es der Mensch im Ganzen der Welt ist; eine gewisse »Dosis« Anthropologismus sei für die moderne Philosophie und für das philosophische Denken überhaupt unumgänglich. Das beweise vor allem die Entwicklung der westlichen Philosophie in letzter Zeit.

Diese »Buchbesprechung« stieß auf weites philosophisches Interesse. Es wurde der Wunsch geäußert, die Bearbeitung ähnlicher Probleme in Zukunft zu intensivieren.

A. Miron und W. Orthmann (Hrsg.), *Unterwegs zum Goldenen Vlies – Archäologische Funde aus Georgien*; Saarbrücken, 1995; 343 S., 386 Abb. – Besprochen von Burchard Brentjes, Berlin.

Der als Katalog zu einer einmaligen Ausstellung archäologischer Funde aus 6 Jt. entstandene Band verbindet exakte Fundbeschreibungen mit wissenschaftlichen Einführungstexten, die ihn zu einem

Handbuch der georgischen Archäologie haben werden lassen.

Auf die einleitenden Bemerkungen der Hrsg. folgen ein Abriss der Geschichte der Archäologie in Georgien, eine Abhandlung über die Stellung Transkaukasiens in der altorientalischen Geschichte und eine Beschreibung der landschaftlichen Gliederung des Gebietes (S. 10–40).

Den Hauptteil des Textes bilden archäologische Beiträge von den besten Fachleuten des heutigen Georgiens, die in einer guten Übersetzung und Redaktion dargeboten werden. Das Neolithikum und Chalkolithikum (S. 41–54) bearbeiteten A. Dschwachischwili und T. Kighuradse; die Frühe Bronzezeit – die Kuro-Araxes-Kultur – (S. 55–78) und die Mittlere Bronzezeit (S. 79–94) behandelte O. Dshaparidse; K. Pizchelaui, O. Dshaparidse, I. Koridse, L. Panzchawa und N. Tschubinischwili beschrieben die Späte Bronze- und die Frühe Eisenzeit (S. 95–126). Eine Beschreibung des Königreiches Kolchis (S. 127–156) lieferte O. Lordkipanidse, während die Beiträge über das Königreich Kartli (S. 157–184) von A. Apakidse, I. Gagoschidse und G. Zkitischwili stammen. R. und M. Abramischwili gaben einen Überblick über die Denkmäler im Stadtgebiet von Tbilisi (S. 185–205).

Diese Beiträge sowie eine recht ausführliche Bibliographie (S. 334–339) ermöglichen dem interessierten Leser den Einstieg in die faszinierende Kulturgeschichte Georgiens, dessen vorchristliche Kulturen durch eine Auswahl der besten Kunstgüter jener Zeit gut dokumentiert werden. Eine derartige Ausstellung über altkaukasische Kunst hat es im Ausland noch nicht gegeben. Sie wird durch die Abbildungen des Katalogs ausgezeichnet repräsentiert.

BERICHTE

Archäologische Schätze aus Georgien

Zu den kulturellen Höhepunkten des Jahres 1995 im Saarland zählt die Ausstellung »Unterwegs zum Goldenen Vlies«, die vom 7.5. bis zum 20.8. im Saarland-Museum gezeigt wurde.

Der Gedanke, eine Ausstellung mit archäologischen Funden aus Georgien nach Saarbrücken zu bringen, entstand bereits im Jahr 1986 im Rahmen der Universitätspartnerschaft zwischen Tbilisi und Saarbrücken. Zunächst war nur geplant, die reiche Geschichte der georgischen Hauptstadt durch interessante, größtenteils unveröffentlichte Funde der Ausgrabungsexpedition im Stadtgebiet von Tbilisi darzustellen. Als dann aber die Städtepartnerschaft Tbilisi-Saarbrücken durch die Partnerschaft zwischen Georgien und dem Saarland erweitert wurde, ergab sich die Möglichkeit, auch die reichen Funde aus dem ganzen Land in das Ausstellungs-Projekt einzubeziehen. Dabei blieb aber ein Gesichtspunkt bestimmend: es sollten nicht nur die Glanzstücke aus der Schatzkammer des Museums präsentiert werden, sondern es ging darum, gerade auch Funde aus neueren Grabungen, von denen viele im Ausland noch gänzlich unbekannt waren, in ihrem Zusammenhang vorzustellen.

Auf diese Weise kamen fast 400 Ausstellungsstücke zusammen, die aus den Museen in Tbilisi, Batumi, Boržomi und Siynayi sowie aus den Depots mehrerer Grabungshäuser stammen. Lange Zeit schien es so, als solle das Ausstellungsvorhaben an organisatorischen und politischen Schwierigkeiten und wegen finanzieller Engpässe im Saarland letztlich doch scheitern. 1994 entschied sich dann

aber das Kuratorium der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz doch zu seiner Realisierung; sie lag in den Händen des Museums für Vor- und Frühgeschichte in Saarbrücken.

Das Neolithikum/Chalkolithikum wird u. a. durch Funde aus Chramis Didi Gora repräsentiert, aus der Frühen Bronzezeit stammen Funde aus Amiranis Gora und Kvacxeleba. In die Zeit der Frühen Kurgane in der zweiten Hälfte des 3.Jt.s. gehören reiche Funde aus Martqopi und dem Alazani-Tal.

Schmuck, Waffen und Gefäße aus den Kurganen auf dem Calka-Plateau zeigen die Trialeti-Kultur der Mittleren Bronzezeit. Besonders zahlreich sind die Funde aus der Späten Bronze-/Frühen Eisenzeit: neben Beigaben aus Gräberfeldern in Kachetien und dem Boržomi-Tal sind erstmals Tierfiguren, Schmuck und Gefäße aus spätbronzezeitlichen Kurganen im Alazani-Tal und bei Berikdeebi zu sehen.

Außer durch Beigaben aus den reichen Gräbern des 5./4. Jh.s v. Chr. in Vani wird die Kultur der Kolchis durch Gefäße aus Gräbern in Pičvnari – darunter auch Importe aus Griechenland – und den berühmten Schatzfund von Gonio aus römischer Zeit dargestellt. Für die Kultur des Königreichs Kartli stehen u. a. der Schatz von Axalgori und Funde aus den Adelsgräbern von Armazisxevi bei Mcxeta.

Ergänzt wird dieser Gang durch die Kulturgeschichte des vorchristlichen Georgien durch eine Sonderausstellung, die in einigen Vitrinen Funde aus dem Bereich der georgischen Hauptstadt vorstellt.

Die Ausstellung wird außer in Saarbrücken vom 6. Oktober 1995 bis Anfang Januar 1996 in der Prähistorischen Staats-

sammlung in München gezeigt. Von Anfang März bis Ende April 1996 kommt die Ausstellung dann nach Dresden, wo sie im Japanischen Palais zu sehen ist.

Symposium in Homburg-Einöd

Aus Anlaß der Eröffnung der Ausstellung »Unterwegs zum Goldenen Vlies« konnte die Universität des Saarlandes sechzehn georgische Kollegen, die an der Vorbereitung beteiligt waren und die teilweise unveröffentlichte Funde aus ihren Grabungen zur Verfügung stellten, zu einem internationalen wissenschaftlichen Symposium einladen, das in der Ta-

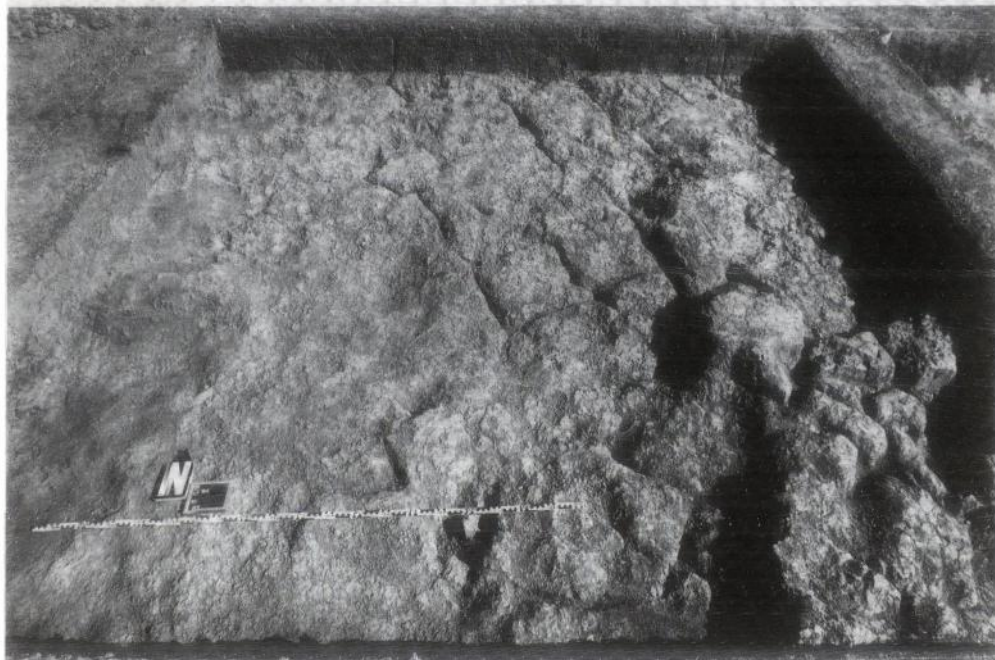
gungsstätte der Universität in Homburg-Einöd durchgeführt wurde. Thema des Symposiums, an dem außerdem Wissenschaftler aus Deutschland, Rußland, Aserbaidžan, den USA und Australien teilnahmen, waren die »Beziehungen zwischen Transkaukasien und dem Alten Orient von der Bronzezeit bis zur Antike«.

Diese Problematik steht im Mittelpunkt des Interesses, das die Vorderasiatische Archäologie mit der archäologischen Forschung in Georgien und anderen Ländern des Kaukasus verbindet. Hierzu haben einige der Ausgrabungen, über die bei dem Symposium referiert wurde, überraschende neue Einsichten erbracht.

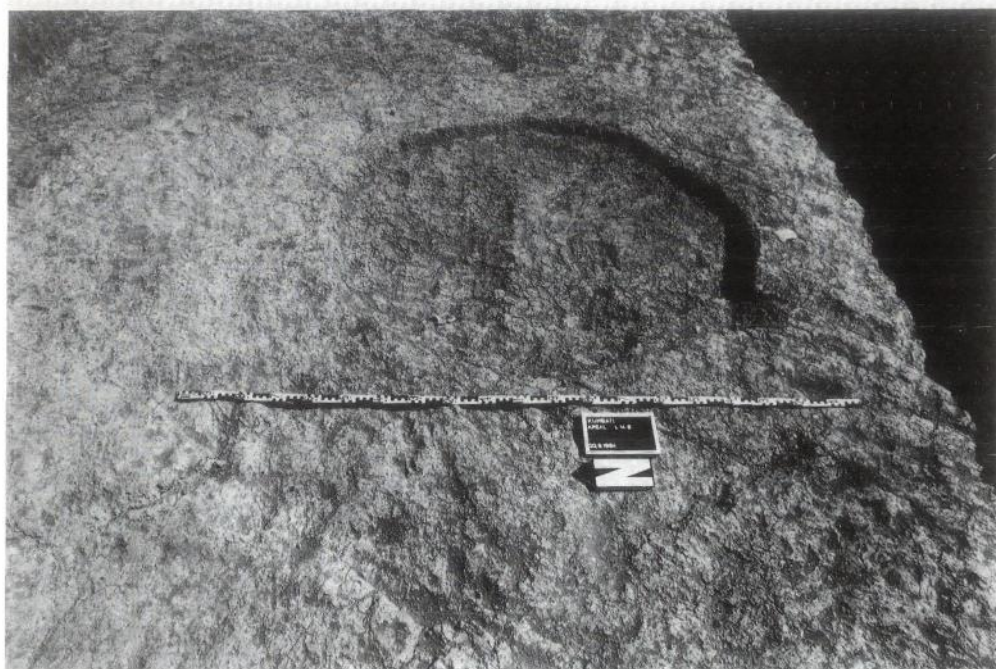
Verzeichnis der Autoren

Brentjes, Burchard	Berlin
Chotiwari-Jünger, Steffi	Humboldt-Universität Berlin
Dundua, Giorgi	Universität Tbilisi
Fährich, Heinz	Universität, Jena
Furtwängler, Andreas E.	Universität, Halle
Gersamia, Tamaz	Universität Tbilisi
Gigineišvili, Bakar	Universität Tbilisi
Პandelaki, Dali	Universität Tbilisi
Keraševa, Zainab I.	Adygheisches Staatl. Pädagog. Institut, Maikop
Korn, Agnes	Wien
Lortkipaniže, Guram	Universität Tbilisi
Macher, Steffi	Universität Jena
Nadiraze, Giorgi	Universität Tbilisi
Neukomm, Ruth	Zürich
Niblaže, Važa	Universität Tbilisi
Niniže, Davit	Universität Tbilisi
Picxelaui, Პonstantine	Akademie der Wissenschaften, Telavi
Plontke-Lüning, Annegret	Universität Jena
Pondorf, Otto	Universität Jena
Ramišvili, Valerian	Universität Tbilisi
Salaze, Manana	Budapest
Šaniže, Mzekala	Universität Tbilisi
Saržvelaze, Zurab	Universität Tbilisi
Schmidt, Karl Horst	Universität Bonn
Simonišvili, Nino	Universität Tbilisi

Tafeln



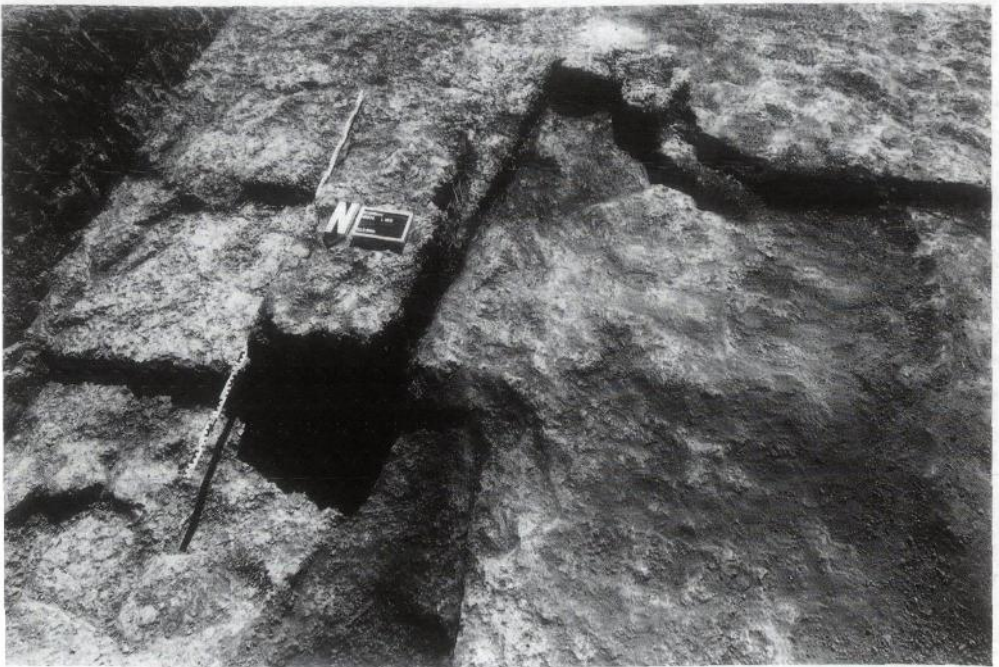
1: Lehmziegelmauer der Nachbesiedlungsphase in L 13c.



2: Raum mit kreisförmigem Bereich aus rotgebranntem Tongrus
und Kalkstein-Einsprengeln



1: L 15c, Nachbesiedlungsphase Kännchen *in situ*

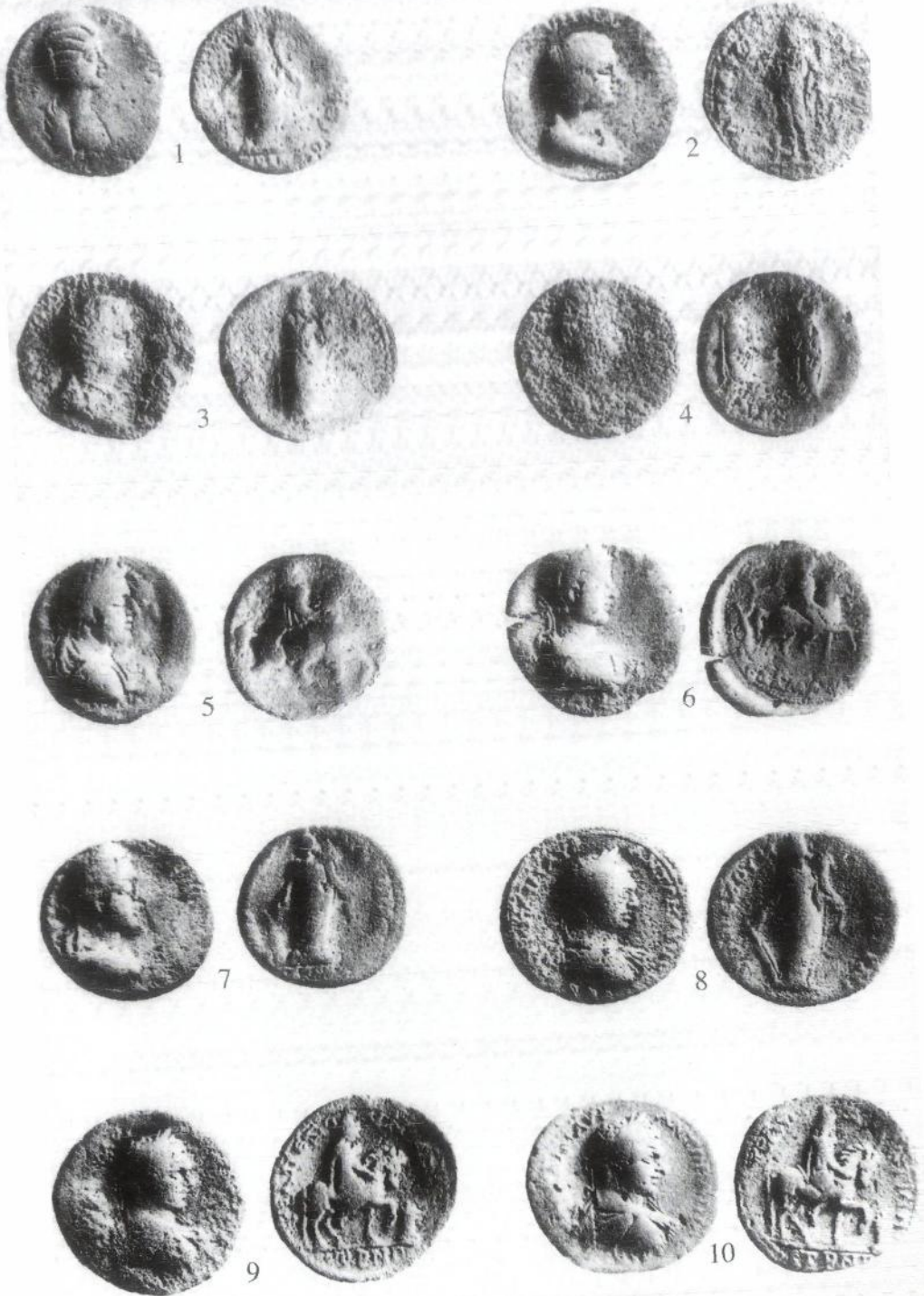


2 : N 15b, Lehmziegemauer der »großen Anlage«



Pityunt., Münzen des 2. Jh.s (1–3: Kaiser. Didrachmen des Hadrian; 4: Sesterz des bosporian. Königs Kotys III; 5: Medaille des Antoninus Pius aus Pautalia; 6: AE des Antoninus Pius)

TAFEL 4



Pityunt, städtische AE des 3. Jh.s aus Trapezunt (1–4: Julia Domna; 5: Caracalla und Gaeta; 6: Caracalla bzw. Gaeta ?; 7: Caracalla ?; 8–10: Caracalla)

TAFEL 5



Ædes 3. Jhs aus Pityunt (1: Diocletian; 2,3: Maximianus; 4: Constantius;
5-8: Galerius Maximianus ; 9,10: Licinius)



AE des 3. und 4. Jh.s aus Pityunt (1–4: Licinius; 5: bospcian König
Rheskoporis V.; 6–10: Constantin I.)



1



2



3



4



5



6

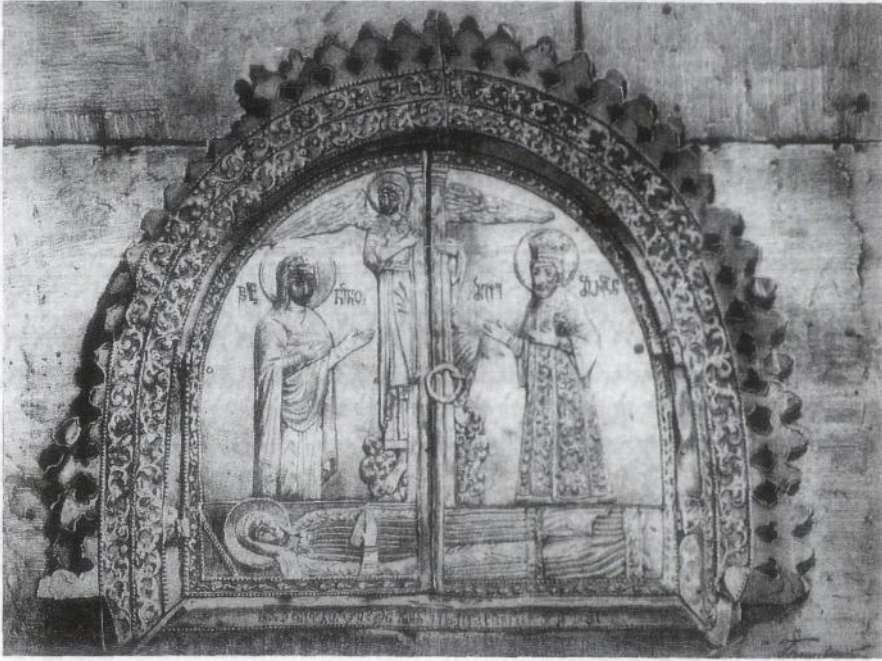


7

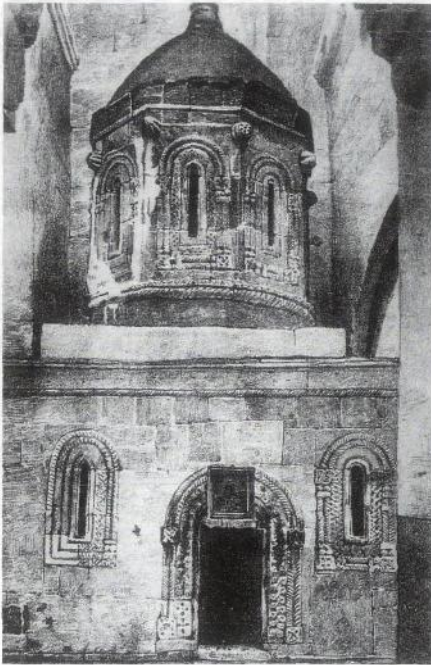


8

Al des 4. Jh.s aus Pityunt (1-3: Constantin I, postum;
4-7: Constantin II.; 8-10: Constantius II.)



1: Sveti Cxoveli, Säulenheiligtum, Silberbeschlag der Tür der Nordseite der alten Umzäunung, getriebenes Silber, 1745/1755 (nach Natroev, Taf. 10 S. 86).



2: Sveti Cxoveli, Kapelle im Südschiff (nach Strzygowski, Die Baukunst der Armenier und Europa II Abb. 658).



3: Elfenbeintafel in den Frauen am Grabe, Mailand um 90 (nach Volbach, Elfenbeinarbeiten d. Spätantike und des frühen Mittelalters³ Abb. 110).



Apsis der Gottesmutter-Kirche von Qıncıvisi



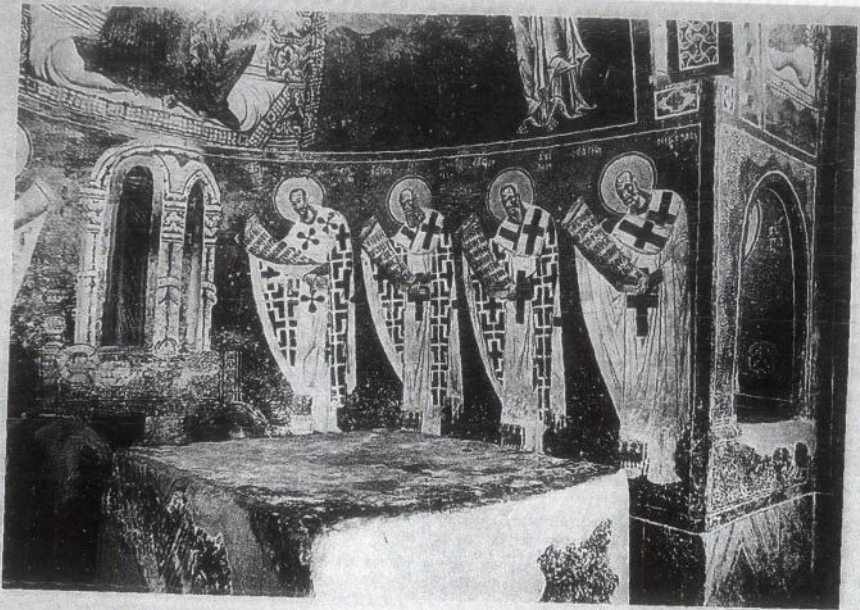
1: Gottesmutter-Kirche in Qinçisi, Apostelkommunionvorderer Teil



2: Gottesmutter-Kirche in Qinçisi, Apostelkommunionhinterer Teil



11: Litusche Rolle (nach K. Weitzmann u.a., The place of book illumination in Byzantine Art [1975] 82 Abb.14)



21. Kurbinovo, Saint-Georges.
Partie droite de la Procession des évêques autour de l'Amos.

2: Apsismalerei von Kurbinovo (nach L.Hadermann-Misguich, Kurbinovo (1975) Abb. 21



1: Basilius-Menologion, »Kreuzerhebung«, nach CahArch 27 (1978) 16 Abb.11



2: Miniatur in den Homilien des Jakob Kokkinobaphos (nach A.Grabar, les voies de la création en iconographie chrétienne [1979] Abb.149)



1: Das militärgeschichtliche Museum (1880–1888, A. Salzmann),
Foto aus den neunziger Jahren des 19. Jh.s



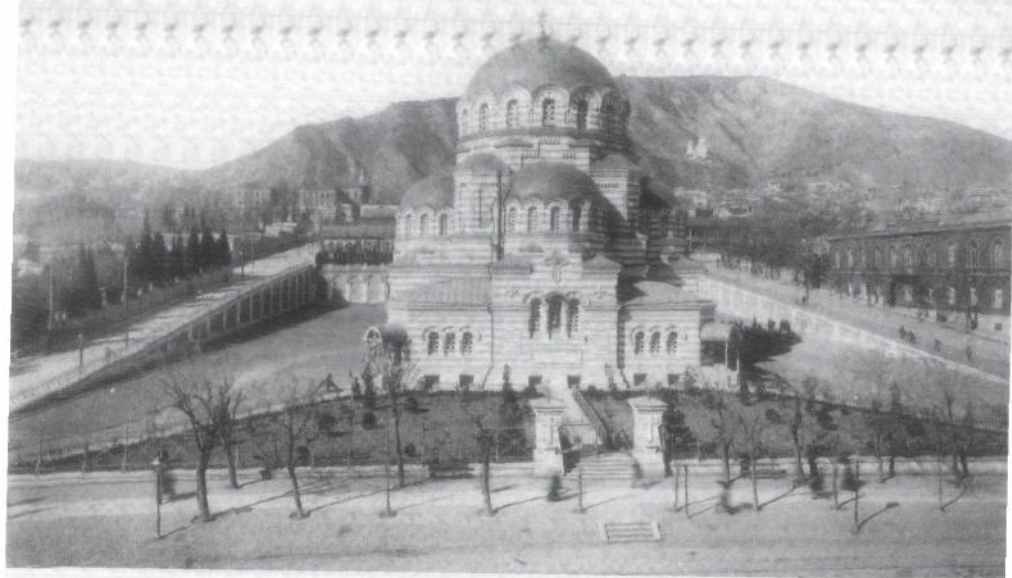
2 Evangelisch-lutherische, »deutsche« Kirche (1894–1897, L. Bilfeld)
Foto aus den neunziger Jahren des 19. Jh.s



1: Kvašveti-Kirche (1904–1910, L.Bilfeld). Foto von 1910



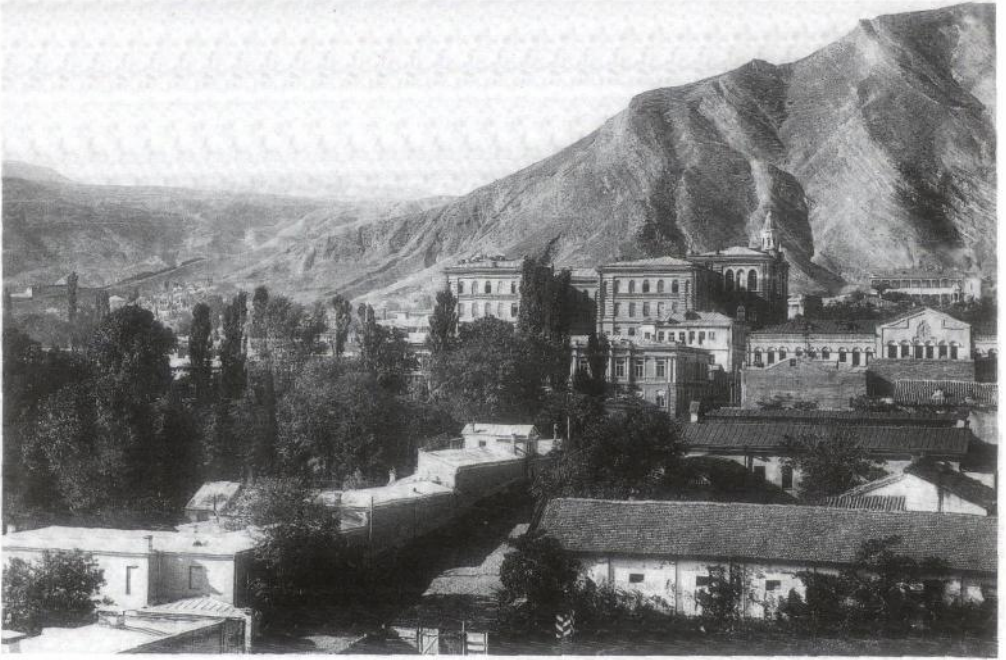
2: Rathaus in Tbilisi (1882–1886, P.Stern), Foto aus dem Anfang des 20. Jh.s



1: Kathedrale der Kaukasischen Armee (1871–1897, D.Grimm),
Foto aus dem Anfang des 20. Jh.



2: Operntheater (1880–1886, V.Schröter), Foto um 1890.



1: Kaukasisches Fraueninstitut (1880–1890, R.Gedike), Foto um 1894.



2: Wohnhaus Tabije-Str. 22 (80er Jahre des 19. Jh.s, A.Salzmänn), modernes Foto

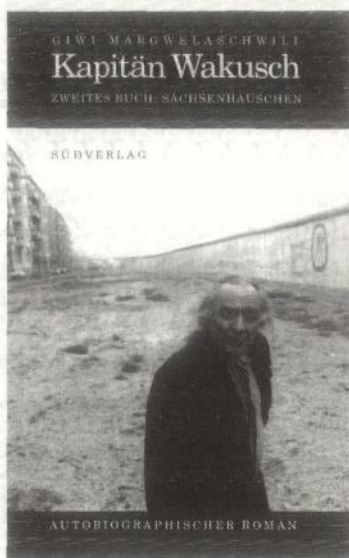


3: Haus des Schriftstellerverbandes (1903–1905, K.Zaar), modernes Foto.

Giwi Margwelaschwili

Giwi Margwelaschwili, 1927
als Sohn georgischer Emigranten
in Berlin geboren und dort
aufgewachsen, führt im ersten

Buch seines fünfbandigen,
autobiographischen Romans
durch sein Berlin der 30er und
40er Jahre. Das zweite Buch,
»Sachsenhäuschen«, schildert
seine Zeit bis zur Verbannung
nach Georgien. Zusammen mit
seinem Vater war er 1946 im
sowjetischen Sektor Berlins
verhaftet worden. Sein Vater
wurde erschossen, er selbst im
Lager Sachsenhausen
gefangen gehalten.



GIWI MARGWELASCHWILI

Kapitän Wakusch

Erstes Buch: In DeuXiland
Autobiographischer Roman
1991, 392 S., geb., DM 38,—
ISBN 3-87800-012-X

GIWI MARGWELASCHWILI

Kapitän Wakusch

Zweites Buch: Sachsenhäuschen
Autobiographischer Roman
1992, 528 S., DM 48,—
ISBN 3-87800-013-8

SÜDVERLAG

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

GEORGISCHE MÄRCHEN
IM SÜDVERLAG

EDITION SAKARTWELO

Märchen aus Swanetien

ÜBERSETZT, HERAUSGEGEBEN UND KOMMENTIERT
VON HEINZ FÄHRICH

288 SEITEN FESTEINBAND, ISBN 3-87800-014-6,

PREIS DM 38,00

Schneebedeckte Gipfel,
ausgedehnte Wälder,
üppige Wiesen, reißende
Gebirgsflüsse und
Dörfer mit hohen
Wehrtürmen –
das ist Swanetien, eine
georgische Provinz im
kaukasischen Hochgebirge
zwischen Europa und
Asien.

Die lange Siedlungs-
geschichte dieses
Gebietes, die unterschied-
lichen kulturellen
Einflüsse aus West und
Ost haben auch die
Volksdichtung,
insbesondere die Märchen
geprägt:



Europäisches und
orientalisches,
vorchristliches und
christliches Gedankengut
spiegeln sich in ihnen
wider, lokale
Besonderheiten geben
darüber hinaus ein Bild
von den sozialen
Verhältnissen und
Wünschen der Swanen
über die Jahrhunderte
hinweg.

Heinz Fähnrich bietet
mit dieser erstmaligen
Übersetzung swanischer
Märchen ins Deutsche
allen Kennern und
Liebhabern von Volks-
märchen ein Novum.

ERHÄLTlich IN IHRER BUCHHANDLUNG

SÜDVERLAG

RARITÄTEN

aus dem
Georgischen Verlag
Sakartwelo,
jetzt im
SÜDVERLAG



Restauflage

Das Kochbuch der Hundertjährigen!

Georgisches Kochbuch

aus dem Land der Hundertjährigen im
Kaukasus

332 Rezepte – köstlich,
schmackhaft und gesund.

Zusammengestellt und übersetzt von
Nikolos Dschanelidse.

Mit Worterklärungen, Literaturhinweisen,
mit einem Nachwort und einem umfang-
reichen Anhang.

256 Seiten mit s/w-Abb., gebunden.

(Lieferung nur, solange Vorrat reicht)

SONDERPREIS, DM 18,-

Restauflage

Tiermärchen aus Georgien

Georgische Märchen

Gesammelt von Lidia Pape – Asnauri
(Gegelaschwili und Nikolos Dschanelidse)

79 Seiten, mit Zahlreichen farbigen

Illustrationen, gebunden

(Lieferung nur, solange Vorrat reicht)

SONDERPREIS, DM 18,-



SÜDVERLAG

Postfach 10 20 51 · D-78420 Konstanz · Tel.: 0 75 31 / 2 30 58 · Fax: 0 75 31/2 30 50